Tiecks Werke.

Erster Band.

Holzfreies Papier.



Ludwig Tieck.

Tiecks Werke.

Herausgegeben

von

Gotthold Ludwig Klee.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig und Wien.
Bibliographisches Institut.

Der Gattin von Tiecks hochherzigstem Freunde,

Frau Sophien Gräfin Baudissin,

widmet diese Auswahl Tieckscher Schriften

verehrungsvoll

der Herausgeber.

Vorwort des Herausgebers.

Nach der Anlage des großen Verlagsunternehmens, von dem die vorliegende Ausgabe Tieckscher Schriften einen Teil bildet, sollte und konnte nur eine Auswahl der dichterischen Werke Tiecks dargeboten werden. Der Schwierigkeiten, die der Aufstellung einer solchen in anbetracht der reichen Produktion des Dichters entgegenstanden, war ich mir bewußt. Mein Bestreben war, das auszuwählen, was die Eigenart seiner Poesie am reinsten aufweist und zugleich für den heutigen Leser am genießbarsten erscheint, oder mit andern Worten, was zugleich geschichtlichen und künstlerischen Wert besitzt. Freilich hätten dazu wohl noch der „Blaubart", der Roman „Vittoria Accorombona" und die eine oder andre der Novellen gehört; aber der Umfang von drei Bänden durfte aus äußern Gründen nicht überschritten werden. Möchte es mir gelungen sein, aus dem Bedeutsamen das Bedeutsamste herauszufinden!

Was die Anordnung meiner Ausgabe betrifft, so macht den Anfang eine sparsame Auswahl aus den Gedichten; hieran schließen sich dramatische Dichtungen. Im zweiten Bande stehen zuerst einige Märchen, dann beginnt eine Reihe sogenannter Gesellschaftsnovellen, die im dritten Bande mit „Des Lebens Überfluß" abschließt, und der noch zwei historische Novellen folgen. Innerhalb dieser Abteilungen sind die einzelnen Nummern chronologisch geordnet. Den Texten wurde, mit einziger Ausnahme des „Gestiefelten Katers" (vgl. die Einleitung zu diesem), stets die letzte bei Lebzeiten des Dichters erschienene Ausgabe zu Grunde gelegt. Die Lesarten geben im allgemeinen nur die Abweichungen von dieser an.

Für die erläuternden Anmerkungen fehlte es fast gänzlich an Vorarbeiten; ich war also auf eignes Suchen angewiesen. In einigen Fällen hat mich Herr Professor Dr. Ernst Elster in Leipzig freundlich unterstützt. Die Einleitungen wollen über Entstehung und Wirkung, litterargeschichtliche Stellung und ästhetischen Wert der besprochenen Dichtungen mancherlei beibringen. Hier wie in der Biographie hoffe ich von Überschätzung ebenso fern geblieben zu sein wie von der pietät-

losen und unverständigen Herabwürdigung, die unserm Dichter gegenüber immer noch zuweilen für einen Beweis besonderer kritischer Erleuchtung gehalten wird. Die Jahre der Entwickelung, die dem Verständnis manche Schwierigkeiten bieten, ausführlicher zu behandeln als die Meisterjahre, in denen der Dichter als ein Fertiger klar und abgeschlossen vor uns steht, war gerade deshalb am Platze, weil von den Werken jener Zeit verhältnismäßig nur Weniges in die Auswahl aufzunehmen war. Da der Biographie nicht wie den Einleitungen zu den einzelnen Dichtungen litterarische Beilagen beigefügt werden konnten, so erfordert es einfach die Ehrlichkeit, hier wenigstens die Namen derjenigen Männer aufzuzählen, deren größere oder kleinere Arbeiten, welche sich ganz oder teilweise mit dem Dichter beschäftigen, von mir vorzüglich benutzt worden sind. Vor allen muß ich nennen: Haym, Koberstein, Köpke, sodann H. von Friesen, Hettner, J. C. Hoffmann, J. Minor, R. Prölß, R. von Raumer, Julian Schmidt, A. Stern. Sehr reich ist ferner das Material, das sich in den Veröffentlichungen aus den Nachläßen von K. Förster, Solger, F. von Üchtritz und andrer sowie in den Briefsammlungen von Holtei, Raich, Waitz und Walzel findet. Auch einiges, der königlichen Bibliothek zu Dresden gehörende Material durfte ich, dank der Güte des Oberbibliothekars Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, benutzen. Zu danken habe ich endlich für mannigfache, stets gern gewährte Auskunft meist über biographische Einzelheiten Herrn Professor Ernst Rudorff in Groß-Lichterfelde bei Berlin und zwei edlen Frauen, der Gräfin Sophie Baudissin in Dresden und der Landrätin Klara von Treutler auf Neu-Weisstein bei Altwasser in Schlesien. Der letztern, einer Enkelin Tiecks, verdankt meine Ausgabe auch ein kleines Ineditum, den Spruch am Ende der „Gedichte", das schöne Autogramm aus dem Jahre 1825 und vor allem das vortreffliche Bildnis des Dichters. Dieses ist nach einer Photographie, welche Frau von Treutler nach einem ihr gehörigen Ölgemälde Joseph Stielers abnehmen ließ, angefertigt. Das Original ist, wie ein Sohn des Künstlers, Herr Max Stieler in München, mitteilt, im Jahre 1838 oder 1839 in Dresden gemalt, soll sich durch besondere Ähnlichkeit und charakteristische Auffassung auszeichnen und erscheint hier zum ersten Male vervielfältigt.

Bautzen, im August 1892.

Dr. Gotthold Klee.

Melpomene:

Wie wenn
~~Wenn~~ des Aethers Riesen höher dringen,
Und durch Gebirge Geisterstimmen hallen,
Der Wolken Dunstgestalten fliehn und wallen,
Und Baum und Wald harmonisch dann erklingen:

So Leid und Schmerz, wie sie gestaltlos ringen,
Die Klagen ungestüm und wild verschallen —
Ertönen sie in meinen Leierhallen,
Erhebt sich Angst und Noth auf Geisterschwingen.

Mein Wort erklingt, und Götter steigen nieder,
Der Tod verbreitet besiegt nicht Heldenherzen,
Verzweiflung flieht, die Angst erlischt, und stiller

Und göttlicher der Klagelaut der Lieder,
Zum Leben Tod verklärt, zur Lust die Schmerzen —
So rauscht dein hoher Heldensang mein Schiller.

Tiecks Leben und Werke.

Tiecks Leben fiel in eine für die deutsche Geistesgeschichte überaus bedeutsame Zeit, und ihm selbst war vermöge seines vielseitigen, ungewöhnlichen Talents und seiner mannigfaltigen Bestrebungen beschieden, eine wichtige Rolle in der geistigen Umwälzung, die sich innerhalb der ersten Hälfte jener Epoche vollzog, zu spielen. Aber gerade der Reichtum und die Beweglichkeit von Tiecks Begabung sowie der Umstand, daß die geistigen und persönlichen Beziehungen, in denen er zu bedeutenden Zeitgenossen stand, fast so mannigfach waren wie die geistbewegenden Elemente des ganzen Zeitalters, erschweren es, ein klares Bild seines litterarischen Charakters zu zeichnen. Tiecks geistige Physiognomie scheint zuweilen proteusartig zu wechseln, seine Dichtung schillert in den verschiedensten Farben. Dennoch ist der Ausspruch, daß der Charakter von Tiecks Poesie recht eigentlich der sei, keinen Charakter zu haben, nichts weiter als ein geistreicher Witz, der sich bei näherer Untersuchung als unberechtigt erweist. Mit gutem Grunde durfte Tieck am Ende seines langen, inhaltreichen Lebens behaupten, daß er nie jene vielfachen und gewaltigen Veränderungen erfahren habe, die andre von sich rühmen oder über die sie sich beklagen wollten. Es waren in der That oft nur äußere Verhältnisse, die ihn beeinflußten, und fremde Strömungen, die ihn vorübergehend erfaßten, ohne ihm seine Eigenart und eine durchaus verständliche und folgerichtige innere Entwickelung zu rauben. Einem Manne, der nicht nur als Dichter, sondern auch als Kritiker, Gelehrter und Dramaturg, nicht nur durch seine Schriften, sondern auch durch seine Persönlichkeit so bedeutsam in das geistige Leben seiner Zeit eingreifen konnte, wäre dies wohl nicht möglich gewesen, wenn er persönlich und litterarisch eines ausgeprägten Charakters entbehrt hätte. Wie dieser sich entwickelte, dies wollen im Rahmen einer biographischen Skizze nachstehende Zeilen andeuten.

In der nüchternen Stadt des preußischen Zopfes, dem Sitze des Fridericianischen Militarismus und der Nicolaischen Aufklärung, ist der spätere Bannerträger der deutschen Romantik, der Sänger der „Waldeinsamkeit", ein Stimmungsdichter, dem sich nur wenige an die Seite stellen können, geboren und aufgewachsen. Noch steht in der alten Roßstraße zu Berlin das bescheidene Haus, in welchem Johann Ludwig Tieck am 31. Mai, dem zweiten Pfingstfeiertage, des Jahres 1773 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, der dem Erstgebornen seine eignen Vornamen beilegte, war ein wohlhabender Seilermeister, ein einfacher, aber begabter und für seinen Stand gebildeter Mann, nüchtern und ehrenhaft, ein eifriger Anhänger der Aufklärung, doch nicht ohne Sinn für wahre Poesie. Die Mutter, Tochter eines Dorfschmiedemeisters, im Hause eines Landpfarrers erzogen, eine stille, sanfte Frau, behauptete dem rationalistischen Manne gegenüber tapfer ihre schlichte Gläubigkeit. Dem ersten Sohne folgten in den nächsten drei Jahren noch zwei Kinder nach, eine Tochter, Sophie, und ein Sohn, Friedrich. Jene that sich später im Kreise der Romantiker als geistreiche Frau und phantasievolle Schriftstellerin hervor, dieser wird als ein Bahnbrecher unter den Meistern der neuern Bildhauerkunst noch heute mit Ehren genannt.

Im ganzen konnte die häusliche Umgebung nur günstig auf den reichbegabten, frühreifen Ludwig einwirken. Fuhr auch der Vater mit seinem Rationalismus zuweilen rauh dazwischen, so wachte er doch auch anfangs mit heilsamer Strenge über dem üppig sich entfaltenden Empfindungs- und Vorstellungsvermögen des Kindes, und daß Gemüt und Phantasie nicht zu kurz kamen, dafür sorgte die Mutter, aus deren Munde Ludwig die ersten Märchen vernahm, auf deren Schoße der kaum Vierjährige lesen lernte, und unter deren Augen er sich an Bibel und Gesangbuch labte. Ja der Vater selbst führte ihn sogar in das Reich der neuen deutschen Poesie ein. Denn jene stürmische Bewegung der Genieperiode, von der damals die jüngern Dichter ergriffen wurden, ging auch an seiner kleinbürgerlichen Häuslichkeit nicht vorüber. In Ludwigs Geburtsjahr waren Goethes „Götz" und Bürgers „Lenore" erschienen und hatten einer neuen, freiern, volkstümlichen Auffassung der Poesie Bahn gebrochen, und ein Jahr später brauste in Goethes „Werther" der volle Strom der lange zurückgestauten subjektiven Empfindung mächtig daher. Der alte Tieck wußte diese Werke trotz seiner nüchternen Verständigkeit gar wohl zu würdigen, und durch

ihn lernte der Knabe den „Götz“ kennen, der den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck auf ihn machte.

Wurde diese geistige Bekanntschaft auch vielleicht zu früh geschlossen, so war sie doch so edler Art, daß sie auf das Gemütsleben des Kindes zwar aufregend, aber doch nicht schädlich einwirken konnte. Zum Teil bedenklich dagegen waren die Eindrücke, die dem Knaben hauptsächlich durch das Schülerleben vermittelt wurden. Nachdem er mehrere Elementarkurse durchgemacht hatte, trat er mit dem vollendeten neunten Lebensjahre im Sommer 1782 in die unterste Klasse des Friedrich-Werderschen Gymnasiums ein, das unter der Leitung des bekannten rationalistischen Pädagogen Friedrich Gedike stand. Obwohl Tieck wunderbar leicht auffaßte und manche glänzenden Erfolge errang, die ihn in den Ruf eines Genies brachten, so verlor er doch je länger je mehr die rechte Lust am schulmäßigen Lernen. Für Mathematik besaß er kein Talent, der vernünftelnde Religionsunterricht stieß ihn ab, regte aber zugleich quälende Zweifel in ihm auf, und die trockne, poesielose Art, wie auch die andern Fächer, namentlich die alten Sprachen, getrieben wurden, konnte ihn nicht anziehen. Die Anmaßung, mit der die Bedürfnisse des Gemüts als abgeschmackt zurückgewiesen wurden, forderte seinen Widerspruch heraus, und da er seine abweichenden Meinungen keck aussprach und seine Lehrer durch geistreiche Paradoxen und launenhafte Phantastik in Schrecken setzte, so war er wenigstens in den obern Klassen nicht eben wohl angeschrieben.

Vielfache Interessen, die ihn von dem langweiligen Lernen abzogen, hatten es mit sich gebracht, daß seine Fortschritte in den letzten Schuljahren trotz seines staunenswerten Gedächtnisses nicht besonders ausgezeichnet waren. Friedrich der Große war 1786 gestorben und sein Neffe, der leichtlebige Friedrich Wilhelm II., hatte den Thron bestiegen. Der Periode der strengen, nüchternen Pflichterfüllung war am Hofe eine lustige Zeit der Mätressenwirtschaft und gewissenloser Verschwendung gefolgt. Es konnte nicht fehlen, daß sich die veränderte Lebensauffassung der höchsten Kreise allmählich auch in den bürgerlichen Regionen hier und da geltend machte. Ein Zwiespalt zwischen der alten und der neuen Moral mußte gerade von tiefern Naturen quälend empfunden werden. Der König begünstigte eifrig das Theater, und die Anziehungskraft, welche die Bühne auf den jungen Tieck ausübte, war von früher Kindheit an gewaltig gewesen. Zumal als seit 1783 der große Schauspieler Ferdinand Fleck in Berlin als Mitglied

der berühmten Döbbelinschen Truppe auftrat, lauschte Tieck, so oft es möglich war, dessen hinreißenden Darstellungen. Die Eindrücke des Theaters hatten ihn bereits zu dichterischer Produktion angetrieben, sein improvisatorisches Talent befähigte ihn schon als Kind, kleine Dramen aus dem Stegreife auf einem Puppentheater aufzuführen. Zugleich aber regte sich seine außerordentliche mimische Begabung. Mit den Geschwistern stellte er Szenen aus seinen Lieblingsstücken, insbesondere aus Schillers „Räubern", dar. Denn auch der Kreis seiner Lektüre hatte sich sehr erweitert; der Gegensatz zwischen den freiern Anschauungen der Stürmer und Dränger und denen der Berliner Aufklärer weckten neue innere Kämpfe in ihm, durch die er zuweilen in die trübste Stimmung versetzt wurde, und die ordnungslose Hast, mit der er Treffliches und Geringes, ja geradezu Schlechtes verschlang, überreizte seine Phantasie. Neben den Jugenddramen Schillers und den wilden Erzeugnissen der andern sogenannten „Genies" wirkten mit beinahe gleicher Gewalt die im Gefolge des „Götz" und der „Räuber" auftauchenden rohen Rittergeschichten und Geisterromane auf ihn ein. Zu der Menge unvergorner Elemente, welche die zeitgenössische Litteratur ihm aufdrängte, kamen aber bald auch Dichtungen der Vergangenheit, die ihm für das ganze Leben teure Besitztümer werden sollten. Er las mit Entzücken den „Don Quixote" in Bertuchs kürzender Übersetzung, er ergötzte sich innig an Holbergs Komödien, und er versenkte sich vor allem in Shakespeare, von dem er zuerst den „Hamlet" in Eschenburgs Übertragung kennen lernte. Hinter dieser Welt von Poesie traten ihm die antiken Schulklassiker weit zurück, obwohl er die „Odyssee", die er sehr liebte, in Hexametern übersetzte. Bei alledem fand er noch Zeit, Italienisch zu lernen, auf Wunsch des Vaters sogar Musik zu treiben, zu der er indes kein Talent besaß, und war als Primaner bereits ein sattelfester Reiter und gewandter Fechter.

Konnte der Schulunterricht ihm wenig bieten, so fand er außer in der Lektüre um so mehr Anregung im persönlichen Umgang mit einigen Mitschülern. Nachdem der phantasievolle, leidenschaftliche Jüngling seine Freundschaft zuerst an einen Unwürdigen, den kalten und herzlosen Bothe, weggeworfen hatte, schloß er einen innigen Seelenbund mit dem ihm gleichalterigen Wilhelm Heinrich Wackenroder, dem Sohne eines Geheimen Kriegsrates und Justizbürgermeisters in Berlin, einem weichen, träumerischen Jüngling von seltener Reinheit des Herzens. Mit einer fast weiblichen Innigkeit und Hingebung schloß sich der

schüchterne Wackenroder an den keckern und gereiftern Tieck an, der ihm mit heißer Empfindung lohnte und sich dem mildernden, beruhigenden Einfluß des Freundes nicht verschloß. Andre Altersgenossen, die Tieck nahe traten, waren der jugendlich schwungvolle, ritterliche und strebsame Friedrich Toll und der gutmütige und lebhafte, aber auch leichtsinnige Wilhelm von Burgsdorff, der Sohn eines märkischen Edelmannes. Jenen raffte schon im Herbste des Jahres 1790 ein früher Tod hinweg, mit diesem blieb Tieck ein Menschenalter hindurch herzlich verbunden.

Nächst dem Verhältnis zu Wackenroder ward für Tieck das zu einem andern Mitschüler, Wilhelm Hensler, von besonderer Bedeutung, da es ihm den Weg in das Haus von dessen Schwiegervater, dem berühmten Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, bahnte. Dieser geistreiche, leichtbewegliche Mann stand nicht nur im Mittelpunkt des Berliner Musiklebens, das sich damals glänzend entfaltete, er war auch ein Freund allseitiger Bildung und machte sein Heim zu einem Sammelplatz für die mannigfachsten geistigen Bestrebungen; Sänger, Musiker, Schauspieler, Künstler und Kunstfreunde verkehrten bei ihm. Er trieb Kantische Philosophie, schriftstellerte auf ästhetischem Gebiet und verkündete die Größe Goethes. Am lebhaftesten aber interessierte er sich damals für die Bühne und errichtete in seinem Hause sogar ein Liebhabertheater. Tieck, von schöner, schlanker Gestalt und edlen, ausdrucksvollen Zügen, im Besitz eines biegsamen, klangreichen Organs, hatte alle äußern Mittel zu einem hervorragenden Schauspieler und übertraf in der That bald alle andern in der Darstellung der bedeutendsten Rollen. Er ging allen Ernstes mit dem Gedanken um, sich ganz der Bühne zu widmen.

Für einen Primaner bot dieses gewiß höchst anregende Leben doch gar zu viel des Zerstreuenden und Verwirrenden. Dazu kam, daß Tieck in Reichardts Hause nicht nur einen höchst merkwürdigen Mann, den originellen, geistvollen, kenntnisreichen, aber exzentrischen Goethe-Apostel Karl Philipp Moritz, damals Professor der Altertumskunde an der Berliner Kunstakademie, kennen lernte, der ihn mächtig anzog, und dessen dilettantische Vielseitigkeit dem unreifen Jüngling als Vorbild nur gefährlich werden konnte, sondern auch, daß er, der siebzehnjährige Gymnasiast, bereits in einer jüngern Schwester von Reichardts Frau, der kleinen Amalie Alberti aus Hamburg, seine zukünftige Braut fand. Als das gastfreundliche Haus sich 1791 auflöste und Reichardt, der

durch seine politische Schriftstellerei bei Hofe mißliebig geworden war, nach Giebichenstein bei Halle übersiedelte, zog die Geliebte Tiecks nach ihrer Heimat. Er blieb ihr treu, aber eine ausgebreitete Geselligkeit war ihm Bedürfnis geworden, und dieses Bedürfnis trieb ihn, neue Freundschaften aufzusuchen, die er auch fand, die aber zum Teil keinen günstigen Einfluß auf seine geistige Entwickelung, namentlich auf seine Entwickelung als Schriftsteller, ausübten.

Schon lange hatte sich Tiecks produktive Begabung geltend gemacht. Als Kind schrieb er mit spielender Leichtigkeit Verse, als Schüler statt der langweiligen Aufsätze phantastische Erzählungen, die von den Lehrern merkwürdigerweise beifällig aufgenommen wurden; Pläne zu großen Tragödien wurden geschmiedet, ein Zaubermärchen: „Das Reh“, und andre kleine Stücke in dramatischer Form, aber ohne eigentlich dramatischen Gehalt, rasch hingeworfen. Shakespeare war es gewesen, der den jungen Dichter zu diesen Exerzitien anregte, und diesem großen Leitstern seines Lebens brachte er in der ältesten seiner Dichtungen, die wir besitzen, eine überaus sinnige Huldigung dar. Die 1789 entstandenen Szenen „Die Sommernacht“ stellen in reizender Weise dar, wie der Knabe Shakespeare von Oberon und Titania, die ihn im Walde schlafend finden, die Dichterweihe erhält. Man erkennt aus dem liebenswürdigen Bruchstück, das Haym die „anmutigste Vorankündigung des nachmaligen romantischen Dichters“ nennt, daß es vor allem das phantastische Element war, was ihn in Shakespeares Poesie damals anzog: es war der Dichter des „Sommernachtstraums“ und des „Sturms“, für den sein Herz erglühte, und der es ihm für immer angethan hatte. Wie wenig er das eigentlich Dramatische erkannte, beweist sein im nächsten Jahre (1790) geschriebenes dreiaktiges Schauspiel „Alla-Moddin“, das die Geschichte eines Sulu-Insulanerhäuptlings, welcher spanischen Jesuiten auf Manila in die Hände gefallen ist, mit großem Aufwand von aufgeklärtem Räsonnement und wortreicher Seelengröße behandelt. Die Charakteristik ist schwach, die Handlung ohne frische Lebendigkeit, das Malerische tritt in den Vordergrund, das fremdländische Kolorit und einzelne stimmungsvolle Situationen haben offenbar den größten Reiz auf Tiecks Genius ausgeübt und sind ihm in der That am besten gelungen. Ähnlich steht es mit der demselben Jahre angehörenden kleinen phantastischen Erzählung „Almansur“, in der Tieck orientalisches Kostüm anwendet; Rousseausche Naturschwärmerei und trübe Melancholie bilden den

Hauptinhalt der ziemlich unklaren Dichtung, die nur als Spiegel der zwiespältigen, trüben und überschwenglichen Stimmung ihres jugendlichen Verfassers Interesse zu erregen vermag.

Nicht mit diesen ersten Blüten seiner eigensten, wenn auch unreifen Phantasie trat indes Tieck als Schriftsteller vor das Publikum. Seine Gutmütigkeit und die allzu große Biegsamkeit seines Geistes verleiteten ihn, sein Talent im Solde eines gewissenlosen Lehrers als Lohnschreiber zu verwerten. Schon den „Alla-Moddin" verfaßte er auf Anregung eines seiner Lehrer, unter denen sich seit kurzem etliche noch sehr junge Männer befanden, die ebenso wie Tieck selbst teils unter dem Einflusse der Aufklärung, teils unter dem der Sturm- und Drangperiode standen. Der bedeutendste unter ihnen war August Ferdinand Bernhardi, der nur vier Jahre älter war als sein Schüler, nachmals dessen Schwester heiratete und sich als Sprachforscher einen Namen gemacht hat. Er war in Halle unter Friedrich August Wolf gebildet und verehrte Goethe. Er besaß, wie Tieck sagt, viel Scharfsinn; Spott und treffender Witz standen ihm zu Gebote. Er liebte Laune, Ironie und Mystifikation und konnte mit Nachdruck und Anstrengung arbeiten, um hinterher eben das zu verspotten, woran er seine ganze Kraft gesetzt, und nicht minder diejenigen, welche daran geglaubt hatten. Gewandt und überlegen wußte er sich in die verschiedensten Stimmungen zu versetzen; stets blieb er Herr der Form, auch in der Rede und Schrift, und wußte für sich zu gewinnen und zu blenden. Es ist klar, daß der intime Umgang mit einem solchen Manne zwar anregend, aber — was gerade für den jungen Dichter das Notwendigste gewesen wäre — keineswegs beruhigend, klärend und festigend wirken konnte. Noch viel nachteiliger aber war für Tieck das Verhältnis, in das er zu einem andern jungen Lehrer, Namens Friedrich Eberhard Rambach, trat. Dieser, sechs Jahre älter als Tieck, war ein oberflächlich gebildeter, gesinnungsloser Mann, der alles, was man von ihm verlangte, Romane, Dramen, namentlich aber Schauergeschichten der gröbsten Art, wie sie damals Mode waren, hinsudelte. Er war es, der, durch das Schauspiel „Alla-Moddin" auf Tiecks Talent aufmerksam gemacht, sich nicht scheute, letzteres auf die schmählichste Weise zu seinem Vorteil auszunutzen. Er stellte den Jüngling zuerst als Abschreiber seiner Machwerke an und überließ ihm dann bald, wenn er selbst die Lust weiterzuarbeiten verlor oder seine Phantasie erlahmte, seine Schmierereien zu vollenden. „In wahrhaft frevelhafter Weise", sagt Haym, „wurde

der achtzehnjährige Primaner um seine litterarische Unschuld gebracht, wurde er um das Gefühl der Würde des schriftstellerischen Berufs und der Heiligkeit der ersten Regungen des poetischen Genius betrogen." Die Himburgsche Verlagshandlung in Berlin gab eine Sammlung von Spitzbubengeschichten unter dem Titel: „Thaten und Feinheiten renommierter Kraft- und Kniffgenies" heraus, die dem Modegeschmack der Zeit gemäß die sogenannte „humane" Tendenz verfolgte, zu zeigen, daß der „edle" Verbrecher nur durch Umstände, durch die unseligen Einrichtungen des modernen Staates, zum Verbrecher geworden sei. Rambach sollte das Jahrmarktsbuch vom „Bayerschen Hiesel oder Matthias Klostermayr" zu einer solchen Erzählung umarbeiten, verlor aber nach den ersten Kapiteln den Geschmack daran und überließ Tieck die Fortsetzung, die dieser auch ganz im Sinn seines Auftraggebers zu Ende führte. Nur am Schluß konnte er sich nicht versagen, offen zu erklären, daß es ihm sehr sauer geworden sei, „diesen Kerl als einen Helden in seinem Fache" darzustellen, weil er „nichts mehr und nichts weniger war als — ein Spitzbube". Ebensowenig wie diese, war eine andre Aufgabe, die Rambach Tieck stellte, dessen würdig, nämlich zu einem Schauerroman seiner Fabrik „Die eiserne Maske" zwei im Ossianschen Schwermutston gehaltene Gedichte und das Schlußkapitel beizusteuern, obwohl man zugestehen muß, daß jene den angeschlagenen Ton nicht übel treffen, und daß dieses eine bemerkenswerte Virtuosität in der Darstellung schrecklicher Seelenkämpfe aufweist. So gab der junge Dichter sich dazu her, „die Kleckserei eines Handwerkers noch zuletzt in einer Art Brillantfeuer strahlen zu machen". Daneben hatte es wenig zu bedeuten, daß ein andrer Lehrer, Namens Seidel, ihm auftrug, eine von ihm begonnene Übersetzung von Middletons „Römischer Geschichte" zu vollenden.

Jenes Schlußkapitel des Rambachschen Romans wäre Tieck schwerlich so gut gelungen, wenn nicht ähnliche Stimmungen wie die geschilderten in seinem eignen Herzen lebendig gewesen wären. Die widersprechendsten Eindrücke waren auf ihn eingestürmt, zwei Freunde hatte er kurz hintereinander durch den Tod verloren, seine sensitive Natur war dadurch aus dem Gleichgewicht gehoben worden.

Dies zeigte sich noch deutlicher, als er zu Ostern 1792 das Gymnasium verließ und die Universität Halle bezog. Hätte er seiner innersten Neigung folgen dürfen, so wäre er Schauspieler geworden, wozu er allerdings die unverkennbarste Begabung besaß; aber der Vater

drohte mit seinem Fluche. So beschloß denn Ludwig, den Studien treu zu bleiben. Er ließ sich in Halle üblicherweise als Student der Theologie inskribieren, obwohl ihm diese Wissenschaft innerlich fernlag. Das religiöse Gefühl war in ihm noch nicht geweckt worden; schneidende Skepsis und unklarer Gefühlsüberschwang stritten in seinem Herzen um die Oberhand. Fürs erste wollte er Litteratur und Altertumswissenschaften studieren. Unter den Professoren zog ihn nur Friedrich August Wolf, der große Philolog, durch seine lebensvolle Auffassung der antiken Welt an. Außerdem bot ihm Reichardts gastfreies Haus im benachbarten Giebichenstein Gelegenheit zu manchem nützlichen Einblick in das gelehrte Leben. Aber innerlich befriedigt fühlte er sich in Halle nicht. Ja, er vereinsamte bald gänzlich und war in Gefahr, in ratlosem Zweifel und einer zuweilen an Wahnsinn grenzenden Melancholie unterzugehen. Von seinen Schulfreunden war ihm nur Burgsdorff nach Halle gefolgt; der geliebte Wackenroder wurde von seinem strengen Vater noch in Berlin zurückgehalten, und selbst jener war ihm damals entfremdet, da er durch neue Verbindungen in Anspruch genommen wurde und namentlich mit einem mephistophelischen Gesellen, Namens Wiesel, den Tieck verabscheute, ein liederliches Leben führte. Der Briefwechsel, den Tieck mit Wackenroder begonnen hatte, gewährt einen tiefen Einblick nicht nur in die Zartheit und Reinheit ihrer Freundschaft, sondern auch in die Seelenqualen, von denen der junge Student heimgesucht wurde. Eine Fußreise in den Harz, die Tieck im Juli unternahm, führte einen Wendepunkt herbei. Die feierliche Erhabenheit eines Sonnenaufganges im Gebirge brachte ihm wenigstens in einer Beziehung Frieden und innere Erleuchtung. Die Gewißheit von der Existenz eines liebreichen Gottes durchströmte wie ein seliger Schmerz sein ganzes Wesen. So tief war die Wirkung dieses Augenblickes, daß er desselben noch im Greisenalter nicht ohne die innigste Rührung gedenken konnte, daß er ihn wenige Monate vor seinem Tode noch den höchsten, wundervollsten und rätselhaftesten Moment seines ganzen Lebens nannte und sich für beglückt hielt, daß er diesen Zustand hatte erleben dürfen.

Daß er dennoch jene Melancholie noch keineswegs überwunden hatte und auch in der Folgezeit oft genug von düstern Seelenstimmungen gequält wurde, das beweist am deutlichsten die Dichtung, die er allerdings schon 1791 in Berlin begonnen hatte, jetzt aber wieder aufnahm und ihrem Ende nahe brachte: „Abdallah“. Vollendet wurde

diese grausige Erzählung gegen Ende 1792 in Göttingen, wohin er nach einem Abstecher in die Heimat im Herbst übersiedelte. Den Inhalt faßt Haym in folgende Sätze zusammen: „Um sich die Verzeihung der Hölle wiederzuerwerben, hat Omar von einem höllischen Geiste die Aufgabe gestellt bekommen, einen Sohn dahin zu bringen, daß derselbe seinen eignen, geliebten Vater dem Tode übergebe. In der Gestalt eines Erziehers und Freundes des jungen Abdallah macht er sich an die Arbeit. Er vergiftet zunächst seine Seele, indem er ihm die Grundsätze einer verzweifelten fatalistisch-epikureischen Philosophie beibringt, die den Egoismus und den Sinnengenuß als das einzig Reelle, gut und böse als ununterscheidbar Eins, den freien Willen als eine thörichte Einbildung, das Leben als ein zweckloses Spiel, die ganze Welt als eine Kette mechanisch wirkender Kräfte darstellt, und knüpft dann weiter an einen Liebeshandel Abdallahs mit der Tochter des Sultans an, um zum Ziele zu gelangen. Der teuflische Plan gelingt. Um sich den Besitz der Geliebten zu erringen, überliefert Abdallah den eignen Vater dem Tode. Er feiert infolgedessen seine Hochzeit mit der Sultanstochter, aber die Qualen des Gewissens machen ihm das Hochzeitsfest zum Gericht. . . Alle Register des Entsetzens werden bei dieser Schlußszene gezogen. . . In grellen Dissonanzen mischt sich der Jubel und die Üppigkeiten eines orientalischen Hochzeitsmahles mit den in gräßlichen Phantasiegestalten versinnlichten Ängsten und Foltern des Bräutigams, des Vatermörders.“ Die orientalische Einkleidung hat der „Abdallah“ mit dem „Almansur“ gemein, er übertrifft diesen an Wucht der Darstellung, aber auf die richtige Verteilung von Licht und Schatten verstand sich der junge Dichter noch nicht, und so mußte, wie er selbst später bemerkt hat, die gleichmäßige Überhäufung des Gespenstischen und Wilden am Ende notwendig übersättigen. Der Boden, auf dem diese Pflanze gewachsen war, waren nicht Schillers „Räuber“, sondern die ordinären Schauerromane und Gespenstergeschichten, die sich damals des Beifalls beim großen Publikum erfreuten.

In gleichem Fahrwasser schwimmt der Dichter in zwei unbedeutenden kleinen Erzählungen, die in dasselbe Jahr fallen, „Adelbert und Emma“ und „Der Roßtrapp“. Letztere ist nicht erhalten; daß der scharfe Tadel, den Wackenroder über sie ausschüttete, berechtigt war, unterliegt aber keinem Zweifel; Tieck selbst sprach bald sehr wegwerfend über dieses Produkt. Weit höher steht ein kleines zweiaktiges Trauerspiel: „Der Abschied“, das gegen Ende desselben Jahres auf

Wunsch Bernhardis rasch niedergeschrieben wurde. In dem Stück, das zu einer Familienaufführung bestimmt war, sollten nicht mehr als drei Personen auftreten. Diese äußere Beschränkung war der Geschlossenheit des Kunstwerkes günstig. Der Inhalt des kleinen Dramas ist folgender: Zwei Liebende, die wie in „Kabale und Liebe" Ferdinand und Luise heißen, sind durch Irrungen und falsche Nachrichten für immer getrennt worden. Luise heiratet einen andern Mann und lebt mit ihm zufrieden in ländlicher Zurückgezogenheit, obwohl das Bild ihres ersten Geliebten noch im Hintergrund ihrer Seele steht. Da erscheint eines Abends der vermeintliche Ungetreue, nur, um für ewig Abschied von der Verlornen zu nehmen. Die alte Liebe flammt gewaltig auf. Der Gatte schöpft Verdacht und belauscht ihr Abschiedsgespräch, das von tiefem Weh über ihr vereiteltes Glück erfüllt ist. Rasend vor Eifersucht fällt er zuerst über das Porträt des Nebenbuhlers her, das die Frau für das eines verstorbenen Bruders ausgegeben hat, ersticht dann Ferdinand selbst im Schlafe und ermordet endlich auch die Gattin, da sie ihn durch Vorwürfe und unverhohlenen Abscheu reizt. Es ist in engem Rahmen ein Stück ergreifender Poesie, wenn man auch bedauern muß, daß die innere Notwendigkeit der Handlung durch das Hereinziehen allerhand fatalistischer Motive beeinträchtigt wird.

Neben den genannten Dichtungen beschäftigte den Zwanzigjährigen die Fortsetzung eines früher begonnenen, aber nie vollendeten Trauerspiels: „Anna Boleyn" und der Entwurf eines groß angelegten Romans: „William Lovell". Doch auch zu wissenschaftlichen Bestrebungen fühlte er sich in Göttingen, wo er sich viel besser gefiel als in Halle, angeregt. Der Ton feiner Geselligkeit, der hier herrschte, war ihm sympathischer als das etwas rohe Wesen der Saalestadt. Unter den Berühmtheiten der Universität erweckte sein Interesse der geschmackvolle Altertumsforscher Christian Gottlob Heyne, der ihn freundlich aufnahm und ihn auch in das Studium der alten Kunst einführte. Der arme Bürger, der Dichter der „Lenore", zog ihn lebhaft an, obwohl der Unglückliche, durch verschuldete und unverschuldete Leiden an Geist und Körper gebrochen, nur noch ein Schattenbild seines frühern Selbst war. Unter der Studentenschaft fand Tieck mehrere junge Leute, mit denen er eine Art litterarischer Gesellschaft stiftete, zu welcher unter andern auch der gleichfalls nach Göttingen gekommene Burgsdorff gehörte. Die größte Anziehungskraft aber übte die Biblio-

thek mit ihren Schätzen auf Tieck aus. Hier fand er genügende Hilfsmittel, um sich dem Studium der englischen Litteratur, hauptsächlich des ältern Dramas und Shakespeares, gründlicher widmen zu können. Der Plan, ein großes Werk über diesen „Dichter aller Dichter" zu schreiben, tauchte schon damals in ihm auf. Auch verfaßte er eine Bearbeitung des Lustspiels „Volpone" von dem jüngern Zeitgenossen und Antipoden Shakespeares Ben Jonson unter dem Titel: „Ein Schurke über den andern oder die Fuchsprelle" und lernte, um den „Don Quixote" im Urtext lesen zu können, die spanische Sprache.

Zu Ostern 1793 ward endlich der treue Wackenroder, mit dem Tieck unausgesetzt in Briefwechsel gestanden hatte, von dem geistigen Zwang, den sein Vater auf ihn ausübte, freigesprochen. Trotz einer glänzenden Abgangszensur, die Gedike dem Jüngling erteilt hatte, war es dem Vater zweckmäßig erschienen, ihn noch ein Jahr lang durch Privatunterricht für die Universität vorzubereiten, wobei neben der Jurisprudenz auch die allgemeinen Wissenschaften nicht unberücksichtigt blieben. So hatte ihm der Prediger Erduin Julius Koch, ein für seine Zeit sehr tüchtiger Kenner unsrer ältern Poesie, bekannt als Verfasser des ersten Kompendiums der deutschen Litteraturgeschichte, privatim Vorlesungen über „die schönen Wissenschaften unter den Deutschen" gehalten, die auf seine Geistesrichtung großen Einfluß gewannen. Schon damals fühlte er sich von der altdeutschen Poesie lebhaft angezogen und suchte seinen Freund dafür zu interessieren, der sich indes anfangs ablehnend verhielt. „Soviel ich die Minnesänger kenne", schrieb er 1792 an Wackenroder, „herrscht eine erstaunliche Einförmigkeit in allen ihren Ideen"; er warnte den Freund geradezu, sich ja nicht zu sehr in die Poesie des Mittelalters zu vertiefen. Wackenroder sollte nun nach Erlangen gehen, um sich dort, sehr gegen Neigung und innern Beruf, die ihn zur Kunst, namentlich zur Musik hinzogen, dem Studium der Rechte zu widmen. Tieck beschloß, ihn zu begleiten, er reiste nach Berlin, um den Freund abzuholen, und brach in froher Stimmung mit ihm nach Franken auf. Erlangen selbst und die akademischen Lehrer boten den Jünglingen nur wenig Anregung, um so mehr thaten dies die Natur des gesegneten Landes mit seinen herrlichen, burggekrönten Hügeln und die Städte mit ihren alten Kunstdenkmälern und historischen Erinnerungen. Vor allem wurde Nürnberg das Ziel ihrer häufigen Wanderungen. Hier ging ihnen an den Werken Albrecht Dürers, Peter Vischers und andrer wackerer Meister das Verständnis

für die Schönheit der altdeutschen Kunst auf. Die vaterländische Vorzeit stand in anheimelnder Gestalt vor ihrer Seele, und die Undankbarkeit der Gegenwart, die diese Welt treuherzigen Kunstschaffens vergessen hatte, kam ihnen schmerzlich zum Bewußtsein. Diese Eindrücke sowie die, welche ihnen die Gemäldegalerie zu Pommersfelden mit ihrer berühmten, damals für raffaelisch gehaltenen Madonna zuführte, waren für beide Freunde von höchster Bedeutung; die ersten Ideen zu den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", zu den „Phantasien über die Kunst" und zum „Franz Sternbald" erwachten. Ein katholisches Hochamt in vollem Glanze, das sie in Bamberg erlebten, und eine Wanderung in das Fichtelgebirge, wo die Geister der tiefsten Waldeinsamkeit und einer mondbeglänzten Sommernacht zu ihnen sprachen, vollendeten die wunderbaren Eindrücke, die sie dem Erlanger Aufenthalt verdankten. Sie hatten gelernt, sich in Kunst und Natur mit einer Art religiöser Andacht zu versenken.

Um die Mitte des Sommers hatte sich auch Burgsdorff in Erlangen eingefunden. Mit diesem beschlossen die Freunde nach Göttingen zurückzukehren, aber nicht auf geradem Wege, sondern in einem Bogen über die vielgepriesenen Rheinlande. Burgsdorff übernahm die Leitung; bald aber merkten die beiden andern, daß es nicht dem Rheine, sondern direkt Göttingen zuging, und es stellte sich heraus, daß der Führer die gemeinsame Reisekasse verspielt hatte. In Eilmärschen suchte man infolgedessen Göttingen zu erreichen, wo man im Herbst eintraf.

Mit neuem Eifer nahm nun Tieck seine Lieblingsstudien wieder auf. Der Gedanke eines größern Werkes über Shakespeare und seine Zeit stand völlig abgeschlossen vor ihm. Fürs erste beschränkte er sich darauf, eine für die Bühne berechnete Bearbeitung des „Sturms" anzufertigen, der er eine „Abhandlung über Shakespeares Behandlung des Wunderbaren" beigab; denn damals erschien ihm noch unter Shakespeares „dramatischen Vollkommenheiten" die als die größte, daß er die verwegensten Fiktionen, das „Wunderbare", seinen Zuschauern glaublich zu machen wisse. So weit er demnach noch von der völligen Erkenntnis von Shakespeares wahrer Größe entfernt war, so enthält die Abhandlung doch eine solche Fülle feiner, zutreffender Bemerkungen, daß sie noch jetzt lesenswert erscheint. Eine andre Arbeit, die sich ebenfalls auf Shakespeare bezieht, ist die Beurteilung einer „Shakespeare-Galerie" in englischen Kupferstichen, die er

auf Anregung des bekannten Göttinger Kunstschriftstellers Johann Dominik Fiorillo verfaßte, und die durch Heynes Vermittelung 1795 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ gedruckt wurde.

In die Zeit dieses zweiten Göttinger Aufenthaltes, und zwar noch in das Jahr 1793, fällt der erste Entwurf einer Tragödie „Karl von Berneck“. Auf jener Reise ins Fichtelgebirge waren Tieck und Wackenroder auch in die Gegend von Kulmbach gekommen und hatten sich hier an der romantisch gelegenen, düstern Burgruine Berneck entzückt. Tieck hatte sogleich den Plan gefaßt, den schauerlichen Ort zum Schauplatz eines grausigen Dramas zu machen, und ging jetzt an die Ausführung. Obwohl wir das Schauspiel nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in einer Überarbeitung vom Jahre 1795 besitzen, so erscheint es doch passend, schon jetzt seiner zu gedenken. Die Fabel des Stückes ist folgende: An Burg und Familie Berneck haftet ein alter Fluch. In jeder Johannisnacht geht ein eisgraues Gespenst im Schlosse um, der Geist des ersten Besitzers, der seinen Bruder ermordet hat. Wen das Gespenst grüßt, der muß in demselben Jahre sterben, und dieser Spuk wird so lange währen, bis einst von zwei Brüdern in der Familie der eine den andern ermordet, ohne daß sie doch Feinde sind. Dieses höchst verzwickte Verhängnis erfüllt sich nun, und Motive aus der Orestessage werden damit verflochten. Nach sechzehnjähriger Abwesenheit kehrt der Burgherr, der alte melancholische Walther, von einem Kreuzzug zurück und wird, wie Agamemnon von Ägisth, von dem Buhlen seiner Gattin umgebracht. Der jüngere seiner Söhne, Karl, der wie der Vater unter dem Drucke des auf dem Hause lastenden Verhängnisses ein schwermütiges Dasein führt, erschlägt dafür mit dem alten fluchbeladenen Mordschwert des Ahnen den Buhlen und die Mutter. Der ältere Bruder Karls, Reinhard, ist von leichterem Temperament und entbrennt gegen jenen in bitterer Feindschaft, als er erfährt, daß Karl die sanfte Adelheid von Orla, um die er selbst sich bewirbt, liebt und von ihr geliebt wird. Aus Eifersucht beschließt er, den Bruder zu ermorden. Er findet ihn schlafend, da aber wird er von plötzlicher Rührung ergriffen; seine Mordgier verwandelt sich in zärtliche Liebe, so daß er dem Bruder die Geliebte freiwillig abtritt. Aber alles umsonst! Als das Paar die Hände zur Verlobung ineinanderlegen will, tritt der Geist der ermordeten Mutter dazwischen. Von Furien gepeitscht verlangt Karl, daß der Bruder ihn töte, und läßt nicht ab, bis dieser ihm in einer zärtlichen Umarmung den Dolch in die Brust stößt.

So büßt Karl seine Schuld, und zugleich hat sich der Fluch des Hauses erfüllt. Reinhard, für den das Leben keinen Reiz mehr hat, geht in ein Kloster. Diese wunderliche Handlung ist über die Maßen breit ausgesponnen, die Charakteristik ist schwach; die unklare fatalistische Anschauung, die durch das Ganze weht, hat nichts von Äschyleischer Größe. Tieck selbst gestand später, daß es eine kindische Verirrung gewesen sei, das Gespenstische an Stelle des Geistigen unterschieben zu wollen. Das einzige poetische Verdienst des Stückes beruht in einigen stimmungsvoll ausgemalten Situationen.

Von demselben düstern, grüblerischen Geiste wie „Abdallah" und „Karl von Berneck" ist der große psychologische Roman „Geschichte des Herrn William Lovell" erfüllt, den wir am besten hier erwähnen, da er zwar erst 1796 vollendet, aber schon 1792 entworfen, im nächsten Jahre begonnen und 1794 zu einem Drittel niedergeschrieben wurde, hauptsächlich aber deshalb, weil die Ausarbeitung des Buches, das nur noch wegen seines Verfassers Interesse erregt, nach Tiecks eignem Zeugnis wenigstens zum Teil in eine Zeit fiel, als sich der Dichter von dem darin zum Ausdruck gelangenden trüben Geist bereits losgemacht hatte. Er nennt es „das Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrtümer"; „aber als es gebaut war", fügt er hinzu, „war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei; ich war fast immer sehr heiter, als ich dies Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung." Ein andermal teilt der Verfasser den Zweck mit, den er bei der Abfassung des „Lovell" verfolgt habe: „Das Bestreben, in die Tiefe des menschlichen Gemütes hinabzusteigen, die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehmen, die Verachtung des Lebens, die Anklage der menschlichen Natur: diese Aufgaben und finstern Stimmungen wurden hier nicht oberflächlich hingemalt, sondern mit Ernst aufgefaßt." Das Thema der Erfindung erinnert lebhaft an „Abdallah"; auch hier wird das Verderben eines schwachen, reizbaren Individuums als das Werk planmäßiger Verführung durch einen teuflischen Intriganten dargestellt; aber um diesen Grundgedanken zu veranschaulichen, sucht der Dichter nicht nach phantastisch orientalischer Einkleidung, sondern er verlegt die Handlung in die Gegenwart und stellt mit Verschmähung alles äußerlichen Apparates nichts dar als die Seelengeschichte seines Helden. Freilich ist dieser Held als ein so elender Schwächling gezeichnet, daß man sich für seine Schicksale nur schwer zu erwärmen

vermag. William Lovell, mit einem unschuldigen Mädchen verlobt, geht nach dem Willen seines Vaters, um sich Menschenkenntnis zu erwerben, auf Reisen. Schon in Paris fällt er in die Netze einer ordinären Kokette, die er für ein ideales Wesen hält. Allerdings erfaßt ihn sehr bald Reue über seinen Fall, aber er weiß sich mit allerlei Sophismen zu trösten und zieht in Begleitung eines diabolischen Genußmenschen und eines unklaren Schwärmers nach Italien. In Rom übertäubt er die Stimme des Gewissens durch wüsten Sinnengenuß, verführt die Unschuld, schimpft dabei über das langweilige, ewige Einerlei und klagt über das vergebliche Ringen nach Weisheit. Nun tritt der Verführer Andrea, der bis jetzt im Hintergrund gelauert hat, an ihn heran und entwickelt eine niederträchtige Philosophie der Welt- und Menschenverachtung, der zufolge Lovell von einem Verbrechen zum andern taumelt. Schließlich, um das klägliche Sündenregister, das uns der Dichter mit unbarmherziger Logik zu lesen gibt, abzukürzen, sinkt Lovell zum falschen Spieler herab und gerät unter eine Räuberbande, die ihn aber als einen Unfähigen ausstößt. Im tiefsten Elend wird ihm Obdach und Unterhalt auf einem Landgut geboten, und er will nun „durch Sorgfalt an Blumen und Bäumen wieder einbringen, was er an den Menschen verbrochen hat". Da trifft ihn glücklicherweise die Kugel eines Rächers. Wie man sogleich sieht, ruht der Hauptfehler dieser Erfindung, deren gröbste Grundlinien Tieck einem schlüpfrigen Roman des Franzosen Rétif de la Bretonne: „Le paysan perverti", entnahm, in der gänzlich verfehlten Charakterzeichnung der Hauptperson, die in der That nichts weiter als ein Lump ohne alle sittliche Kraft ist. Dadurch wird das Buch zu einem der widerwärtigsten unsrer Litteratur, wenn wir auch den Fortschritt des Dichters in der Kunst der Seelenanalyse und seine im Grunde sittliche Absicht nicht verkennen wollen. Die äußere Technik erinnert an Richardsons Romane, an Goethes „Werther" und an Schillers „Geisterseher"; der Geist des Buches gehört Tieck allein, und darin beruht seine litterargeschichtliche Bedeutung. Lovell ist nicht Tieck, aber er zeigt uns die äußersten Konsequenzen, wohin ein zwischen rationalistischer Skepsis und unklarem Streben nach tieferer Weltanschauung schwankender Jüngling, wie Tieck war, geraten kann, wenn ihm der sittliche Halt verloren geht. Glücklicherweise war dem Dichter mehr dieses kostbarsten Gutes und dazu anstatt eines Andrea ein Wackenroder zu teil geworden, so daß er sich zur Klarheit und Heiterkeit durcharbeitete, während sein Held in

verzweifelten Pessimismus versinkt. Schon während der Ausarbeitung des „Lovell" verfaßte er eine Reihe von Schriften satirisch-humoristischen Charakters, die zwar zum Teil nur infolge äußerer Verpflichtung hingeworfen waren und den Geist der pessimistischen Weltverachtung noch keineswegs ganz überwunden hatten, die aber doch zum andern Teil unverkennbar den Übergang zu erfreulichern und selbständigern Schöpfungen bildeten.

Schon von Göttingen aus kam Tieck mit dem alten Friedrich Nicolai, dem Heros der bornierten, einseitigen Aufklärung, in Berührung. Auf einer Reise nach Wolfenbüttel, die er um Ostern 1794 mit Wackenroder unternahm, war er von Ebert und Eschenburg wohlwollend aufgenommen und mit Empfehlungen an den mächtigen Mann versehen worden; die Folge war, daß Nicolai sich bereit erklärte, Tiecks „Abdallah" und andres von ihm in Verlag zu nehmen. Nachdem nun die Freunde im Herbste desselben Jahres von Göttingen geschieden und über Hamburg, wo Tieck den großen Schauspieler Schröder kennen lernte und seine Braut besuchte, nach Berlin zurückgekehrt waren, trat er bald in persönlichen Verkehr mit seinem Verleger. Unermüdlich predigte dieser wohlmeinende, aber beschränkte Mann trotz Sturm und Drang, trotz Goethe und Herder sein altes Evangelium von der moralischen Verbesserung der Menschen durch Befreiung von aller idealen Täuschung; mit der ganzen Dünkelhaftigkeit eines Flachkopfes drang er auf Beseitigung alles Tiefsinnigen und Genialen, das ihm das Abgeschmackte war, und auf ausschließliche Anwendung des Verstandes in allen Lebenslagen. Die sogenannte „Aufklärung", soviel Gutes sie auch als Gegenströmung gegen die Bestrebungen der Dunkelmänner gehabt hat, ging doch im Grunde auf nichts weiter aus als auf eine Verherrlichung der korrekten, nüchternen Mittelmäßigkeit im bürgerlichen Leben wie in der Litteratur. Lange hatten die Vertreter dieser aufgeklärten Pedantenschule, geschützt durch den viel gemißbrauchten Namen Lessings, das litterarische Leben in Deutschland beherrscht, aber seit Herders, Goethes und Schillers, Kants und Fichtes Auftreten war ihr Ansehen allmählich sehr gesunken. Phantasie und Gemüt und die wahre, weltumfassende Vernunft verschafften sich wieder Geltung. Sorgenvoll musterte der große Bildungsphilister in Berlin seine Scharen und kam zu der Überzeugung, daß sich die Reihen der Streiter bedenklich lichteten. Hatte sich doch bereits in dem Hochsitze des Rationalismus selbst, in Berlin, eine Gegenpartei gebildet, die

zwar noch geringen Umfang hatte, aber über einige Kräfte verfügte, welche gefährlich werden konnten und jedenfalls von sich reden machten. Es galt daher, der Sache der Aufklärung neue Kräfte zu verschaffen. Da stellte sich dem Suchenden der junge Tieck als geeigneter Helfer dar; Nicolai beschloß, ihn zu einem nützlichen Schriftsteller in seinem Sinne heranzubilden und seine Fähigkeiten sogleich praktisch zu verwerten, indem er ihm die Fortsetzung der von ihm verlegten „Straußfedern“ übertrug, einer 1787 von Musäus begonnenen und von Johann Gottwerth Müller, dem Verfasser des komischen Romans „Siegfried von Lindenberg“, weitergeführten Sammlung moralisch-satirischer Erzählungen, die zugleich unterhaltend und belehrend sein sollten. Nach mündlicher Verständigung übersandte Nicolai dem neuen Jünger ganze Waschkörbe voll „Materials“, d. h. eine Menge französischer Anekdotensammlungen und leichter Erzählungen, aus denen dieser übersetzen oder bearbeiten sollte, was zweckdienlich schien. Tieck war ohne Amt und lebte von seiner Feder. Er wollte sich deshalb das Vertrauen des einflußreichen Mannes nicht verscherzen, zumal ihm als gebornen Berliner die witzelnde, blasiert-ironische Darstellungsweise, die Nicolai verlangte, nicht versagt war. Dazu kam, daß in Tieck neben einer glänzenden Einbildungskraft und einem zur Schwermut, ja zur Melancholie neigenden Gefühl ein durchdringender Verstand, ein feiner Sinn für das Lächerliche und ein unverkennbarer Hang zu mutwilligem Spott und Scherz lebte. Es mochte sich in ihm das Bedürfnis nach einem Gegengewicht gegen die wühlende, unklare Grübelei und Leidenschaftlichkeit des „Abdallah“ und des „Lovell“ geltend machen; er brauchte daher, wie Haym sagt, die „Diät“ der pragmatisch-aufklärerischen Satire als eine Kur gegen das „Lovellfieber“. Zuerst bearbeitete er (1795) drei seiner Vorlagen zu drei Erzählungen, die ganz unbedeutend, aber ganz nach dem Geschmack seines Auftraggebers waren: „Das Schicksal“, „Die männliche Mutter“ und „Die Rechtsgelehrten“. Dann aber ward er der undankbaren Arbeit müde und lieferte statt der Nachahmungen eigne Erfindungen. Diese „Straußfedergeschichten“ sind als Vorboten der spätern Tieckschen Novellen von Wichtigkeit, denen sie in mancher Hinsicht gar nicht fern stehen, und von denen eine der bedeutendsten, „Der junge Tischlermeister“, mit dem ersten Entwurf sogar in diese Zeit zurückreicht. Die Gewandtheit, mit der der junge Verfasser greifbare Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Zeit entwirft, und der Witz, der ihm zu Gebote steht, setzen

in Verwunderung; aber man vermißt nicht nur die zierliche, stilistische Ausarbeitung, sondern auch vor allem die maßvolle Gesinnung und den feinen und tiefen Humor, die die bessern seiner novellistischen Schöpfungen späterer Zeit auszeichnen. Die Satire ist zu unverdeckt, zu lieblos: mit lachendem Hohn wird die Erbärmlichkeit und Lüge der menschlichen Gesellschaft entlarvt; alle Illusionen über Tugend, Liebe u. s. w. zerreißt der dreiundzwanzigjährige Verfasser unbarmherzig. Man sieht, wohin schließlich die Nicolaische Aufklärung, jene phantasielose, nüchterne Lebensanschauung, die nur den „gesunden Menschenverstand“ gelten läßt, führt. Im ganzen hat Tieck 16 Beiträge zu den „Straußfedern“ geschrieben, die sich auf die Jahre 1795—98 verteilen; außer jenen nach französischen Originalen sind es die folgenden: „Die Brüder“, „Der Fremde“, „Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben“, „Ulrich der Empfindsame“, „Fermer der Geniale“, „Der Naturfreund“, „Die gelehrte Gesellschaft, „Der Psycholog“, „Die Theegesellschaft“, „Die Freunde“, „Der Roman in Briefen“, „Ein Tagebuch“ und „Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli“. Außer der „Theegesellschaft“, einem flüchtig hingeworfenen einaktigen Lustspiel, und den „Freunden“, einem lieblichen Märchen, das sich in solcher Umgebung sonderbar genug ausnimmt, sind es novellistische Skizzen, die ganz im Sinne Nicolais gegen Geniesucht, Empfindsamkeit, philanthropinische Pädagogik, Phantasterei und Exzentrizität, gegen Gespenstergeschichten und Ritterromane zu Felde ziehen. Als die gelungensten können gelten: „Die beiden merwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben“ (bei Gelegenheit der Bewerbung um ein Amt macht der junge Siegmund die Erfahrung, daß Eigennutz und Eitelkeit die Haupttriebräder in der menschlichen Gesellschaft sind, und daß man daher wohl thue, die Schwachheiten der andern klug zu benutzen, um seinen eignen Vorteil durchzusetzen), „Ulrich der Empfindsame“ (Ulrich wäre durch verkehrte Erziehungsmethode, durch vorzeitiges Komödiespielen und Romanlesen verdorben worden, wenn er nicht zum Glück einem aufgeklärten Manne begegnete, der ihn zur pädagogischen Schriftstellerei anleitete) und „Fermer der Geniale“ (Fermer hält sich für ein Kraftgenie, begeht alle möglichen dummen Streiche und wird schließlich zum Philister, indem er eine Küsterstochter heiratet und die verführte Jugendgeliebte mit Geld abfindet). Aus den Inhaltsangaben kann man erkennen, wie niedrig diese Geschichten in sittlicher Beziehung

stehen; mit Ausnahme der letztgenannten drei kann aber auch keine auf künstlerische Haltung Anspruch erheben, und selbst diese sind nicht frei von argen stilistischen Nachlässigkeiten.

Völlig in der Art der „Straußfederngeschichten", nur breiter angelegt, ist ferner eine Art von spaßhaft-moralischem Roman, betitelt „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten" (1795), der im Dienste Nicolais geschrieben, aber nicht vollendet wurde, und dessen sittliche Tendenz der Verfasser in den Satz zusammenfaßt, es solle sich ja niemand trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner Braut zu sehen. In einzelnen Partien, namentlich da, wo die modernen Erziehungstheorien verspottet werden, ist echter Witz, in andern, wie der Schilderung eines unruhigen Tages, an dem dem guten Peter lauter Ärger und Verdruß begegnet, sogar wirklicher Humor vorhanden; im ganzen aber entbehrt diese Geschichte eines Hauslehrers, dem am Hochzeitstag seine Braut entführt wird, zu sehr einer interessanten Handlung und erzeugt schließlich Langeweile.

Unmöglich konnten diese platten Spiele des Witzes, im Solde eines von ihm grundverschiedenen Brotherrn gefertigt, dem phantasievollen, lebhaft empfindenden jungen Mann genügen, der sich an Shakespeare und Goethe begeistert hatte und mit einem idealen Gemüt wie Wackenroder nach wie vor im innigsten Seelenbund stand. Diesem war es gelungen, seinen Freund mit einer lebhaften Teilnahme für die ältere deutsche Litteratur zu erfüllen. Insbesondere waren es die lange verachteten sogenannten Volksbücher, jene auf Löschpapier gedruckten, in Jahrmarktsbuden feilgebotenen Geschichten, deren tiefpoetischen Wert und kernige Gesundheit er mit Rührung und innigem Behagen erkannte und mit Nachdruck pries. Wie Herder auf das Volkslied, so hat Tieck zuerst auf die in ungerechte Geringschätzung gefallenen Volksbücher hingewiesen. Schon im „Peter Lebrecht" warnt er, jene Schriften zu verspotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen oder zwei Groschen verkauft würden, und wagt die Behauptung, daß sie mehr wahre Erfindung hätten und viel reiner und besser geschrieben seien als die modischen Ritterromane der Zeit. In „Karl von Berneck" schaltete er eine Erzählung aus den „Haymonskindern" ein, und im folgenden Jahre (1796) redete er in der unten zu besprechenden „Geschichtschronik der Schildbürger" abermals ein warmes Wort für die „alten sogenannten Scharteken", in denen eine solche Kraft der Poesie stecke, daß sie beim Volke sowie bei jedem poetischen Menschen noch

lange in Ansehen bleiben würden. Tieck hat sich unzweifelhaft um jene guten alten Geschichten ein großes Verdienst erworben, indem er sie durch seinen schönen Eifer auch unter den Gebildeten wieder zu Ehren brachte; er hat aber auch seinerseits aus ihnen reichen Gewinn, Frische und Gesundheit für seine dichterische Thätigkeit gezogen. Mit seiner feinen „Fühlbarkeit“ erkannte er schnell, welch ein Schatz von Poesie hier zu heben sei. Schon 1796 bearbeitete er die Geschichte von den Haymonskindern in einer schlichten Nacherzählung, schmückte die „Liebesgeschichte der schönen Magelone“ mit vielen hübschen Liedern aus und benutzte das Volksbuch von den Schildbürgern zur Anknüpfung moderner Satire; 1799 dichtete er sein großes Drama von der heiligen Genoveva, 1800 folgte die Nacherzählung der „Historie von der Melusine“, von 1801—1803 schrieb er das Doppeldrama vom Kaiser Octavianus, 1803 den Anfang einer dramatischen „Magelone“, 1807 den einer ebenfalls dramatisierten „Melusine“ und am Ausgang seiner romantischen Dichtung steht wiederum ein Doppeldrama, der 1815 und 1816 verfaßte „Fortunat“. Man sieht, wie nachhaltig und reich die Wirkung der Volksbücher auf Tiecks poetisches Schaffen war.

Doch nicht allein in ihnen fand er seinem Genius verjüngende Quellen: auch in die Wunderwelt der alten Märchen und Sagen drang er ein und versenkte sich in die mittelalterliche Kunst. So entstand schon in demselben Jahre, in dem er den „Lovell“ beendete und die meisten „Straußfederngeschichten“ schrieb, eine Reihe von Werken, die auf ganz anderm Boden wie jene erwachsen und in ganz anderm Sinne geschaffen waren, Werke, die den Dichter zum erstenmal in seiner unverhüllten Eigenart zeigen und als die ersten Blüten der romantischen Poesie in Deutschland bezeichnet werden können. Keine dieser Dichtungen, so verschieden sie untereinander sind, zeigt eine Spur von der grüblerischen, unklaren Leidenschaftlichkeit des „Lovell“ oder von der kalten Schärfe und der rationalistischen Blasiertheit der „Straußfederngeschichten“. Ihr Verfasser ruhte sich an ihnen von jenen beiden Extremen aus und fand seiner zerfasernden Thätigkeit ein bis jetzt unbekanntes Zentrum.

Die Leichtigkeit, mit der der Dichter wie ein genialer Improvisator seine Erzeugnisse hervorbrachte, grenzt ans Unglaubliche. „Fast in einem Abend“ ist das Drama „Ritter Blaubart. Ein Ammenmärchen in vier Akten“ (1796) geschrieben. Es ist die zuerst von Perrault in seinen „Contes de ma mère l'Oie“ erzählte, dann in zahl-

losen Märchenbüchern wiederholte gruselige Geschichte von dem grimmigen Weibermörder Blaubart und seiner Blutkammer. Als Muster für die dramatische Form schwebten dem Verfasser außer Shakespeare Goethes und Schillers Jugenddramen und die Stücke von Lenz und Klinger vor, von denen er noch in reifen Jahren urteilte, daß sie den Stempel deutschen Geistes trügen und eine bessere Grundlage zu einem deutschen Nationaltheater hätten werden können als die spätern Kunstdichtungen der beiden Heroen in Weimar. Tiecks Stück zeichnet sich durch sorgfältig abgestufte Charakterzeichnung und in einzelnen Szenen durch eine ganz hervorragende tragische Gewalt der Darstellung aus. So gehören vor allem die Szenen, wo sich die Neugier der jungen Gattin des Ritters nach dem verbotenen Zimmer bis zum unwiderstehlichen Gelüste steigert, wo sie ihren Eintritt in die Blutkammer schildert, wo sie in fieberhafter Angst und mit zerrütteter Phantasie der Rückkehr des Gemahls, dessen Verbot sie übertreten hat, entgegenbebt, wo dieser heim kommt und sie ihn zu täuschen, den letzten gräßlichen Augenblick hinauszuschieben sucht, bis endlich die Hilfe naht, unzweifelhaft zum Packendsten, was unsre Poesie besitzt. Leider aber hat sich der Dichter selbst mutwillig um die reine Wirkung dieser wahrhaft hinreißenden Szenen betrogen, denn vor und zwischen sie hat er andre gestellt, die mit jenen nur in losem oder in gar keinem innern Zusammenhang stehen; nicht genug, daß sich in ihnen (man merkt das mißverstandene Vorbild Shakespeares) eine Anzahl überflüssiger episodischer Figuren herumtreibt, Tieck hat auch durch eine ganz unpassende Ironie eine schillernde, zwiespältige Farbe hineingebracht. Er wollte zwar keineswegs, wie einige Litteraturgeschichtenschreiber behaupten, eine Parodie auf die abgeschmackten Ritterstücke der Zeit liefern, aber überall finden sich in den komischen Partien Anspielungen und versteckte satirische Ausfälle gegen die „korrekten Poeten", gegen die breiten und seichten Popularphilosophen, gegen Fichtes Philosophie ꝛc., und dadurch wird unsre Unbefangenheit empfindlich gestört; wir wissen schließlich nicht mehr, was wir für tragischen Ernst, was für harmlose Märchenlaune, was für Satire nehmen sollen. Trotz der trefflichsten Einzelheiten vermißt man Einheit der Motive, des Kolorits und der Kunstform. Neben der Fähigkeit, sich tief in poetische Stimmung zu versenken, bemerken wir schon hier die später von den Romantikern so geflissentlich gepflegte Neigung, die Gestalten der eignen Phantasie zu persiflieren und dadurch zu vernichten, jene tolle Laune, die man gewöhnlich mit dem

Namen der romantischen Ironie bezeichnet. Tieck und seine litterarischen Mitstreiter haben sich auf diese Ironie viel zu gute gethan und sie philosophisch zu begründen gesucht, ja sie haben sie als den höchsten Gipfel aller Kunst gepriesen und sich auf Shakespeares Beispiel berufen. Aber wenn Tieck auch die wahre künstlerische Ironie ganz richtig als „jene letzte Vollendung eines Kunstwerks, jenen Äthergeist, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt", zu definieren wußte, so hat er wie die andern Romantiker in der Praxis doch nur zu häufig ihren Begriff in Selbstparodierung und absichtliche Zerstörung aller Illusion verzerrt. Nie wird es Shakespeare einfallen (wie die Romantiker es so oft gethan haben), einen Zweifel an der Wirklichkeit seiner dramatischen Personen zu erregen. Es kann nicht genug bedauert werden, daß Tiecks reiches Talent sich seine Wirksamkeit durch eine falsche Theorie selbst verkümmert und mehrere seiner genialsten Schöpfungen für unbefangene Leser ungenießbar gemacht hat.

Völlig ledig dieser falschen Ironie aber, ein geschlossenes kleines Kunstwerk von hoher Formschönheit ist die als „Märchen" bezeichnete, frei erfundene phantastische Erzählung „Der blonde Eckbert", deren Entstehung demselben Jahr wie die des „Blaubart" angehört. Von Haus aus lag in Tieck ein tiefer Hang zu mystischer Naturbetrachtung, eine von geheimem Grauen begleitete, süße Lust, alle schauerlichen und köstlichen Geheimnisse des Naturlebens und ihre rätselvollen Beziehungen zum Menschenleben zu ergründen und dichterisch darzustellen. Mit voller Stärke und Glut der Phantasie bewährt sich die Fähigkeit des Dichters, die tiefsten, düstersten Gewalten der Natur heraufzubeschwören, erst in zwei spätern Märchen; zum erstenmal aber, ergreifend und doch gemildert durch die Gewalt einer melodisch dahinfließenden Sprache, zeigt sie sich im „Eckbert". Warnend, lockend, führend und verführend verkehren hier die Naturgeister mit den Sterblichen; alle lieblichen und ängstlichen Wunder der Waldeinsamkeit spielen in die einfache Handlung hinein. Ritter Eckbert lebt in kinderloser Ehe mit seiner Frau Bertha auf einem einsamen Schlosse; nur ein Freund, Namens Walter, besucht die Weltabgeschiedenen öfters. Diesem und ihrem Gatten erzählt Bertha eines Nachts ihre Geschichte. Armen Hirten, ihren überstrengen Eltern, entlaufend, ist sie als Kind zu einer im wilden Walde hausenden Alten gekommen und hat in deren Hütte, in ihrer Gesellschaft und der eines Hündchens und eines wunderbaren Vogels jahrelang einförmig, aber zufrieden dahingelebt. Da vertraut ihr die

Alte, daß der Vogel jeden Tag ein Ei lege, in dem ein Edelstein enthalten sei, und gebietet ihr, die Eier zu sammeln, während sie selber fern weile. Zu wiederholten Malen wartet Bertha dieses Amtes. Als aber die Alte einst wieder auf Monate fortgezogen ist, da werden in der Einsamen sehnsüchtige Vorstellungen von Weltgenuß und schönen Rittern übermächtig; sie entflieht mit dem Gefühl, daß sie unrecht thue. Den bellenden Hund bindet sie an, den Käfig mit dem Vogel nebst den gesammelten Edelsteinen nimmt sie mit sich. Zu ihrem Schrecken beginnt aber der Vogel ein wundersames kleines Lied von der Waldeinsamkeit, das er immer gesungen hat, jetzt in veränderter Gestalt. „O dich gereut einst mit der Zeit!" wiederholt er unermüdlich. Da erwürgt sie den lästigen Sänger. Nun glaubt sie sich beruhigt, sie lebt von ihren Schätzen und gewinnt die Liebe des blonden Eckbert, dessen Weib sie wird. So erzählt Bertha. Da spricht Walter wie zufällig den Namen jenes Hundes aus, auf den sie sich nie wieder hat besinnen können. Grauen vor dem Manne ergreift sie, und auch Eckbert wird von dem Gedanken gequält, daß Walter von seinem und seiner Gattin Geheimnis wisse. Seine Freundschaft verwandelt sich in Mißtrauen und Haß. Er erschießt den Freund im Walde. Inzwischen stirbt Bertha in Angst und Seelenpein. Einsam und verdüstert haust Eckbert auf seinem Schlosse. Nach einiger Zeit schließt sich ein junger Ritter, Namens Hugo, freundschaftlich an ihn an. Ihm vertraut Eckbert seine Geschichte. Aber alsbald erwacht auch wieder der Argwohn; und wie er Hugo ins Antlitz schaut, glaubt er des gemordeten Walter Züge zu erkennen. Er enteilt und irrt auf seinem Rosse im Walde umher. Ein Bauer begegnet ihm, der ihm den Weg weist. Es ist wiederum kein andrer als Walter. Voll Grausen wandert er zu Fuß weiter. Da liegt auf einmal die Gegend im Walde vor ihm, wie Bertha sie geschildert hat. Er hört den Vogel singen, das Hündchen bellen; die Alte schleicht hüstelnd herbei und entdeckt ihm, daß niemand als sie sein Freund Walter und sein Hugo, und daß Bertha seine Schwester gewesen sei. Da stürzt Eckbert wahnsinnig zur Erde und stirbt. — Mag auch das eigentümlich Beklemmende dieser Erzählung, das darin liegt, daß das „unmittelbare Hineinragen des Wunderbaren in die gewöhnliche, natürliche Wirklichkeit als eine grauenvolle Unsicherheit" empfunden wird, der Naivität des echten Märchens nicht entsprechen, so wird sich doch niemand der magischen Gewalt der Dichtung entziehen können.

In demselben Jahre (1796) schrieb Tieck die „Geschichte von den Heymonskindern“, in der er sich dem Original treu anschließt und kein andres Verdienst in Anspruch nimmt als das eines mit Geschick kürzenden und glättenden Nacherzählers. Weit freier schaltet er mit seiner Vorlage in der „Wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter von Provence“. Der schlichte, altväterische Ton hat einem ziemlich gezierten, minniglich-ritterlichen Platz gemacht, der ursprüngliche, rührende Schluß ist aus übel angebrachter Zimperlichkeit ganz geändert. Tieck selber hat später über dieses Produkt abfällig geurteilt und der alten Erzählung den Preis zugesprochen. Wenn es bei seinem Erscheinen den lebhaften Beifall selbst eines Wilhelm Schlegel fand, so verdankt es ihn vorzugsweise den zahlreichen eingestreuten Liedern, die zwar zum Teil sehr hübsch sind, zum Teil aber auch die Fehler zeigen, die der Tieckschen Lyrik fast überall anhaften, und die meistens auf die irrige Ansicht zurückzuführen sind, daß die Dichtung wie die Musik Empfindungen unmittelbar durch den bloßen Klang auf den Hörenden übertragen könne, während sie doch nur durch Vermittelung von Anschauungen zu wirken vermag. Daher liegt in dem Mangel an greifbaren Situationen, bestimmten Gestalten und klaren Anlässen der Hauptfehler von Tiecks Lyrik, den auch die andern ältern Romantiker, von derselben falschen Doktrin ausgehend, teilen. „Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichtes ausmachen?“ läßt Tieck eine Person im „Sternbald“ ausrufen, in der Meinung, zu einem lyrischen Gedicht genüge die bloße Stimmung. Kein Wunder, wenn uns diese Lyrik inhaltleer erscheint. Dazu kommt aber nicht selten noch ein äußerlicher Mangel. Tieck ist der poetischen Form niemals so völlig Herr geworden wie der prosaischen: entweder war sein Gefühl für Schönheit des Verses und Rhythmus nicht von so großer Feinheit wie z. B. das August Wilhelm Schlegels, dem er gewöhnlich als Meister der Form zur Seite gestellt wird, und von dem die Rahel einmal sagte, er habe ein Sieb im Ohre, das nichts Schlechtes durchlasse, oder er konnte die Unlust nicht überwinden, das einmal in leichtem Wurfe fertig Gewordene einer letzten Feile zu unterwerfen. Viele seiner lyrischen Poesien erscheinen als Stegreifdichtungen, denen der nötige Schliff fehlt, während allerdings andre durch den herrlichsten Wohllaut entzücken, nämlich solche, bei denen sein graziöses Talent gleich beim ersten Wurfe etwas Vollendetes mühelos fand.

Sind in der „Magelone“ die Grundzüge der Handlung und viele Einzelheiten der Vorlage immerhin festgehalten, so hat die „Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger“ mit dem bekannten Volksbuch wenig mehr als den Namen gemein. Der Verfasser benutzt dieses nur als Ausgangspunkt für eine Parodie im modernen Sinne, in der der Aufklärung, insbesondere der seichten „Nützlichkeitstheorie in der damaligen Litteratur und auf dem Theater“, ganz unverhohlen der Krieg erklärt und mit beißendem Spott zu Leibe gegangen wird. Neben den satirischen Ausfällen erfreuen aber auch ganz harmlos komische Partien. Köstlich z. B. ist die Geschichte von dem Schildbürger, den die republikanisch gewordene Gemeinde, um einen fremden König zu ärgern, als Diogenes in der Tonne angestellt hat, der aber, als der König die bekannte Alexanderfrage an ihn richtet, seine Rolle vergißt und, statt als Diogenes um etwas Sonne, als praktischer Mann um 1000 Thaler bittet. Kurz, es spricht aus manchen Kapiteln ein so behaglicher, echter Humor, daß man fast wünschen möchte, der Verfasser hätte die Polemik gegen inzwischen längst vergessene Thorheiten seiner Zeit ganz beiseite gelassen.

Die „Schildbürger“ bilden den Schluß einer dreibändigen Sammlung Tieckscher Dichtungen, die unter dem Titel „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Leberecht“ 1797 zu Berlin im Verlag des jüngern Nicolai erschienen. Man müßte sich wundern, daß dieser, der ganz im Fahrwasser seines Vaters segelte, schon die ersten Bände (welche den „Blaubart“, „Eckbert“, „Die Heymonskinder“, den später zu besprechenden „Gestiefelten Kater“, die „Magelone“ und einen „Prolog“, einen heitern anspruchslosen Schwank in Hans Sachsisch-Goethescher Manier enthalten) nicht ablehnte, wenn nicht die Vermutung nahe läge, daß er die Tendenz dieser Dichtungen mißverstanden und in seinem Sinne gedeutet hätte. Der dritte Band, in dem der „Karl von Berneck“ und die „Schildbürger“ stehen, öffnete ihm jedoch die Augen und bewog ihn zu der beigedruckten Erklärung, daß er nicht der Verfasser dieses Buches sei, vielmehr den Inhalt desselben erst nach dem Abdruck kennen gelernt habe. Offenbar hatte er von Tieck ein Seitenstück zu den beliebten, rationalistisch angehauchten, im Tone lachender Überlegenheit gehaltenen „Volksmärchen“ von Musäus erwartet. Jetzt ward er den offenbaren Abfall des scheinbaren Parteigängers endlich gewahr. Trotzdem kam es noch nicht zum Bruche, da der ältere Nicolai mit dem Fortsetzer der „Straußfedern“ zufrieden war.

Man wird die Vielseitigkeit des jungen Dichters bewundern müssen, der neben so verschiedenartigen Produkten noch an einem Buche thätigen Anteil nahm, welches einen sowohl von den „Straußfedern“ als von den „Volksmärchen“ grundverschiedenen Charakter trägt. In dem gleichen Jahre wie die besprochenen Dichtungen sind nämlich Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstsinnigen Klosterbruders“ geschrieben, zu denen Tieck etwa ein Siebentel beisteuerte, wobei er sich ganz in die Art und Weise seines Freundes versetzte. Eine Reise, die er mit diesem zusammen im Sommer 1796 nach Dresden unternahm, hatte zu der Bewunderung der altdeutschen Kunst die der italienischen Renaissance gesellt. Der sanfte, schwärmerische Wackenroder hatte schon vorher einige Versuche aufgezeichnet, in denen er seine Ansichten über Kunst in Gespräche, Briefe und Erzählungen einkleidete. Tieck als geübter Schriftsteller übernahm die Überarbeitung derselben, und beide Freunde fügten neue Abschnitte hinzu. So entstanden die „Herzensergießungen“. „Es sind“, sagt Minor, „Künstlergeschichten aus der Zeit des wiedererwachenden Kunstenthusiasmus, der italienischen und deutschen Renaissance, unter verschiedener Einkleidung größtenteils dem Vasari nacherzählt. Der Ausblick auf die Gegenwart, der Gegensatz zwischen jener schönen Zeit und dem kunstlosen traurigen Heute, verrät sich allenthalben durch verstohlene Seufzer.“ Die Stücke Wackenroders sind kindlicher, inniger, die Tiecks glänzender und leidenschaftlicher. „Was die Kunstansichten betrifft, so tritt die Übereinstimmung mit dem Sturm und Drang, besonders mit den ‚Blättern von deutscher Art und Kunst‘, auf den ersten Blick hervor. Mit Herder und Goethe wollen Wackenroder und Tieck der altdeutschen Kunst, jene der altdeutschen Baukunst, diese der altdeutschen Malerei, zu ihrem Rechte verhelfen.“ Nur sind Wackenroder und Tieck weniger einseitig als ihre großen Vorgänger, insofern sie sich auch für die Schönheit der italienischen Kunst neben der der deutschen einen offenen Sinn bewahrt haben. Und noch in einem andern Punkte gehen sie über jene hinaus, freilich nicht zum Vorteil der klaren Kunsterkenntnis. „Wie Hamann am Anfange der Geniezeit, verbinden Wackenroder und Tieck am Anfange der Romantik die beiden Begriffe von Glauben und Genius: der eine ist so undefinierbar und rätselhaft wie der andere. Das Göttliche im Leben und in der Kunst muß man erst glauben, dann verstehen; ja das, was man so gemeiniglich verstehen nennt, ist hier überhaupt überflüssig. Die Begriffe von Kunst und Religion zerrinnen

auf diesem Wege ineinander. Die Kunst, deren stehende Beiwörter in den ‚Herzensergießungen‘ ‚heilig‘ und ‚göttlich‘ sind, wird zur Religion, die Kunstbetrachtung zur Andacht.“ Diese bei Wackenroder aus tiefstem Herzen kommende, bei Tieck mehr anempfundene, mystische Kunstandacht war ein notwendiger, ja heilsamer Rückschlag gegen die nüchterne, zergliedernde Behandlung künstlerischer Gegenstände durch die Rationalisten. Aber wenn Wackenroder auch mit Recht gegen den poesielosen Systemglauben, gegen die „Intoleranz des Verstandes“ polemisiert, so ist sein Satz: „Aberglaube ist besser als Systemglaube“ doch schon bedenklich, und klar erkennt man bereits die Wege, die die spätere Romantik einschlug, wenn Tieck einen Maler zum Katholizismus übertreten und diesen Schritt damit motivieren läßt, daß man ein hohes Bild nicht recht verstehen und „mit seliger Andacht“ betrachten könne, ohne in diesem Momente das Dargestellte zu glauben.

Die Vielseitigkeit und der Reichtum von Tiecks schriftstellerischen Leistungen in dieser Zeit erklärt sich einigermaßen aus seiner Lebensstellung. Er hatte kein Brotstudium betrieben, durch das er sich zu irgend einem öffentlichen Amt geschickt gemacht hätte. Seine ästhetischen und litterarischen Studien hatten ihn aber zu seinem Schriftstellerberuf vorbereitet. Die Leichtigkeit, mit der er produzierte, erfüllte ihn mit dem Vertrauen, von seinem Talent leben zu können. Er war Litterat geworden, um es Zeit seines Lebens zu bleiben. So oft ihm auch späterhin die Gelegenheit geboten wurde, ein festes Amt zu erlangen, so konnte er sich doch nicht dazu entschließen, sich zu binden; selbst die Stellung als Dramaturg, die er nachmals lange am Dresdener Theater bekleidete, war keine derartige, daß sie ihn am freien Dienste der Muse gehindert hätte. Damals in Berlin vollends lebte er ganz und gar litterarischen Beschäftigungen, er lebte, um zu schreiben, und schrieb — im Solde Nicolais — um zu leben. Von schmächtigem Körperbau, aber schön und gesund, ein Bild blühender Jugend, genoß er ein freies, außerordentlich anregendes Leben. Um ungebunden und ungestört zu sein, bezog er mit seiner Schwester Sophie eine Sommerwohnung vor dem Rosenthaler Thore in Berlin, wo die Geschwister während der Jahre 1795 und 1796 ein heiteres, poetisches Dasein führten. Ein Kreis geistvoller Freunde fand sich schnell zusammen, unter denen außer Wackenroder besonders Tiecks Bruder Friedrich, Bernhardi, der Komponist Wessely und der junge Arzt Bing zu erwähnen sind. Mit Rambach kam Tieck nur noch durch Vermittelung Bernhardis zusammen, dem er für

eine von Rambach herausgegebene, ziemlich mittelmäßige Zeitschrift, „Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“, eine unbedeutende kleine Ritter- und Geistergeschichte: „Die Versöhnung“, und eine flüchtig hingeworfene „Rezension der neuesten Musenalmanache und Taschenbücher“ (für das Jahr 1796) überließ, die mehr von einem oft recht feinen Gefühl als von sicherer Einsicht zeugt. Zwei Jahre später lieferte er, wiederum auf Bernhardis Rechnung, einen zweiten gleichnamigen Aufsatz in das „Archiv“, der hoch über jenem ersten steht und bereits den Einfluß zweier eminent kritisch begabter Männer, der Brüder Schlegel, verrät. Ehe ihm diese aber nahetraten, sollte für jetzt noch einige Zeit vergehen.

In Tiecks Freundeskreise lebte ein Geist, der der in Berlin noch immer dominierenden Nicolaischen Aufklärung gerade entgegengesetzt war und sich namentlich in der bewundernden Vertiefung in Goethes Poesie kundthat; es war aber nicht der einzige Kreis, der Goethes Namen auf seine Fahne geschrieben hatte. Zwar war Reichardt längst von Berlin geschieden und Moritz gestorben, aber einige geistvolle und feingebildete Jüdinnen, wie Rahel Levin, Dorothea Veit und Henriette Herz, übten ihren weitreichenden Einfluß als Verkünderinnen der neuen Poesie siegreich aus, und Tieck kam auch mit ihnen durch den Zutritt in Rahels Haus in geselligen oder litterarischen Verkehr. Auch die persönliche Bekanntschaft des großen Mimen Fleck und durch ihn die des genialen Bildhauers Schadow und des Musikers Zelter machte er in derselben Zeit.

Tiecks Interesse an der Schaubühne war so lebhaft wie sein Widerwille gegen die Auswüchse und Modethorheiten auf theatralischem Gebiet, gegen Ifflands Effekthascherei, gegen Böttigers kindische Bewunderung des ebengenannten Schauspielers, gegen die albernen Rührstücke Ifflands und Kotzebues, gegen den übertriebenen Aufwand von Dekorationen, Balletts und allerlei Knalleffekten in der Oper und gegen die Unfähigkeit des aufgeklärten Berliner Publikums, ein gesundes Urteil zu fällen. Jenem Interesse und dieser Abneigung entsprang nun im Jahre 1797 eine der frischesten Blüten von Tiecks Humor: „Der gestiefelte Kater. Kindermärchen in drei Akten, mit Zwischenspielen, einem Prolog und Epilog“. Der Stoff, aus Perraults berühmtem Märchenbuch entnommen, ist bekannt. Bei der Erbteilung ist dem jüngsten von drei Brüdern, dem guten Gottlieb, nur ein Kater zugefallen. Dieser will nun seinem Besitzer beweisen, daß er nicht das schlechteste Stück geerbt hat. Er gelobt Gottlieb treue

Anhänglichkeit und verspricht, ihm einen Königsthron zu verschaffen. Mit Hilfe einiger Kaninchen, die Hinze, der Kater, dem feinschmeckenden „König“ im Namen des Grafen von Carabas — so nennt sich Gottlieb — überbringt, erwirbt er diesem die Gunst des Königs und weiß es durch allerhand kluge Streiche dahin zu bringen, daß Gottlieb schließlich die Hand der Prinzessin erhält und Thronfolger wird. Diese kindliche Geschichte wird mit dem behaglichsten Humor in Szene gesetzt. Der schlaue Hinze mit seiner eigentümlichen Mischung von Menschen- und Katzennatur, der gutmütige König mit seiner astronomischen und geographischen Unwissenheit und seinem vortrefflichen Appetit, die ästhetisch sentimentale Prinzessin, der einfältige Gottlieb, dem alles Glück ohne sein Zuthun in den Schoß fällt, ja selbst die Nebenpersonen sind allerliebst charakterisiert. Aber das lustige Kindermärchen ist dem Verfasser nicht Selbstzweck, sondern nur der Rahmen, innerhalb dessen er seiner satirischen Laune gegen die oben erwähnten Mißstände in der Theaterwelt und im Publikum die Zügel schießen läßt. Denn Tieck hat mit einer Ironie, die hier ganz am Platze ist, nicht nur in die Zeichnung einiger Charaktere und in die Reden der märchenhaften Personen eine Menge polemischer Anspielungen verflochten, er hat auch das leibhaftige Berliner Publikum, ja sogar den „Dichter“, die Schauspieler als solche und den Maschinisten redend und handelnd eingeführt, woraus denn ein toller Wirrwarr entsteht. Auch diese Dichtung, zwar nicht die älteste, aber die beste unter Tiecks satirischen Komödien, ist mit erstaunlicher Leichtigkeit „fast in einem Abend“ hingeworfen. (Eine ältere erwähnen wir hier nur als Vorläufer des „Katers“, die witzige, aber ganz flüchtige Improvisation „Hanswurst als Emigrant“ [1795], einen erst nach des Verfassers Tode veröffentlichten Schwank, in welchem der von Gottsched geächtete Hanswurst wieder eingesetzt und das französische Emigrantentum mit seiner hochmütigen Armseligkeit verspottet wird.) Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Entstehungsart wohl ein hochergötzliches Stück Humors zu Tage kommen konnte, aber kein großartiges Kunstwerk wie die Komödien des Aristophanes, mit denen übereifrige Bewunderer den „Gestiefelten Kater“ verglichen haben.

Eine umfangreichere Dichtung, in der die Scherze zwischen Dichter, Schauspielern und Publikum und die litterarischen Ausfälle und Anspielungen wiederkehren, und die von Tieck geradezu als „gewissermaßen eine Fortsetzung des ‚Gestiefelten Katers‘“ bezeichnet wurde, ist das „Spiel“ (später „deutsche Lustspiel“) in sechs Aufzügen „Prinz

Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack", dessen Vollendung zwar erst 1798 erfolgte, von dem aber der größere Teil bereits in den beiden vorhergehenden Jahren ungefähr gleichzeitig mit dem „Kater", aber nicht schnell und in einem Zuge wie dieser, sondern langsam und mit häufigen Unterbrechungen niedergeschrieben wurde. Wenn der Dichter im „Kater" einmal dem Publikum eröffnet: „Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur vorerst zu noch ausschweifendern Geburten der Phantasie vorbereiten; denn stufenweise nur kann die Ausbildung geschehen, die den Geist des Phantastischen und Humoristischen lieben lehrt", so deutet er damit direkt auf den „Zerbino", und er hat in diesem allerdings die letzten Konsequenzen der im „Kater" zuerst hervortretenden poetisch-polemischen Ideen gezogen. Es ist richtig, daß der „Zerbino" den „Kater" an Vielseitigkeit der Satire und Tiefe des Humors weit übertrifft. „Die ganze Summe der negativen, will sagen antipoetischen Elemente der Zeit wird zur Ausstellung gebracht: die Aufklärung im ganzen und in ihren einzelnen Richtungen, die geistlose ästhetische Kritik, die Soldatenliebhaberei und der Gamaschendienst, die akademische Gelehrsamkeit, die rigoristische Metrik und Prosodik, die ‚Allgemeine Litteraturzeitung' und das Journalwesen, die falsche Allegoristerei, die Nicolaischen Reisebeschreibungen, das Zauber- und Teufelswesen der Moderomane, die Empfindsamkeit und der Philantropismus, das ‚menschheitschwächenbessernde' Theater u. s. w." (Haym.) Auch an poetischem Gehalt steht „Zerbino" hoch über dem „Kater"; die eingeflochtenen ernsten Partien sind teils voll weicher, schöner Stimmung, teils von einer zauberhaften Phantastik, die manchmal unwillkürlich gefangen nimmt. Aber alle diese Vorzüge werden in ihrer Wirkung paralysiert durch die Maßlosigkeit, mit der der Dichter in Humor, Satire und Phantastik schwelgt. In dem bescheidenen Umfange des „Gestiefelten Katers" gefällt der humoristische Übermut, mit Behagen folgen wir dem Raketenfeuerwerk des Witzes, denn es ermüdet nicht durch allzu lange Dauer. Der „Zerbino" aber füllt in der Ausgabe der „Schriften" einen Band von 381 Seiten! Die Handlung knüpft an die des „Katers" an. Gottlieb ist König geworden, Hinze sein erster Minister, der Hanswurst Hofrat. Alle schwärmen für Aufklärung und Menschenwohl. Aber Gottliebs Sohn, der Prinz Zerbino, ist leider mit allzuviel Phantasie behaftet und liegt an Nervenüberreizung krank, und der alte König, sein Großvater mütterlicherseits, ist kindisch geworden und spielt mit Bleisoldaten. Ein wilder Zauberer,

Namens Polykomikus, der eigentlich mit dem Teufel im Bunde stand, sich aber jetzt auf Moral geworfen hat, soll dem Prinzen helfen, erklärt die Krankheit für ein Werk Satans, verwandelt Zerbino durch Zauberei in einen „hoffnungsvollen jungen Menschen" und verordnet ihm als Kur, so lange zu reisen, bis er den guten Geschmack finde. So begibt sich Zerbino seufzend auf die Reise in Begleitung seines alten Bedienten Nestor und des vernünftigen Hundes Stallmeister. Letzterer läuft im Walde davon, und Nestor geht, ihn zu suchen; Zerbino zieht seines Weges; so wandern alle drei verschiedene Straßen. Dies geschieht im vierten Akt, in dem Zerbino und Stallmeister mehrmals wieder auftauchen; der fünfte Aufzug bringt auch Nestor zum Vorschein. Er hat weder Prinz, noch Hund, noch Geschmack gefunden, schimpft auf das verderbte Zeitalter und sehnt sich nach einem angenehmen Landleben „im Schoß einer wohlerzogenen Familie, am Busen der Freundschaft und Liebe, an der Seite des ‚Hamburger Korrespondenten' mit seinen Beilagen". Da wird es ihm sonderbar zu Mute, es ist ihm, als hinge ein andrer Himmel über ihm, als wehten andre Lüfte, kaum daß er sich enthalten kann, ein Lied zu singen. Ein Schäfer, der ihm begegnet, erzählt ihm, er sei hier nahe bei dem Garten der Poesie, der ihm zu einem Besuch offen stehe. Nachdem sich Nestor durch Lektüre im „Sebaldus Nothanker", dem bekannten rationalistischen Roman Nicolais, gegen den Einfluß des poetischen Unsinns gestärkt hat, beschreibt der Schäfer den Garten in glanzvollen Versen, worauf Nestor denselben betritt. Hier vernimmt er die Reden des Waldes, der Blumen und Gebüsche, des Vogelgesangs, ja des Himmelblaus, die ihm natürlich höchst albern vorkommen, dann treten zuerst die Göttin selbst, später die Dichter Dante, Ariost, Petrarca, Tasso, Cervantes, Hans Sachs und Sophokles an ihn heran, die Nestor der Reihe nach in seiner beschränkten, nüchternen Weise kritisiert. Zuletzt wird er von zwei Genien in ein Zimmer geführt, wo für ihn passende Genüsse bereitet sind, nämlich ausgezeichnetes Essen und Trinken; Tisch, Stuhl und andre Möbel, ja selbst Braten und Schüsseln fangen an zu reden, was ihn aber nicht stört. Ärgerlich wird er erst, als auch die verschiedenen Musikinstrumente, schließlich sogar das verhaßte Waldhorn mitsprechen. Zerbino hat sich inzwischen im Gebirge verirrt, wo die Quellen, der Strom, der Sturm und die Berggeister zu ihm reden. Den tief Ergriffenen richtet Shakespeare, der in göttlicher Gestalt von den Bergen heruntersteigt, durch gütiges Zureden wieder auf. Während

Stallmeister an den Königshof kommt und hier als Verbreiter der Aufklärung angestellt wird, gerät Zerbino in eine Theegesellschaft, wo er mit Nestor zusammentrifft. Keiner von beiden hat den guten Geschmack gefunden, denn selbst an Shakespeare findet Zerbino doch zu viel Roheit. Auf einer freien Sandfläche mit Aussicht auf Heidekraut treffen Zerbino und Nestor einen aufgeklärten Poeten, der sie nach der „Residenz“ führt, wo er ihnen den guten Geschmack zu zeigen verspricht. Aber die nächste Szene beweist, daß sie ihn doch nicht gefunden haben. Zerbino ist rasend darüber; Nestors Trost, sie hätten ihn vielleicht längst gefunden und wüßten es nur nicht, verfängt nicht bei ihm. Und nun macht die tolle Laune des Dichters die unglaublichsten Sprünge. Zerbino beschließt, in dem Stück selbst, d. h. im „Zerbino“, den guten Geschmack zu suchen und dasselbe zu diesem Behuf zurückzudrehen. Er und Nestor machen sich ans Werk. Verschiedene Nebenpersonen treten verwundert wieder auf; auf ihr Hilferufen kommt der Verfasser herbeigelaufen, Setzer, Leser und Kritiker eilen herzu. Zerbino ringt mit dem Verfasser, wirft zuerst ihn zu Boden, wird dann aber von ihm überwältigt und abgeführt. In einer der folgenden Szenen kehren die Reisenden unverrichteter Dinge an den Hof zurück, wo die Aufklärung in voller Blüte steht; da sie den Stallmeister für einen Hund halten, was er auch eigentlich ist, werden sie ins Gefängnis zu gehöriger Langeweile bei Wasser und Brot gebracht. Die Kur schlägt vortrefflich an. Nachdem sie einige Tage gesessen, erklären sie den aufgeklärten Stallmeister für einen verehrungswürdigen Mann und Wohlthäter der Menschheit. Sie werden daher freigelassen. Nachdem sich Polykomikus wieder mit dem Satan versöhnt und Gottlieb seinen Sohn, der die Poesie abgeschworen, zum Thronfolger gekrönt hat, schließt das Stück, indem „die Nation“ die Überzeugung ausdrückt, die Ausbildung werde nun ihren ruhigen Gang fortgehen können, und „die Poetischen“ geloben, auch ihrerseits dem allgemeinen Besten nützlich zu sein. — In diese schon an sich locker gefügte Handlung hat Tieck eine Menge überflüssiger Szenen, teils satirischer, teils poetischer Art, eingeschoben. Eine Reihe derselben trägt einen idyllischen Charakter: es ist die Geschichte eines ländlichen Paares, dessen Liebesschmerzen und glückliche Vereinigung anmutig, aber ohne dramatische Kraft dargestellt sind. Lyrische Improvisationen durchtönen das ganze Drama. An manchem, namentlich an dem Schwelgen in prunkenden, ewig wechselnden Versmaßen, zeigt sich bereits der bedenkliche Einfluß der Schlegel.

Hier ist der Ort, noch eines dritten phantastisch-ironischen Lustspiels, „Der verkehrten Welt“, zu gedenken, das nach dem „Kater“ zwischen der Arbeit am „Zerbino“ 1797 „in wenigen Tagen“ hingeworfen wurde. Auch hier wird das tolle Durcheinander zwischen Schauspielern, Zuschauern ꝛc. auf die Spitze getrieben, und in den Zwischenakten redet sogar das Orchester als „Adagio“, „Allegro“, „Menuetto“ ꝛc. mit. Dazu ist die Handlung ebenso unklar als dürftig, der Witz ist gekünstelter als im „Kater“, die Poesie matter als im „Zerbino“, so daß das Stück, an dessen Entwurf Bernhardi einigen Anteil hatte, kaum Anspruch auf Beachtung erheben könnte, wenn es nicht den Bruch Tiecks mit Nicolai herbeigeführt hätte und dadurch für des Dichters Leben von Bedeutung geworden wäre. Tieck hatte das Stück nämlich für den letzten Band der „Straußfedern“, an denen er mit steigender Unlust weiter arbeitete, bestimmt. Allein, wie Haym mit Recht sagt, weder seinem Gehalt noch seiner Form nach gehört es in ein Werk, das eine Sammlung launiger moralischer Erzählungen im Geiste der Aufklärung sein sollte. So war es dem alten geschäftskundigen Schriftsteller und Buchhändler nicht zu verdenken, wenn er das Manuskript an Tieck zurückschickte. Dieser hat es dann seinem Freunde Bernhardi für den zweiten Band seiner „Bambocciaden“ überlassen, wo es 1799 gedruckt erschien. Der Brief, in dem Nicolai am 19. Dezember 1797 dem jungen Litteraten, an dessen Wirken er vieles auszusetzen fand, den Text las, war nicht ohne ein gewisses väterliches Wohlwollen, aber doch so unzweideutig verurteilend, daß er Tieck bewog, das lästige Verhältnis so bald wie möglich zu lösen. Trotzdem lieferte er im folgenden Jahre (1798) noch zwei Beiträge zu den „Straußfedern“: „Ein Tagebuch“, allein dadurch interessant, daß Moscherosch und der „Simplicissimus“ darin empfohlen werden, und die „Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli“, eine nicht unergötzliche Erzählung, die durch die nüchterne Trockenheit komisch wirkt, mit der der Held das Wunderbarste als etwas ganz Selbstverständliches nimmt. Offenbar erwies Tieck dem alten, immerhin bürgerlich achtbaren Mann einige Schonung. Anders stand es mit dessen Sohn, dem Verleger der „Volksmärchen“, der als junger Anfänger immer nach neuen Verlagsartikeln dürstete und Tieck zum Schreiben drängte. Letzterer suchte auf seinen Wunsch einige englische Romane heraus, die er seine Freunde Wessely und Wackenroder übersetzen ließ. Aber auch er selbst mußte noch einmal die Feder er-

greifen und warf, durch eine Äußerung Elisas von der Recke veranlaßt, in einer müßigen Stunde die kaum so zu nennende Erzählung „Die sieben Weiber des Blaubart" hin, ein völlig ungenießbares Produkt. Das Problem, das Frau von der Recke gestellt hatte, zu zeigen, durch welche Neigungen und Schwächen jedes der sieben Weiber des Blaubart in die Schlinge gefallen und ein Opfer seiner Grausamkeit geworden sei, wird zwar obenhin durchgeführt, aber dazwischen spielen die widersprechendsten Elemente, Satire gegen die Nützlichkeitsschriftstellerei, höherer Blödsinn, grausige Phantastik, weiche romantische Stimmung, und zwar in so wirrer Weise, daß der Verfasser am Schlusse selbst gesteht, sein Buch habe keinen Zusammenhang. Der Verleger dieser verunglückten Geschichte suchte ihr durch einen geschmacklos marktschreierischen Titel aufzuhelfen. Umsonst! ein buchhändlerischer Erfolg ließ sich damit nicht erzielen. Er war schon bei den „Volksmärchen" weit hinter Nicolais Erwartungen zurückgeblieben, und dieser hatte das Unternehmen wider die anfängliche Übereinkunft schon mit dem dritten Bande abgebrochen. Er hat seit den „Weibern des Blaubart" nichts mehr von Tieck in Verlag genommen, ja, seine Erbitterung stieg so hoch, daß er 1799 eine Titelausgabe der bei ihm anonym erschienenen Dichtungen Tiecks samt jenen von Wessely und Wackenroder übersetzten englischen Romanen unter der Bezeichnung „Johann Ludwig Tiecks sämtliche Schriften" veranstaltete und sie nach allerhand boshaft spöttelnden Bemerkungen zu einem Preise ausbot, „der selbst der ärgste Spott war". Tieck hatte seine Einwilligung weder zu der Ausgabe überhaupt, die gar nicht war, was der Titel verhieß, noch zur Nennung seines Namens gegeben. Ihm blieb einem solchen Verfahren gegenüber nichts übrig, als den Rechtsweg zu beschreiten, und so endete die ärgerliche Angelegenheit und zugleich die Beziehungen zwischen Verleger und Dichter mit einem Prozeß, den Nicolai natürlich verlor.

Inzwischen hatte Tieck einen unendlich viel größern Verlust erlitten: sein liebster Freund, mit dem er zehn inhaltreiche Jahre der Entwickelung in der innigsten Seelengemeinschaft verlebt hatte, Wackenroder, war gestorben. An dem Zwiespalt zwischen innerm und äußerm Beruf ging diese edle Natur zu Grunde. Während Neigung und Begabung ihn auf Musik, Kunst und Poesie hinwiesen, rieb er sich auf im Zwange eines juristischen Amtes, das er nur seinem Vater zuliebe mit Widerstreben übernommen hatte. Endlich brach sein zarter Körper zusammen. Am 13. Februar 1798 starb er, erst fünfund-

zwanzig Jahre alt, am Nervenfieber. Groß war die „geistige Erbschaft", die der Freund dem Freunde hinterlassen hatte; eine Anzahl Aufzeichnungen von seiner Hand, im Sinne der „Herzensergießungen", die sein Nachlaß enthielt, bildeten davon nur einen kleinen Bruchteil. Dennoch schienen diese Erzeugnisse einer schönen Jünglingsseele es wert, veröffentlicht zu werden. Tieck gab sie mit eignen Aufsätzen vermischt unter dem Titel: „Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst" 1799 heraus; etwa die Hälfte des Büchleins ist sein Eigentum, aber wie in den „Herzensergießungen" und dem noch zu behandelnden „Sternbald" versetzte er sich auch hier mit der bewundernswerten Biegsamkeit seines Geistes so ganz in die Denkweise seines Freundes, daß sie wenigstens zum Teil in sein Innerstes überging. „Nur in unbewußter, leichtfertiger Praxis der Phantasie", sagt Haym, „in dem kecken, freien, sich selbst genießenden Walten des Talents hatte er sich bisher über die Geister der Schwermut und der Glaubenslosigkeit erhoben. Nun jedoch lehrte ihn Wackenroder, an die Phantasie und die Kunst als an objektive Mächte glauben; nun erst traf es ihn gleich einer Offenbarung, daß dieser Glaube wie eine Religion sei, ja, nun erst ging ihm, vermittelt durch das Gemüt des Freundes, der Sinn für das Religiöse überhaupt auf." Diese Worte finden wir durch die „Phantasien" noch in höherm Grade bestätigt als durch die „Herzensergießungen"; ja, in jenen wird sogar stellenweise eine gewisse Neigung erkennbar, Wackenroders Motive auf die Spitze zu treiben, so z. B. hinsichtlich des angeblichen Vorzugs der Musik vor der Poesie, der abstrakten, überschwenglichen Kunstbegeisterung und des Spielens mit Stimmungen und Tönen.

Aber noch ein Vermächtnis hatte Wackenroder unserm Dichter hinterlassen. Die Freunde hatten im letzten Jahre, das ihnen zusammen zu verleben vergönnt war, einen Roman entworfen, in dem sie die Zeit der deutschen und italienischen Renaissance verherrlichen, und den sie gemeinsam ausführen wollten: „Franz Sternbalds Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte". In treuem Gedenken an den Heimgegangenen und in seinem Sinne schrieb nun der Überlebende das Buch allein (1798). Es ist ein Künstlerroman nach dem Muster von Goethes „Wilhelm Meister". Sternbald, ein begabter Schüler Albrecht Dürers, tritt eine Kunstreise an. Er begibt sich zu Lucas von Leyden und reist von da nach Antwerpen, dann den Rhein aufwärts nach Italien. In Rom trifft er ein Mädchen wieder, das ihm

einst als Knaben begegnet ist, und dessen Bild seitdem in seinem Herzen gewohnt hat. Dies die dürftige Fabel eines Romans, der nicht einmal vollendet wurde, der durch die Überschwenglichkeit des Gefühls, durch mangelhafte Charakterzeichnung, durch überlange Gespräche und eine Unzahl teilweise sehr flüchtiger Verse uns gegenwärtig so ungenießbar erscheint, daß diesen Mängeln einige warme, zwar idealisierte, aber doch wahre und anmutige Schilderungen aus der behaglichen Welt der Nürnberger Meister nicht die Wage halten können. Gerade die schwärmerische Stimmung, die sich nebenbei in einer echt deutschen fröhlichen Wanderlust kundthut, war es jedoch, die neben jenen wirklich gelungenen Schilderungen und dem hellen Goldkolorit der Darstellung dem jetzt vergessenen Buche seiner Zeit eine tiefgehende Wirkung auf einen großen und wahrlich nicht schlechten Teil der deutschen Jugend verschaffte. Mochte immerhin der reife Goethe, der gerade damals die klassisch-idealistische Kunst der Griechen wiederzuerwecken versuchte, den „Sternbald" einem schönen, aber leeren Gefäß vergleichen und über die vielen hübschen Sonnenaufgänge, die nur zu oft kämen, scherzen, mochte er mit Recht bemerken, daß, wenn es ein Künstlerroman sein solle, doch noch ganz etwas andres von der Kunst darin stehen müßte, so waren doch nicht nur Friedrich Schlegel und andre mit Tieck verwandte Geister unter den spätern romantischen Dichtern von Bewunderung erfüllt und wiesen in ihren Werken deutliche Einflüsse des Romans auf, sondern auch die Entwickelung deutscher Kunst und Wissenschaft verdankt dem Buche manches. Zu der seelischen Vertiefung der Kunst, zu dem innigen Versenken in die Werke der altdeutschen Meister, das für die Schöpfungen der Overbeck, Cornelius, Schnorr und ihrer Schüler charakteristisch ist, haben Tieck und Wackenroder den ersten begeisterten Mahnruf erschallen lassen, und dieser ertönte in der leichten Umhüllung einer romanhaften Erfindung vernehmlicher und gefälliger als in den mehr theoretischen oder doch eines reizvollen Rahmens entbehrenden „Herzensergießungen" und „Phantasien". Die Schilderungen im „Sternbald" haben aber auch dem Begründer der deutschen Altertumswissenschaft, Jakob Grimm, das Herz für die gute Stadt an der Pegnitz und für die gemütvolle deutsche Vorzeit erwärmt. Mit Recht hat man gesagt, daß das alte, kunstreiche Nürnberg durch Wackenroder und Tieck gleichsam neu entdeckt und im „Sternbald" poetisch wieder zu Ehren gebracht worden ist. Freilich war Goethe nicht ganz im Unrecht, wenn er behauptete, das Künst-

lerische im „Sternbald“ käme als eine falsche Tendenz heraus, denn die Vermischung von Andacht und Kunstgenuß, von Religion und Kunst, die sich in den „Herzensergießungen“ und den „Phantasien“ schon verkündigt, erreichte hier ihren Gipfel und mochte den weitschauenden Dichterkönig deutlich die Regionen erkennen lassen, in die sich die Romantik später verirrte, und die doch Tieck selber niemals betreten hat.

Der „Sternbald“, neben dem ein gleichfalls 1798 für Reichardt geschriebenes „musikalisches Märchen“, d. h. ein romantischer Operntext: „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald“, wenig zu bedeuten hat, gewann dem Dichter einen neuen Freund, den er schon im Herbst des vorhergehenden Jahres in Berlin kennen gelernt hatte, Friedrich Schlegel. Dieser, ein Jahr älter als Tieck, schätzte bereits dessen Talent, stellte ihn aber z. B. einem Wackenroder oder Schleiermacher keineswegs gleich und war der Meinung, er müsse protegiert, aber ja nicht verwöhnt werden. Durch den „Sternbald“ erst that es Tieck dem Mißtrauischen völlig an. „Es ist ein göttliches Buch“, ruft Schlegel aus, „und es heißt wenig, wenn man sagt, es sei Tiecks bestes. Es ist der erste Roman seit Cervantes, der romantisch ist und darüber, weit über ‚Meister‘.“ Man merkt, daß ihm, wie Haym sagt, der „Sternbald“ gleichsam die Verwirklichung seiner ästhetischen Doktrin schien, während er in ältern Produkten Tiecks zwar ein „seltenes und sehr ausgebildetes Talent“ erkannte, aber „gar keinen Stil“ fand. Weit günstiger urteilte über Tiecks frühere Poesie Friedrichs Bruder, der damals in Jena lebende, um fünf Jahre ältere August Wilhelm Schlegel, welcher der erste war, der auf die Bedeutung Tiecks öffentlich aufmerksam machte, indem er in der Jenaer „Allgemeinen Litteraturzeitung“ den „Gestiefelten Kater“ und den „Blaubart“ — ohne zu ahnen, wer der Dichter sei — einer fast begeisterten Kritik würdigte und den Verfasser als einen „Dichter im eigentlichen Sinne, einen dichtenden Dichter“ pries. Einen zweiten Aufsatz über die „Volksmärchen“, gleichfalls voll herzlichen Lobes, ließ er im Frühling 1798 im ersten Heft des eben begründeten „Athenäums“ erscheinen. Durch Friedrichs Vermittelung traten der Rezensent und der Rezensierte zuerst in einen freundschaftlichen Briefwechsel, und als Wilhelm im Sommer 1798 auf zwei Monate nach Berlin kam, entspann sich aus dem litterarischen ein persönlicher Freundschaftsbund, der für beide Männer bedeutende Folgen hatte. Die Begeisterung für Shakespeare und die

Bewunderung Goethes, von der beide erfüllt waren, war es nicht zum mindesten, was sie zu einander zog. Dazu kam einerseits die Erkenntlichkeit Tiecks für den warmen Anteil, den Schlegel an ihm nahm, und für die Steigerung seiner Selbstachtung, die er ihm verdankte, anderseits die Protektorfreude Schlegels und seine Einsicht, wie trefflich Tiecks produktives Talent nutzbar gemacht werden könne für alles, was ihm litterarisch am Herzen lag. Und wie in ihren poetischen Neigungen, so sympathisierten die beiden jungen Männer auch in ihren Abneigungen gegen Tageslitteratur und Berliner „Geschmack“. Auf diese Weise erfolgte eine völlige Verständigung zwischen ihnen leicht, und damit war der Grundstein gelegt zu einer kritisch-poetischen Genossenschaft, die man die „romantische Schule“ nennt. Zu ihr gehörten zunächst außer Tieck und den Brüdern Schlegel nur Bernhardi und Schleiermacher, aber sehr bald schlossen sich auch Novalis, Schelling u. a. an sie an. Das kritische Organ dieser „Schule“ war das von den Schlegel in den Jahren 1798—1800 herausgegebene „Athenäum“, zu dem Tieck indes nichts beigesteuert hat. Die romantischen Theorien waren anfangs ziemlich unklar und schwankend, sie haben sich erst im Laufe der Zeit, unter dem Einfluß persönlicher Verhältnisse und durch litterarische Strömungen und Gegenströmungen bedingt, vielfach gewandelt, erweitert und gefestigt. Damals waren es im großen und ganzen dieselben Gesichtspunkte, von denen auch Goethe und Schiller ausgegangen waren: die Rückkehr zum Heimischen, der Kampf gegen die herrschenden schlechten Litteraturrichtungen, gegen elende Modedichter, Nicolaische Nützlichkeitsschriftstellerei, gespreizten Dilettantismus, hochmütige Beschränktheit und dürre, selbstzufriedene Nüchternheit, wie sie namentlich durch die Berliner Aufklärer verbreitet wurde. Erst allmählich, je nachdem der Kreis der Romantiker sich erweiterte, traten bestimmtere Tendenzen und andre Interessen hinzu, die aber keineswegs alle von allen unterschiedslos anerkannt wurden, so die Verkleinerung Schillers, an dessen Stelle man Tieck Goethen zur Seite setzen wollte, der Widerspruch gegen den falschen Klassizismus und Idealismus der Dioskuren in Weimar und daraus entspringend das entschiedene und bewußte Zurückgreifen auf Herder und Bürger, auf Goethes und Schillers Jugendwerke, auf die nationalen, volkstümlichen, realistischen Bestrebungen der Sturm- und Drangperiode, auf die Herderschen Ideen von einer Welt- und Urpoesie; ferner die Verquickung von Leben und Kunst, die Vergötterung des Genies, der unbewußt

schaffenden Phantasie, der dichterischen Willkür, die kein Gesetz über sich leidet; die übertriebene Abneigung gegen alles Verstandesmäßige und künstlerisch Geschlossene, die Bevorzugung des Dunkeln, Unverständlichen, Fragmentarischen; die Verwischung der Grenzen zwischen den einzelnen Poesiegattungen nicht nur, sondern auch zwischen Poesie, Religion und Philosophie; die Richtung auf das mystisch Religiöse, insbesondere auf das mittelalterlich Katholische; die das ernste dichterische Schaffen in ein genußreiches Spiel auflösende Ironie, welche die Gestalten der eignen Phantasie frevelhaft zerstört; endlich eine exzentrische Sittenlehre, die, an Fichtes Wissenschaftslehre anknüpfend, auf die Befreiung der Persönlichkeit von allen Schranken des Herkommens hinauslief. Von vielen, ja von den meisten dieser romantischen Doktrinen lagen in Tiecks Poesie bereits die Keime verborgen; er hat sich aber von den bedenklichsten Ausschreitungen und Irrtümern der Schule teilweise ganz frei gehalten, teilweise nur vorübergehend bethören lassen. Sein klarer, ruhiger Blick verschwand niemals ganz und ließ ihn fast immer ein gewisses Maß beobachten. Zu bedauern ist freilich, daß die Zeit, in der er sich den romantischen Ideen am widerstandslosesten hingab, gerade die Zeit seiner frischesten, in vollster Jugendblüte stehenden Schaffenskraft war. Unstreitig hat die Verbindung mit den Gebrüdern Schlegel und die Stellung, in welche diese ihn schoben, seinem sorglosen poetischen Schaffen mehr Haltung und Würde gegeben, seinen Gesichtskreis erweitert, seine kritische Erkenntnis vertieft, aber sie hat ihm auch die Unbefangenheit des Produzierens genommen und einige seiner genialsten Schöpfungen durch falsche Theorien verdorben.

Das Jahr 1798, in das Tiecks Bund mit den Brüdern Schlegel fällt, war noch in andrer Hinsicht für unsern Dichter von der größten Bedeutung. Er führte nämlich seine Braut, Amalie Alberti, mit der er seit zwei Jahren öffentlich verlobt war, heim, ein auffallender Schritt, wenn man Tiecks Jugend und die Unsicherheit seiner äußern Lage bedenkt. Die Ehe war im ganzen eine glückliche, obwohl die stille, in Ausübung ihrer Pflichten überaus strenge und treue Frau zu manchen Zeiten unter einer gewissen Vernachlässigung von seiten ihres genialern Gatten zu leiden hatte. Nur zwei hochbegabte Töchter, Dorothea (1799—1841) und Agnes (1802—80) sind diesem Ehebund, der 1837 durch den Tod der Frau getrennt wurde, entsprossen. In der Regsamkeit seines geistigen Wirkens ließ sich Tieck

durch die Bande der neuen Häuslichkeit nicht lähmen. Die poetischen Früchte des Jahres 1798 sind bereits charakterisiert worden, hier haben wir noch eine sehr erfreuliche wissenschaftliche zu nennen. Im Spätjahr 1797 schon hatte Wilhelm Schlegel Tieck in dem Vorsatz, den unsterblichen „Don Quixote" des Cervantes zu übersetzen, eifrig bestärkt; 1798 erschien bei Unger in Berlin der erste Band dieser Übersetzung, deren Vollendung sich allerdings bis ins Jahr 1801 hinzog. Mit Keckheit hatte sich Tieck an sein schwieriges Werk gewagt; er war des Spanischen noch nicht völlig Meister und verfügte über die dürftigsten und mangelhaftesten Hilfsmittel. Um so mehr muß man sein angebornes Übersetzertalent bewundern. Während der Arbeit wuchs ihm die Kraft, zuweilen griff auch Wilhelm Schlegel fördernd ein, und so entstand trotz einiger Flüchtigkeitsfehler und Mißverständnisse, die in spätern Auflagen beseitigt wurden, ein Werk, das sich durch die Treue des Sinnes, durch den mit genialer Sicherheit getroffenen Ton sowohl in den ernsten als in den komischen Partien und durch die sprachliche Frische und Anmut zu den Meisterstücken unsrer Übersetzungslitteratur gesellt, die bekanntlich überhaupt größtenteils den Romantikern ihren unvergleichlichen Reichtum und ihre hohe Vortrefflichkeit verdankt. Zu derselben Zeit, wo Tieck uns den großen Spanier in seiner wahren Gestalt aneignete, begann Wilhelm Schlegel der Nation seine unübertreffliche Shakespeareübersetzung zum Geschenk zu machen.

Auch das folgende Jahr 1799 war für Tieck reich an innern und äußern Erlebnissen. Er lernte den biedern Deutsch-Norweger Henrik Steffens, der mit ihm in gleichem Alter stand, kennen, als dieser nach Berlin kam. Steffens beschreibt uns den jungen Dichter als einen schönen, schlanken Mann; sein klares Auge voll Glut, seine Gesichtszüge geistreich, seine Urteile kurz und schneidend, sinnvoll und bedeutend. Er ist unserm Tieck später als Freund und Verwandter sehr nahe getreten und hat durch seine Naturphilosophie tief auf ihn eingewirkt. Die erste Berührung hatte für beide ein dauerndes Verhältnis eingeleitet, wenn sie auch zu vorübergehend war, um Tieck einen Ersatz für Wackenroder zu gewähren. Dies konnte selbst seine Verbindung mit den Schlegel nicht und ebensowenig seine Heirat. Der Tod Wackenroders hatte ein tiefes Sehnen nach religiöser Erwärmung und Befriedigung in ihm wachgerufen, die ihm das Christentum weder in der hergebrachten kirchlichen Form des nüchternen

Protestantismus noch in schulmäßigen theologischen Systemen zu geben vermochte. Trübe Stimmungen wollten sich wieder seiner bemächtigen, der poetische Ausdruck seines innersten religiösen Empfindens, nach dem er rang, fand sich nicht, weil dieses Empfinden noch zu chaotisch, schwankend und zaghaft war. Da fiel ihm Jakob Böhmes wundersames Buch „Aurora oder die Morgenröte im Aufgang" in die Hände. In dieses Meer von Tiefsinn, Frömmigkeit und Phantasie stürzte er sich nun; sein Hang zur Mystik fand darin die reichste Nahrung. Dazu kamen Schleiermachers „Reden über die Religion", die ihn entzückten, und die Schriften älterer deutscher Mystiker, unter denen ihn Tauler ganz besonders anzog. Auch mit den Werken der neuern Philosophen, Fichte und Schelling, machte er sich bekannt. Ein inniges religiöses Empfinden, verbunden mit einer Fülle zauberischer Einbildungskraft, lebte ferner in den spanischen Dramatikern Calderon und Lope de Vega, die ihm durch die Beschäftigung mit Cervantes nahe getreten waren; auch diese Welt des Glaubens und der Poesie eröffnete sich ihm jetzt. Seine reizbare Phantasie gab sich allen diesen Einflüssen mit leidenschaftlicher Lust hin; ein heftiges Verlangen nach poetischer Gestaltung aller der frommen Stimmungen, die ihn erfüllten, ergriff ihn. Nach dem Entwickelungsgange, den er durchgemacht hatte, konnte er die Befriedigung dieses Verlangens nirgends anders finden, als in dem poetischen Wunderglauben des Mittelalters, in der Welt der katholischen Legende. Er begann im Sommer 1799 zu Giebichenstein bei seinem Schwager Reichardt sein großes Drama: „Leben und Tod der heiligen Genoveva", das sich ihm gleichsam von selbst schrieb und bereits im November in Jena vollendet wurde. Ehe dies aber geschah, war ein für sein inneres Leben hochwichtiges Ereignis eingetreten, die Bekanntschaft mit Novalis. In dieser tief innerlichen, mystisch träumerischen Natur fand er den verlornen Wackenroder wieder. Friedrich von Hardenberg, der nur ein Jahr älter als Tieck war und die unergründliche Gemütstiefe Wackenroders mit der zauberhaften Phantasie Tiecks in sich verband, kam im Juli 1799 von seinem gewöhnlichen Wohnort Weißenfels nach Jena herüber, wo Tieck eben als Gast in dem Hause A. W. Schlegels und seiner geistvollen Gattin Karoline weilte. „Zwei Geister trafen zusammen", sagt Köpke „die nur aufeinander gewartet zu haben schienen." Die neuen Freunde verlebten zwei schöne Wochen zusammen. „Deine Bekanntschaft", so

schrieb Novalis von Weißenfels aus nach seiner Rückkehr an Tieck, „hebt ein neues Buch in meinem Leben an. An Dir hab' ich so manches vereinigt gefunden, was ich bisher nur vereinzelt unter meinen Bekannten fand. Wie meine Julie [von Charpentier, seine zweite Braut] mir von allen das Beste zu besitzen scheint, so scheinst auch Du mir jeden in der Blüte zu berühren und verwandt zu sein. Du hast auf mich einen tiefen, reizenden Eindruck gemacht. Noch hat mich keiner so leise und doch so überall angeregt wie Du. Jedes Wort von Dir versteh' ich ganz. Nirgends stoß' ich auch nur von weitem an. Nichts Menschliches ist Dir fremd, Du nimmst an allem teil und breitest Dich leicht wie ein Duft gleich über alle Gegenstände und hängst am liebsten doch an Blumen."

Die Nähe eines solchen Freundes mochte wohl bei Tieck, der schon wegen der beiden Schlegel und des überaus regen Geisteslebens zu Jena dahin überzusiedeln wünschte, den Ausschlag geben. Im Oktober desselben Jahres noch nahm Tieck mit seiner Frau und der eben gebornen Tochter Dorothea in der freundlichen Universitätsstadt an der Saale seinen Aufenthalt. So oft es sich thun ließ, eilte Novalis herüber. Dorothea Veit, eine Tochter Moses Mendelssohns, Friedrich Schlegels Freundin und nachmalige Gattin, die ungefähr gleichzeitig mit Tieck in Jena eingetroffen war, berichtet an Schleiermacher über Novalis: „Er ist ganz toll in Tieck und in seine Frau, als Tiecks Frau, verliebt und verachtet alles übrige." Und ein andermal schreibt sie: „Das Christentum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal. Hardenberg glaubt, Tieck ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten, was einer will: sie verstehen sich selbst nicht und einander nicht." Der Ausdruck ist maliziös, aber ein Körnchen Wahrheit liegt darin. Sicherlich hat Hardenbergs zärtliche Zuneigung die religiöse Stimmung Tiecks noch verstärkt und vertieft, das heilige und herzliche Gottgefühl Hardenbergs aber ist Tieck nicht ganz in Fleisch und Blut übergegangen. Tieck deutet selbst einmal an, in welchem Sinne die Frömmigkeit in der „Genoveva", die er damals schrieb, aufzufassen sei, wenn er von der „kindlichen, spielenden Seite der Religion" spricht, und Solger hatte ganz recht, wenn er nachmals meinte, die Frömmigkeit, die in den Reden der Personen zu Tage trete, scheine nicht sowohl der gleichen Sinnesart des Dichters als vielmehr einer tiefen Sehnsucht nach jener entsprungen zu sein. In der That hat die religiöse Begeisterung, auf der das Stück

beruht, etwas Reflektiertes und Sentimentales. Es will nicht recht zu einander stimmen, und es macht an der Echtheit des religiösen Pathos irre, wenn erst Bonifacius als Prologus uns bittet, den harten Sinn uns rühren zu lassen durch die Kunde aus der alten Zeit, „als noch die Tugend galt, die Religion", wenn dann diese alte Zeit selbst wieder nach der „verflossenen treuen Zeit" seufzt, und wenn Genoveva bei der Lektüre der alten Legenden versichert: „Drum ist es nicht so Andacht, die mich treibt, wie innige Liebe zu den alten Zeiten, die Rührung, die mich fesselt, daß wir jetzt so wenig jenen großen Gläubigen gleichen." Sie spricht damit nur die Gesinnung des Dichters aus: nicht eigentliche Andacht, tiefe, kindliche Frömmigkeit hat die „Genoveva" hervorgebracht, sondern die Sehnsucht, die Liebe, die Rührung, mit der den modernen Dichter die alte gläubige Zeit erfüllte. Schwerer übrigens als dieses wiegen andre Bedenken, die den künstlerischen Wert der Dichtung angehen, vor allem: sie entbehrt des eigentlich dramatischen Nervs. Die Charaktere, namentlich der Golos, sind ohne überzeugende Konsequenz gezeichnet, die Motive unklar, der Aufbau des Stückes ist zu weitläufig und locker. Den Stimmungspartien und Situationsbildern ist ein übermäßiger Raum vergönnt; von historischem Kostüm hat der Dichter, was namentlich die Kriegsszenen beweisen, keine Ahnung. Die Einmischung des epischen Elements durch die Reden des Bonifacius widerstreitet ebensosehr wie das Überwuchern der Lyrik in den zahlreichen Sonetten, Stanzen und Terzinen den geläuterten Ansichten über das Wesen des Dramas. Hervorragende Schönheiten allgemein poetischer Art, einzelne tief ergreifende Szenen und eine hinreißende Gewalt der Stimmung können nicht über das Bedauern hinweghelfen, daß, wie Steffens einmal sagt, „Darstellungen, die zu den ausgezeichnetsten der deutschen Poesie aller Zeiten gehören, sich in Dramen [er faßt dabei auch den „Oktavian" ins Auge] verirrt haben, die wegen ihrer Form keineswegs als Muster betrachtet werden können." Auch ist die sprachliche Ausführung sehr ungleich: manche Teile bestricken geradezu durch den herrlichsten Wohllaut, andre sind trocken und leer. Bei allen Fehlern aber bleibt die „Genoveva" dennoch ein hochbedeutsames Werk, das ganz aus dem Herzen des Dichters, wie es damals gestimmt war, floß und nach seinen eignen Worten eine „Epoche" in seinem Leben war. Bei seinen Freunden und der romantisch gesinnten deutschen Jugend hat ihm dieses Werk erst den Rang des größten romantischen Dichters seiner Zeit gesichert.

Während das Theater keinen Vorteil daraus ziehen konnte, wirkte die Dichtung durch Geist und Form auf jüngere Poeten mächtig ein, wie in unsrer Einleitung zur „Genoveva" nachgewiesen ist.

Das besprochene Gedicht bildet den Hauptinhalt des zweiten Bandes der „Romantischen Dichtungen von Ludwig Tieck", die 1799 und 1800 bei Frommann in Jena erschienen, und deren Titel wesentlich dazu beigetragen hat, der Schule ihren Namen zu geben. Im ersten Bande steht außer dem „Zerbino" eine märchenhafte Erzählung, die noch vor dem Abschluß der „Genoveva" entstand: „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser". Tieck schrieb sie zu Jena in den letzten Stunden einer herrlichen Sommernacht des Jahres 1799. Es war die Nacht nach dem Abend, an dem sich Hardenbergs und sein Herz gefunden hatten. „Die Vorstellung von dem verzauberten Berge der Venus, vor welchem der getreue Eckart Wache hält, verschmolz mit der Sage von dem Rattenfänger von Hameln zu einer unheimlichen, halb in altfränkischem Romanzen-, halb im echten Märchenstil vorgetragenen Geschichte, deren loser Zusammenhang nur in der Grundstimmung des Grauens eine Einheit findet... Die grauenvolle, magische Gewalt, mit welcher der Höllenzauber des Venusbergs auf die Sinnlichkeit wirkt, wird mit lebendigen Farben gemalt." (Haym.) Außer dieser ergreifenden, dem „Blonden Eckbert" aber nicht gleichzustellenden Dichtung ist aus dem Entstehungsjahr der „Genoveva" nur noch der Fortsetzung des „Don Quixote" und einer gegen die Aufklärung und die verächtliche Tageslitteratur gerichteten, sehr heitern und witzigen „Vision": „Das Jüngste Gericht", zu gedenken. Am schlimmsten ergeht es natürlich Nicolai, der, eigentlich zur Hölle verdammt, auf Bitten der Teufel, denen er zu langweilig ist, zur „Nichtigkeit" verurteilt wird, d. h. zu einem Ort, „der weder Himmel noch Hölle ist und genau genommen gar nicht existiert".

Unendlich reich und vielseitig waren die Anregungen, die das Leben in Jena unserm Dichter bot. Außer Hardenbergs Freundschaft genoß er die seines Wirtes, des witzigen und geselligen Wilhelm Schlegel und seiner geistsprühenden, reizenden Frau Karoline. Die hochbegabte, erst vierzehnjährige Tochter Karolinens aus erster Ehe, Auguste Böhmer, ein frühreifes, wundersames Wesen, war eine der anziehendsten Erscheinungen in diesem Kreise, dem der oft launenhafte und bizarre, aber tiefsinnige, rastlos denkende und forschende Friedrich Schlegel und seine Freundin, die äußerlich nicht anziehende,

aber feingebildete und scharfsinnige Dorothea Veit, beitraten. Auch der junge Klemens Brentano und der nachmals als Übersetzer berühmt gewordene Johann Dietrich Gries, vor allem aber der in jugendlicher Geistes- und Lebenskraft blühende Naturphilosoph Schelling, eine urwüchsige, geniale Natur, gesellten sich zu ihnen. Der mächtige Denker Fichte, der damals bereits nach Berlin berufen worden war, und den Tieck schon früher kennen gelernt hatte, kam während des Winters auf einige Monate nach Jena zurück, um seine dortigen Verhältnisse ganz aufzulösen. Jean Paul, der Tieck hochschätzte, besuchte ihn einigemal. Natürlich machte sich Tieck auch mit Schiller und Goethe bekannt. Ersterer fand den Ausdruck Tiecks, ob er gleich keine große Kraft zeige, fein, verständig und bedeutend, auch habe er nichts Kokettes und Unbescheidenes. Ein näheres Verhältnis zwischen ihm und Tieck hätte sich ohne Zweifel angebahnt, hätte nicht das Zerwürfnis der Schlegel mit dem großen Dichter, dessen Bedeutung Tieck wohl zu würdigen wußte, auch auf seine Beziehungen zu ihm ungünstig und erkältend eingewirkt. Näher trat er dem Manne, der ihm neben Shakespeare von Jugend auf als die verkörperte Poesie erschienen war, Goethe, der ihn mit liebenswürdigem Wohlwollen aufnahm, sich von ihm an zwei Dezemberabenden die eben entstandene „Genoveva" vorlesen ließ und ihn aufforderte, die ernsten Partien in „Zerbino" zu einem Ganzen abzurunden und ihm zur Aufführung auf der Weimarer Bühne zu überlassen, wozu sich Tieck jedoch nicht entschließen konnte. Die Verehrung Tiecks für Goethe war so innig und die Achtung, die dieser Tiecks Person und Talenten zollte, so aufrichtig, daß selbst die zweideutigsten Versuche, Zwietracht zwischen beide zu säen, das gegenseitige Wohlwollen nicht zu stören vermochten. Als die Schlegel später auch mit Goethe auseinander gekommen waren und Tieck als den großen Antipoden des mißliebig gewordenen Olympiers hatten ausspielen wollen, sprach dieser als fünfundsiebzigjähriger Greis das klassische Wort zu Eckermann: „Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dieses gerade heraussagen; denn was geht es mich an? Ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht selber gemacht hat, und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Er ist unserm Dichter

trotz dieser richtigen Selbstschätzung zeitlebens „herzlich gut" geblieben, und Tieck hat keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seiner Verehrung für den großen Meister Ausdruck zu geben. Dagegen scheiterte Tiecks Versuch, zu Herder in ein freundliches Verhältnis zu treten, an der Empfindlichkeit des verbitterten Mannes, der sich durch einige Scherze im „Zerbino" verletzt fühlte.

Es war ein glänzender Kreis, in dessen Mitte unser Dichter stand; sein Stern war im Steigen. Der Siebenundzwanzigjährige erfreute sich des frischen Dichterlorbeers; er war gesund an Leib und Seele. Aber er mutete sich zu viel zu; rastlose geistige Arbeiten und Nachtwachen, Spazierritte und andre körperliche Anstrengungen zogen ihm eine Krankheit zu, den Vorboten eines Leidens, das ihm Jugendkraft und Gesundheit für immer raubte. Es war ein Rheumatismus, der sich zuerst als Gicht im Knie zeigte und eine langwierige Kur nötig machte. Den ganzen Winter 1799 bis 1800 hindurch sah sich Tieck ans Zimmer gefesselt und an allen Arbeiten verhindert. Erst der Frühling brachte ihm Heilung und erwachende Arbeitslust. Am ersten schönen, warmen Tage schrieb er, in einer blühenden Laube sitzend, den freundlichen poetischen Scherz: „Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens", ein Zeichen der wiederkehrenden heitern Laune. Der kindliche Sinn des bekannten Märchens ist mit lieblicher Schlichtheit wiedergegeben, ohne Beimischung störender Satire. Wenige Tage später entstand die „Sehr wunderbare Historie von der Melusina", eine einfache, mit Vorteil kürzende Nacherzählung des weitschweifigen Volksbuchs, in die nur die eingeflochtenen volltönenden Stanzen nicht recht passen wollen. Ein heiterer Humor herrscht in dem „Fastnachtsschwank": „Herkules am Scheidewege", später „Der Autor" betitelt, in Hans Sachsschem Stile gehalten, eine ergötzliche Verspottung übertriebener Bewunderer und Nachahmer, namentlich Brentanos, der sich in seinem eben erschienenen parodistischen Stücke „Gustav Wasa" bemühte, wie Dorothea Veit sagte, „der Tieck des Tiecks zu sein". „Es ist aber", fügte die witzige Frau hinzu, „herzlich dumm und toll und klingt doch wie Tieck ungefähr, so daß sich dieser tüchtig darüber erbost, und darum hat er ihn auch so derb mitgenommen." Es ist übrigens ein schönes Zeichen für Brentanos Geist und Herz, daß er diesen Spott niemals übelgenommen und dem Spötter stets herzlich angehangen hat. In Tiecks Schwank fehlt es natürlich auch nicht an lustigen Ausfällen gegen Mißstände im Theater- und Litteraturwesen und gegen die Nicolaische Aufklärung.

Die drei letztgenannten Schöpfungen bilden nebst einem Gedicht in Terzinen: „Die neue Zeit“, in welchem große Dinge, die von der neuen Philosophie und Poesie zu erwarten seien, angekündigt werden, und „Briefen über W. Shakespeare“ von Tieck sowie einem Aufsatz von F. Majer und einem Gedicht von Fr. Schlegel den Inhalt des „ersten Stückes“ vom ersten Bande eines periodisch erscheinenden litterarischen Unternehmens, das Tieck unter dem Titel „Poetisches Journal“ bei Frommann in Jena herauszugeben begann, von dem aber nur der erste Jahrgang (1800), außer dem ersten „Stück“ nur noch ein zweites, erschienen ist. Letzteres enthält nur Sachen von Tieck, nämlich die freie Übersetzung eines Ben Jonsonschen Lustspiels: „Epicöne oder das stumme Mädchen“, die Fortsetzung der „Briefe über Shakespeare“ und zwanzig Sonette unter der Bezeichnung „Erinnerung und Ermunterung“. Die Übersetzung ist als ein Zeugnis von Tiecks fortgesetzten englischen Studien wichtig, die „Briefe“ kommen nicht über einleitende, allgemeine Bemerkungen hinaus; am bedeutsamsten sind die an verschiedene lebende und verstorbene Freunde gerichteten Sonette, die fast alle zu den schönsten Erzeugnissen von Tiecks Lyrik gehören und als die erfreulichste Frucht seines damaligen Umganges mit Novalis und den Brüdern Schlegel bezeichnet werden können.

Gegen Ende des Juli schied der Dichter mit seiner Familie von der Stadt, in der er im Laufe eines Jahres so viel unvergeßlich Schönes, aber auch so viel körperliches Leid erlebt hatte, um zunächst nach Hamburg zu gehen, wo die Verwandten seiner Frau besucht wurden. Hier war es, wo ihm das Volksbuch in die Hände fiel, aus dem er in den folgenden Jahren sein zweites großes romantisches Drama: „Kaiser Octavianus, ein Lustspiel in zwei Teilen“, gestaltete. Im Frühling 1801 ward es begonnen, in diesem und dem nächsten Jahre fast völlig ausgearbeitet, aber erst 1803 nach sorgfältigem Feilen (was sonst nicht Tiecks Sache war) abgeschlossen. Der an abenteuerlichen und menschlich fesselnden Momenten überreiche Stoff hat dem Dichter Gelegenheit gegeben, in diesem Drama die ganze Fülle seiner Phantasie auszuschütten und darin das Höchste aufzustellen, wozu es die romantische Poesie in Deutschland überhaupt gebracht hat. „Hier war“, so urteilt Gödeke, „alles vereinigt, was die alte Pracht der wundervollen Märchenwelt, die sinnbefangende, mondbeglänzte Zaubernacht an duftigen und körperlichen Wesen zu bilden vermochte, vom glänzenden

phantastischen Aufzuge der Romanze bis zu den derben Spottgeburten des Fleischers Clemens und des Bauern Hornvilla, bunte Verwickelungen und rascher Wechsel; nur die maßvoll und ruhig waltende Hand des ordnenden Künstlers fehlte.“ Im ganzen kann man sagen, daß der „Octavianus“ alle Vorzüge, aber auch alle Fehler der „Genoveva“ in gesteigertem Maße besitzt: dieselbe hinreißende Macht und Innigkeit der Stimmung, denselben Reichtum an allgemein poetischen, besonders lyrischen Schönheiten, aber auch dieselbe Weitschweifigkeit und denselben ermüdenden Klingklang exotischer Versmaße. Nur die Charakteristik ist kräftiger, und der Humor, der in der „Genoveva“ fehlt, treibt in einigen Szenen ein höchst ergötzliches Spiel; dafür tritt eine unselige Neigung, die ganze Handlung zu symbolisieren und ins Allegorische zu ziehen, hervor, von der die „Genoveva“ frei ist. Hierin sowie in den langen, an sich freilich prächtigen lyrischen Tiraden zeigt sich der verstärkte Einfluß der spanischen Dramatiker.

Von Hamburg ging Tieck im Herbst 1800 nach seiner Vaterstadt zurück, wo sich inzwischen ein Umschwung der litterarischen Ansichten vorbereitet hatte. Die „Aufklärung“ war dank der neuen Philosophie, der Thätigkeit Schillers und Goethes, der scharfen Kritik der Brüder Schlegel und der Dichtungen Tiecks zum Stichwort des Spottes geworden; die Angriffe auf den schalen, abgestandenen Berliner Geschmack mehrten sich. Aber nicht ohne Kampf räumten die Nicolaiten den Platz. Die kritischen Angriffe, die sie erdulden mußten, reizten ihren Widerstand; Erbitterung und Verdruß hatten sich im stillen angesammelt und kamen endlich zum Ausbruch. Ein heftiger Sturm erhob sich, der hauptsächlich gegen die Schriftsteller der sogenannten neuen oder romantischen Schule gerichtet war, denn diese hatten nicht nur die verletzendste Kritik geübt, sondern sich auch die meisten Blößen gegeben; an Schiller und Goethe wagte man sich nicht recht. Tieck hatte sich zwar im allgemeinen von der litterarischen Kritik fern gehalten, aber die Scherze und Angriffe in seinen Dichtungen schmerzten die Betroffenen nicht wenig. Der sogenannte, von Wieland über Gebühr gepriesene Satiriker Falk in seinem „Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire“, der oberflächliche und boshafte Publizist Garlieb Merkel in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die schöne Litteratur“ und der alte Nicolai in seiner „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“ ergossen ihre Wut in den ingrimmigsten Schmähungen Tiecks, ja sogar in gemeinen Verdächtigungen seines Charakters.

Tieck blieb diesen plumpen Angriffen gegenüber ruhig; erst als in Berlin unter Ifflands Ägide ein elendes Lustspiel: „Das Chamäleon", von einem obskuren Schauspieler Namens Beck verfaßt, über die Bühne ging, in welchem Tieck und seine Freunde in der durchsichtigsten Weise als moralische Lumpe dargestellt waren, regte sich sein gerechter Zorn. Er verlangte von Iffland, der die Hauptschuld an dem Skandal trug, eine öffentliche Ehrenerklärung, und als diese verweigert wurde, schrieb er einige polemische Blätter, in denen er seine unverständigen und böswilligen Gegner in ihrer ganzen Verächtlichkeit brandmarkte. Leider sind diese „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit, bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels Chamäleon", denen Schleiermacher mit Recht „eine recht körnige Popularität und eine unvergleichlich ruhige Verachtung" nachrühmte, nicht ganz zu Ende geschrieben worden, da Tiecks Eifer während der Ausarbeitung erkaltete. Ihm lag Höheres am Herzen, als sich mit unwürdigen Widersachern herum zu zanken; in der mit der alten Begeisterung wieder in Angriff genommenen Arbeit über Shakespeare, in der Fortsetzung des „Don Quixote", in dem frohen Schaffen am „Octavianus", im Ausdenken neuer dichterischer Pläne fand er volle Befriedigung.

Im Sommer 1801 kam ihm auch die Idee, in einem humoristischen Lustspiel: „Anti-Faust oder Geschichte eines dummen Teufels", voll schlagfertigen Witzes mit seinen Gegnern und manchem andern, das ihm widerwärtig war, poetisch abzurechnen; auch diese Arbeit ließ er indes nach Vollendung des Prologs und des ersten Aktes liegen. Die heitere Stimmung, in der sie entworfen war, hielt nicht nach. Schon im Frühling des genannten Jahres war er, da ihm der Aufenthalt in Berlin durch die litterarischen Streitigkeiten und andre unangenehme Erfahrungen verleidet war, nach Dresden übergesiedelt, dessen reichere, schönere Umgebung seinen gedrückten Geist erfrischen sollte. Allein er fand den heitern Schwung der Phantasie, die unbefangene Lust am poetischen Schaffen nicht sogleich wieder. Allzuviel drang auf ihn ein: die Gleichgültigkeit des großen Publikums seiner Dichtung gegenüber, die kläglichen litterarischen Zustände Deutschlands, persönliche Anfeindungen, häusliche Sorgen, dazu schwere Verluste, schmerzliche Todesfälle und andre trübe Erfahrungen. Er versank in Zweifel an seinem dichterischen Beruf, in Trübsinn und finstere Schwermut. Nicht ganz zwei Jahre waren vergangen, seit Tieck mit Novalis den innigsten

Freundschaftsbund geschlossen hatte; jetzt ward ihm, wie einst Wackenroder, auch dieser Trost und Vertraute seiner Seele schon wieder entrissen: am 25. März 1801 starb der schon lange Kränkelnde an der Auszehrung. Seinen frühen Tod ahnend, hatte er Tieck zum Vollstrecker seines litterarischen Testaments bestimmt; es war nun für diesen ein süßwehmütiges Geschäft, den Nachlaß des Freundes zu ordnen und einige Bemerkungen dazu zu fügen, die der Nation klar machen sollten, welch schöne Hoffnungen mit dem zu früh Geschiedenen begraben worden waren. Kaum hatte er die Erschütterung über diesen Verlust einigermaßen überwunden, da ereilte ihn die Nachricht von einem neuen Trauerfall: seine Eltern waren in einer Woche um Ostern des Jahres 1802 gestorben; und nicht genug damit, infolge der heftigen Gemütsaufregung erkrankte Sophie, seine seit 1799 mit Bernhardi verheiratete geliebte Schwester, so schwer, daß man lange an ihrem Aufkommen zweifelte. Kein Wunder, daß Tiecks poetische Freudigkeit unter dem Eindruck solcher Ereignisse erlahmte.

Indes erhielt der Dichter doch einigen Ersatz für diese Verluste. In Dresden sah er 1801 den wackern Steffens, den rastlosen Forscher und gemütvollen, dichterisch gestimmten Menschen, wieder. Oft kam dieser von Tharandt herüber, um Tieck zu besuchen, und es gestaltete sich bald ein herzliches Verhältnis zwischen ihnen, das auch nicht ohne vorteilhafte Wirkung auf Tiecks Poesie blieb. Durch Steffens' naturphilosophische Ideen angeregt, schrieb er 1802 in einer Nacht das furchtbar-schöne Märchen „Der Runenberg", in welchem er in echt dichterischer Weise den Gegensatz zwischen harmloser Lebensfreude und dem durch die berückende Macht des Goldes verdüsterten Sinn zur Darstellung brachte.

Die eifrige Beschäftigung mit den Mystikern Jakob Böhme und Tauler, in die sich Tieck, wie schon gesagt, damals versenkte, brachte ihn auf die Idee, einen Roman zu entwerfen, in welchem er die Stellung der einzelnen Konfessionen zum Urchristentum klarlegen wollte. Es blieb aber auch hier, wie bei so vielem andern in dieser Zeit, beim Entwurf.

Aber durch das Studium der Mystiker wurde Tieck wiederum zur altdeutschen Poesie zurückgeleitet, in die ihn schon Wackenroder eingeführt hatte. Jetzt zog ihn die scheinbar unbeholfene Schlichtheit und der kindliche Tiefsinn unsrer alten Dichtungen mächtiger an als je. Seit 1801 vertiefte er sich mit gleich lebhaftem poetischen wie wissenschaftlichen Interesse in sie und gab 1803 als erste Frucht seiner Studien die „Minne-

lieder aus dem schwäbischen Zeitalter" mit einer begeisterten Vorrede, in der er ein reizendes Bild des deutschen Minnesanges entwarf, heraus. So wenig genießbar uns jetzt die Übersetzungen der Lieder anmuten, so haben sie doch in Verbindung mit der nach Jakob Grimms Ausdruck „hinreißenden" Vorrede unbeschreiblich gewirkt. Nicht allein, daß der eben genannte große Begründer der deutschen Altertumswissenschaft, wie er Tieck selbst gestanden hat, durch sie zuerst „auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht" wurde, es war überhaupt „der erste, unsern Landsleuten wirklich ans Herz dringende Aufruf zu anteilvoller Bekümmerung um die Schätze ihrer eignen ältern Litteratur", ein Versuch, der den freudigsten Widerhall erweckte. Tieck zuerst hat diesen „reichen Quell der Anregung mit dem Zauberstab poetischer und patriotischer Begeisterung aus dem dürren Felsen geschlagen"; ihm gelang, was dem guten Bodmer mit seinen wohlgemeinten, aber geschmacklosen Ausgaben und Übersetzungen nicht gelingen konnte; Brentano und Arnim mit „Des Knaben Wunderhorn", Görres mit den „Volksbüchern", von der Hagen mit den „Nibelungen" folgten nach; und auf Tiecks und ihren Schultern stehen die Grimm, Lachmann, Benecke, Simrock, Uhland &c.

Nicht in Dresden kamen die „Minnelieder" und kam der „Octavianus" zum Abschluß. Tiecks alter Freund, der heitere, bewegliche Burgsdorff, war 1801 nach einigen Jahren abenteuerlichen Wanderlebens in Dresden eingekehrt, wo er nach langer Trennung den melancholischen Jugendgenossen wiederfand. Er lud ihn dringend ein, ihm nach dem Gut Ziebingen in der Neumark, das er zwar an seinen Oheim, den Grafen Finckenstein, verkauft hatte, aber noch bewohnte, zu folgen und dort samt Frau und Töchterchen eine Zeitlang seinen Sitz aufzuschlagen. Tieck nahm die aufrichtig gemeinte Einladung an und vertauschte gegen Ende des Jahres 1802 die Elbstadt mit dem stillen, in waldreicher Umgebung gelegenen Landsitz. Diese Veränderung nun wurde der Anlaß zu einer neuen, folgeschweren Bekanntschaft. Unweit Ziebingen wohnte auf dem Gut Madlitz bei Lebus, in der Nähe von Frankfurt an der Oder, der eben genannte Graf Finck von Finckenstein (1745—1818), ein Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung, mit seiner aus seiner Gemahlin, drei Töchtern und zwei Söhnen bestehenden, ebenso liebenswürdigen wie hochgebildeten Familie. Nichts was Kunst, Poesie und Litteratur darbot, war diesem Kreise fremd; insbesondere aber wurde der alten, damals fast vergessenen

Kirchenmusik der verständnisvollste Kultus gewidmet. Der Verkehr mit diesen edlen Menschen wirkte auf Tieck erhebend und beruhigend, auf die musikalischen Interessen ging er mit Begeisterung ein. Schon 1802 entstanden seine formell vortrefflichen, nur teilweise etwas zu überschwenglichen „Gedichte auf die Musik". Daneben setzte er seine altdeutschen und englischen Studien mit erneutem Eifer fort (wie er denn hier die schon erwähnten „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter" schrieb), brachte den „Octavianus" zum Abschluß, bereitete eine Bearbeitung des Nibelungenliedes vor, entwarf einen Roman: „Alma, ein Buch der Liebe", und dichtete den Prolog zu einem Drama: „Magelone". Die letztgenannten drei Arbeiten sind freilich niemals zu Ende geführt worden.

Der Ziebinger Aufenthat wurde mehrmals durch längere und kürzere Ausflüge unterbrochen, zuerst im Sommer 1803, wo Tieck mit Burgsdorff eine Reise durch einen Teil von Mittel- und Süddeutschland machte. In Heidelberg, wo er den geistvollen Philologen Creuzer kennen lernte, wurde der Wunsch laut, Tieck möchte ein akademisches Lehramt daselbst übernehmen. Brentano und Savigny betrieben die Angelegenheit eifrig, die sich aber namentlich durch die Erkrankung Tiecks im nächsten Jahre zerschlug. In Liebenstein verspielte Burgsdorff, der noch immer der alte war, an der Bank die gemeinschaftliche Reisekasse, so daß sie froh waren, Dresden zu erreichen, wo Tieck mehrere Monate verweilte. Die Reise hatte den Dichter wohlthätig erfrischt, und er bedurfte dessen. Sein Trübsinn und sein zuweilen wieder drohendes gichtisches Leiden war es nicht allein, was ihn drückte. Die Ehe seiner Schwester mit Bernhardi war nicht glücklich; es kam zur thatsächlichen Trennung, der später (1805) die völlige Scheidung folgte. Tieck zerfiel mit dem alten Freunde, Sophiens Gesundheit war tief erschüttert. Zu ihrer Wiederherstellung sollte sie nach Italien reisen, und der Bruder begleitete sie im Herbst 1804 auf ihre dringenden Bitten. Aber es sollte lange dauern, bis sie das Ziel erreichten. In München verschlimmerte sich Sophiens Zustand so sehr, daß sich die Geschwister gezwungen sahen, den Winter über dort zu bleiben, wo Tieck unter andern dem Theosophen Franz Baader und vor allem dem Freiherrn Karl Friedrich von Rumohr (1785—1843), dem geistreichen Kunstkenner und vielseitigen Schriftsteller, nahe trat. Inzwischen gestaltete sich der Gesundheitszustand der Schwester so, daß schleunige Abreise nach Italien notwendig wurde. Da erkrankte wiederum Tieck an seinem

alten bösen Leiden, der Gicht. Diesmal schien es ihm das Leben kosten zu sollen, er litt die unsäglichsten Schmerzen und war des Gebrauchs seiner Glieder beraubt. Aber der unermüdlichen Sorgfalt, mit der Rumohr, der mit ihm zusammen wohnte, den Kranken pflegte, gelang es, den neuen Freund dem Tode zu entreißen. Trotz der Schmerzen nahm Tieck seine altdeutschen Studien wieder auf und diktierte dem treuen Pfleger Bruchstücke einer Bearbeitung des Nibelungenliedes in die Feder. Auch Tiecks Bruder Friedrich, der damals bereits ein geachteter Bildhauer war, traf in München ein; der feingebildete Esthländer von Knorring, der späterhin Sophie heiratete, schloß sich ihnen an. Endlich, im Sommer 1805, konnten sie zusammen nach Italien aufbrechen. Die Reise ging über Tirol, Verona, Mantua und Florenz nach Rom, wo sie Sophie und andre Freunde fanden. Die erste Zeit dieses römischen Aufenthaltes wurde unserm Dichter noch sehr durch gichtische Schmerzen verbittert. Erst ganz allmählich trat eine Besserung ein, er konnte sich wieder der Kunst und Natur und der freieren Geselligkeit widmen, vor allem aber seinen altdeutschen Studien. Ganze Tage brachte er unter den reichen Schätzen der Vatikanischen Bibliothek zu, schrieb die ganze dort liegende Pfälzer Handschrift des Epos „König Rother" und andres ab und vertiefte sich auch in die Gedichte der karolingischen und bretonisch-wallisischen Sagenkreise; in erster Linie beschäftigten ihn jedoch immer noch die Nibelungen.

Unter den Bekanntschaften, die er in Rom machte, war ihm die des Malers Müller, des Dichters der „Genoveva", von höchstem Interesse, dessen Aufrichtigkeit er nachmals durch Teilnahme an der Herausgabe von Müllers Werken bethätigt hat. Zu größern Dichtungen begeisterte ihn der italienische Himmel zwar nicht, dazu stand Tieck noch zu sehr unter den Nachwehen seiner Krankheit, doch verfaßte er eine Art poetischen Tagebuchs in freien Rhythmen: „Reisegedichte eines Kranken" und „Heimkehr des Genesenden", in denen er stellenweise mit großer Frische seine Empfindungen über die empfangenen Eindrücke aussprach. Im Sommer 1806 konnte die Rückreise in die Heimat angetreten werden. Unterwegs hielt sich Tieck der Nibelungenhandschrift wegen in St. Gallen auf, dann in Karlsruhe, wo er Hebel besuchte, und in Mannheim, wo er mit dem Pfarrer La Pique die Arbeiten zur Herausgabe von Maler Müllers Schriften vollendete, die freilich durch allerlei Zwischenfälle bis zum Jahr 1811 verzögert wurde In Heidelberg sah er Creuzer wieder und erfuhr durch Johann Heinrich

Voß zuerst das Gerücht, daß er in Rom katholisch geworden sei. Tieck hat dies niemals Wort haben wollen, und seiner Aussage muß man doch wohl den meisten Glauben zumessen, so gewichtige Stimmen sich auch anderseits erhoben haben, die in dem Gerüchte Wahrheit fanden. Im Grunde liegt wenig daran, welchem Bekenntnis Tieck angehörte, denn innerlich stand er über den Konfessionen; so viel aber ist gewiß, daß, als später seine Frau und seine Töchter zur katholischen Kirche übertraten, er diesen Schritt mißbilligte, und daß er vor seinem Tode einen protestantischen Geistlichen aufforderte, an seinem Grabe zu sprechen. Nachdem er in Frankfurt Brentano und dessen Schwester Bettina gesehen und die Bekanntschaft von Goethes Mutter gemacht hatte, besuchte er in Weimar Goethe selbst, bei dem er einige Abende verlebte. Im Herbst traf er endlich in Dresden ein, wo er mehrere Wochen blieb, und wo der dänisch-deutsche Dichter Öhlenschläger, ein begeisterter Bewunderer von Tiecks Poesie, seine Freundschaft eroberte.

Inzwischen war der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausgebrochen, der Oktober des Jahres 1806 hatte den Staat Friedrichs des Großen in den Sturz der kleinern Staaten mit hineingerissen. Manche Freunde Tiecks waren persönlich in das allgemeine Unglück verstrickt, so Reichardt, Tiecks Schwager, der wegen einer antinapoleonischen Schrift flüchten mußte. Tieck eilte nach Sandow, dem Nachbargut von Ziebingen, das Burgsdorff gehörte, und wo unserm Dichter inzwischen seine zweite Tochter Agnes geboren worden war. Hier und zeitweise in Berlin verweilte er nun bis zum Frühling 1808. Während dieser Zeit lernte er Achim von Arnim, dessen poetische Bedeutung er nie ganz gewürdigt hat, und den eifrigen Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen kennen, der ihm mit seiner Erneuung des Nibelungenliedes zuvorkam, und dem er manche seiner altdeutschen Vorarbeiten, wie die Abschrift des „Rother", freundschaftlich überließ. Einen Abschnitt aus Tiecks begonnener Neubearbeitung des zuletzt genannten Epos druckte Arnim 1808 in seiner „Tröst-Einsamkeit, Zeitung für Einsiedler" aus eigner Machtvollkommenheit ab; trotz aller Mängel wird Tiecks Arbeit von dem neuesten Herausgeber jener Zeitschrift, Friedrich Pfaff, als „eine litterarische That von Bedeutung" bezeichnet, „in einer Zeit, da man den ‚König Rother' nicht einmal dem Namen nach mehr kannte". Außer einigen Szenen zu einem Drama „Melusine" brachte Tieck damals nichts Poetisches hervor, auch im nächsten Jahre entstand nur der erste Aufzug eines Schauspiels: „Das

Donauweib"; indessen blieben die Jahre von 1804—10, von den „Reisegedichten" abgesehen, ganz ohne poetische Frucht; es schien, als ob des Dichters schönes Talent gänzlich versiegen wollte. Die gelehrten Studien, seit 1807 namentlich die über Shakespeare und seine Zeit, traten wieder in den Vordergrund. Aber selbst diese erlitten eine längere Unterbrechung, als Tieck nach einer Reise über Dresden und Wien in München, wo er vom Herbste 1808 an verweilte, im Winter abermals schwer erkrankte. Seine Geschwister Friedrich und Sophie sowie Bettina Brentano pflegten den Dulder. Langsam erholte er sich notdürftig, aber die Krankheit hatte ihm ihren furchtbaren Stempel für immer aufgedrückt. Seine körperliche Kraft war gebrochen. Ein Rückfall warf ihn wieder aufs Lager, der Winter 1809—10 verging, der Frühling noch fand ihn leidend. Erst im Sommer konnte er, aber immer noch schwach und gebrechlich, München verlassen. Nach einer Kur in Baden-Baden, die ihm indessen keine Heilung brachte, kehrte er endlich im Herbst nach Ziebingen zu den Seinigen zurück, die ihn zwei Jahre lang nicht gesehen hatten.

Aber diese Leiden vermochten Tiecks geistige Kraft nicht zu brechen. Er konnte schon 1811 sein „Altenglisches Theater", eine bedeutsame Frucht seiner Shakespeare-Studien, veröffentlichen. Damit man den großen Dichter im Zusammenhang mit seinem Land und seiner Zeit erkenne, gab er hier nicht nur in trefflicher Übersetzung einige Dramen von ältern Zeitgenossen Shakespeares, sondern fügte in den beiden Vorreden auch die geistvollsten und eindringendsten litterargeschichtlichen Erörterungen hinzu. Und im folgenden Jahre erschien als Ergebnis seiner altdeutschen Forschungen eine kürzende Bearbeitung des kulturhistorisch wichtigen „Frauendienstes" von Ulrich von Lichtenstein, ein Lebensbild aus dem deutschen Mittelalter. Aber auch die Lust zum poetischen Schaffen erwachte wieder. Als Tieck im Jahre 1810 daran ging, seine ältern, ohne seinen Namen erschienenen Poesien in eine Sammlung unter dem Titel „Phantasus" zu vereinigen, begnügte er sich nicht damit, einige derselben, wie namentlich den „Blaubart" und den „Gestiefelten Kater", einer sorgfältigen Umarbeitung zu unterwerfen, er verband auch die einzelnen Dichtungen nach dem Beispiel von Boccaccios „Dekameron" durch eine Rahmenerzählung, in die er Gespräche einflocht, welche zum Geistreichsten und Anmutigsten gehören, was in deutscher Prosa geschrieben worden ist. Über die verschiedensten Gegenstände läßt Tieck sich seine Personen unterhalten, über Reisen, Essen, Lektüre, Gesellig-

keit und Gefühlsleben, über Gartenbau, Musik und Schauspielkunst, und alles das in der fesselndsten, durch reizenden Humor gewürzten Form, die von dem spätern Tieckschen Novellenstil sehr wenig verschieden ist. Aber er fügte zu den alten auch neue Dichtungen hinzu, welche weniger kühn, aber auch weniger regellos als jene erscheinen: die schauerliche Märchennovelle „Liebeszauber", die das Entsetzen freilich auf die Spitze treibt, das liebliche Kindermärchen „Die Elfen" und die schöne, magisch ergreifende Erzählung „Der Pokal". Gegen diese epischen Erzeugnisse treten die dramatischen nicht zurück; das dramatisierte Märchen „Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen" (1811), eine humoristische Satire auf die antikisierende Geschmacksrichtung in der deutschen Litteratur, wirkt dadurch, daß der Dichter alle aus den alten kindischen Volksmärchen bekannten Gegenstände, wie z. B. die Siebenmeilenstiefel, in antike Beleuchtung rückt, ungemein komisch; die Dramatisierung des Volksbuches von „Fortunat" in einem Prolog und zwei fünfaktigen Schauspielen überschreitet freilich äußerlich alles Maß und steht gegen die „Genoveva" und den „Octavian" an Stimmungsreichtum und romantischem Glanz zurück, die Farben erscheinen matter, aber die Charakteristik ist trefflich gelungen, und wenn man auch die herbe Vermischung komischer und tragischer Motive mit Recht tadeln mag, so wird man doch einzelne Szenen als höchst dramatisch bezeichnen dürfen. Der „Fortunat" beschließt den „Phantasus", der übrigens ursprünglich auf weit größern Umfang berechnet war; eingeleitet wird dieses reichhaltige Buch durch ein überaus reizendes Gedicht: „Phantasus", in welchem der Dichter in wahrhaft poetischer Einkleidung seinen eignen Entwickelungsgang, insbesondere „die innern Wandlungen während der langen Zeit, da seine Muse geschwiegen", schildert. Im allgemeinen darf man sagen, daß sich Tiecks Geist in allen diesen zierlich zu einem Ganzen vereinigten Dichtungen in alter Frische und dabei besonnener und abgeklärter als früher zeigt. Er verdankte dies wenigstens zum Teil einem neuen Freunde, der alle Eigenschaften besaß, um die durch den Tod Hardenbergs gerissene Lücke bei ihm auszufüllen. Es war der gemütstiefe, scharfsinnige Philosoph und Ästhetiker Karl Wilhelm Friedrich Solger (1780—1819), ein ebenso gründlicher Kenner des klassischen Altertums wie der neuen Poesie, damals Professor in Berlin, wo ihn Tieck schon 1808 gesehen hatte. Ein näheres Verhältnis entspann sich zwischen beiden erst 1811 auf einer gemeinsamen kurzen Reise von Warmbrunn, wo Tieck eine

Badekur beendet hatte, nach Schmiedeberg. Die Liebenswürdigkeit des gelehrten und doch rührend bescheidenen, mitteilsamen und zugänglichen Mannes nahm ihn ganz gefangen. Ein Bund ward zwischen ihnen geschlossen, den leider nur allzufrüh der Tod Solgers trennte. Der Briefwechsel, den die beiden Männer, wenn sie sich nicht persönlich nahe waren, führten, und den Tieck später selbst mit dem übrigen Nachlaß Solgers herausgegeben hat, ist einer der lesenswertesten unsrer Litteratur und beweist die Fülle von Anregungen, welche einer vom andern empfing. „Kein Jahr verging, wo sie sich nicht gesehen hätten, wo Tieck nicht auf einige Tage in Berlin gewesen oder der Freund ihn nicht im Frühling oder Herbst besucht hätte.“ Daneben entwickelte sich auch ein herzliches Verhältnis mit dem geistvollen Geschichtschreiber Friedrich von Raumer, der Tieck 1810 in Ziebingen besuchte und ihm zeitlebens in wahrer Freundschaft ergeben blieb.

Das geistig so reiche Stillleben des Dichters, das eine langsame innere Umwandlung in ihm hervorbrachte, indem es ihm die Ausschreitungen der romantischen Theorien immer klarer erkennen ließ und ihn maßvollern zuwendete, erlitt im Sommer 1813, wo die Kriegsunruhen zur Flucht nach Prag nötigten, eine längere Unterbrechung. Den Sieg der deutschen Sache begrüßte auch Tieck, der sein Vaterland innig liebte und dessen Schmach tief empfunden hatte, mit hoher Freude, wenn es ihm auch versagt war, wie Arndt und Schenkendorf in mächtigen Tönen vaterländisches Gefühl auszuströmen. Die Absicht, eine Reihe Dramen aus der deutschen Geschichte zu schreiben, blieb unausgeführt, wie denn überhaupt seit dem Erscheinen des „Fortunat“ Tiecks Leier fast gänzlich verstummt zu sein schien. In der That war dieser das letzte große Werk, in dem sich Tieck noch als romantischer Dichter, wenn auch schon vielfach gemäßigt und abgekühlt, gezeigt hatte. Nur fünf Jahre später war es, als er dem überraschten Publikum in scheinbar ganz veränderter Gestalt entgegentrat.

Im Jahre 1817, wo Tieck das „Deutsche Theater“, eine Auswahl vergessener deutscher Bühnenstücke aus dem 15.—17. Jahrhundert, wiederum mit trefflichen, inhaltreichen Vorreden begleitet, herausgab, machte er mit seinem Freunde Burgsdorff eine Reise nach England. Anfang Mai nahmen sie ihren Weg durch Norddeutschland nach dem Rhein und den Niederlanden und betraten am 29. d. M. die Küste von England. In London studierte Tieck hauptsächlich die Handschriften und seltenen Drucke alter Dramen und besuchte eifrig das

Theater, wo ihm die berühmten Schauspieler Kemble und Kean zu sehen vergönnt war. Auch machte er die Bekanntschaft des bedeutenden Shakespeare-Kritikers Coleridge. Nachdem er sodann die durch seinen Abgott denkwürdigen Stätten von Warwick und Kenelworth und das gebenedeite Stratford am Avon mit Andacht besucht hatte, setzte er mit Burgsdorff nach Frankreich über. In den letzten Tagen des Juli trafen sie in Paris ein, wo wiederum Bibliothek und Theater die größte Anziehungskraft auf Tieck ausübten. Nach etwa dreiwöchigem Aufenthalt wurde die Rückreise angetreten. In Frankfurt a. M. sah Tieck seinen alten Freund Friedrich Schlegel wieder. Dieser, der sich inzwischen in die Regionen des ultramontanen Katholizismus verirrt hatte, wohin ihm Tieck nicht folgen konnte, fand den alten Kampfgenossen erklärlicherweise nicht nur körperlich von der Gicht sehr verändert, „krumm und sechseckig", sondern auch „sehr materiell im Geist". In der ersten Hälfte des September langten die Reisenden in Berlin zu kurzem Aufenthalt an, um die Mitte des Monats waren sie wieder in Ziebingen. Die Reise, so kurz an Dauer sie war, hatte unserm Dichter doch insbesondere für seine Shakespeare-Arbeiten reichen Ertrag gebracht, den er nun zu verwerten gedachte.

Da aber wurde dem beschaulichen Leben auf dem Gute des ritterlichen Grafen plötzlich ein Ende gemacht. Am 18. April 1818 starb das würdige Oberhaupt der Familie Finckenstein. Tieck verlor in ihm einen väterlichen Freund, und die Verhältnisse, in denen er seit 15 Jahren zu leben gewohnt war, lösten sich auf. Im Juli 1819 verließ er Ziebingen, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, und siedelte mit seiner Familie und der ältesten unverheirateten Tochter des Verstorbenen, der Gräfin Henriette von Finckenstein, nach Dresden über. Der Tod Solgers, der noch in demselben Jahre, am 25. Oktober, erfolgte, löste das letzte Band, das ihn an die Nähe Berlins zu fesseln vermocht hätte. Solger war unserm Dichter nicht nur ein Freund, er war ihm, wie dieser selbst dankbar aussprach, ein Lehrer gewesen, dem er vieles und Teures zu danken hatte.

Mit der Übersiedelung nach Dresden waren des Dichters Wanderjahre beendet. Das alte stattliche Haus am Altmarkt, das er 1819 bezog, die „Burg des alten Romantikers", wie das Volk es nannte, hat er bis zum Jahre 1842, von kleinern Reisen abgesehen, nicht wieder verlassen. Es war der Schauplatz einer überaus reichen und fruchtbaren Wirksamkeit. Fast ein Vierteljahrhundert hat die schöne Stadt an der

Elbe den berühmten Dichter beherbergt, sie hat ihm manches gewährt, aber mehr noch von ihm empfangen. Er stand im 47. Lebensjahr, als er nach Dresden zog, seine innere Entwickelung war abgeschlossen; das unsichere Tasten und das leidenschaftliche Kämpfen und Irren lag hinter ihm, er hatte sich das volle harmonische Gleichgewicht seiner Geisteskräfte, einen freien Überblick über das Leben, ein reineres künstlerisches Gestalten errungen. Die Dresdener Zeit bildet die Meisterjahre seines Lebens. Dem großen Publikum galt er noch immer als das Haupt der romantischen Schule; wer aber seinem dichterischen und kritischen Wirken einige ernste Aufmerksamkeit schenkte, mußte gewahr werden, daß dasselbe (von vorübergehenden Rückfällen in die alten Ideen abgesehen) vielmehr einem gesunden, künstlerisch verklärten Realismus zustrebte.

Die litterarischen Zustände Dresdens waren keine erfreulichen. Selbstgefällige Mittelmäßigkeit beherrschte das Feld. Eine Anzahl kleiner, schreibfertiger Talente ohne alle Tiefe, der alten Aufklärung innig verwandt, aber von einer weichlichen Unentschiedenheit im kritischen Urteil, dem Bedürfnis und Geschmack der Durchschnittsbildung huldigend, übten ihre Federn in der bekannten „Abendzeitung" und beweihräucherten einander in der litterarischen Gesellschaft „Liederkreis". Die tonangebenden „Größen" waren der alte Hofrat Böttiger, der von Goethe und Schiller so oft verspottete „Freund Ubique", ein zweideutiger Charakter, der unverbesserliche „Lober" alles Mittelmäßigen, ein vielwissender Altertumsforscher ohne eigentliches Verständnis für die Antike, der auch ein Kenner neuer Litteratur, des Schauspiels und der Kunst im allgemeinen zu sein glaubte. Ihm zunächst stand der etwas tüchtigere Hofrat Winkler, mit seinem Litteratennamen Theodor Hell, ein unermüdlicher Vielschreiber, der die Bühne mit seinen fabrikmäßig hergestellten Bearbeitungen aus dem Französischen überschwemmte, wichtig als Hauptredakteur der „Abendzeitung" und als einflußreicher Theatersekretär. Sein Genosse als Mitherausgeber des genannten Journals war der nur seinen litterarischen Beschäftigungen lebende Friedrich Kind, der Dichter des „Freischütz", Redakteur des Beckerschen „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" und andrer Almanache von zweifelhaftem Werte. Für einen großen Tragiker hielt sich der schwächliche Eduard Gehe. In diesem Kreis kleinlich auf ihren Ruhm eifersüchtiger Leute, denen das Alltägliche und Flache Ideal war, mußte es ein unbehagliches Gefühl erwecken, als nun ein Mann von der

Bedeutung Tiecks in ihre unmittelbare Nähe trat und mit seinem Glanz ihre kleinen Lichterchen zu überstrahlen drohte. Die natürliche Feindschaft des Mittelmäßigen gegen das Große begann sich zu regen, noch ehe bei Tieck von einem bewußten Gegensatz zu den Dresdener Poeten die Rede war; sie eröffneten einen kleinen, heimlichen, mit allen Ränken der Koterie und Klatschsucht geführten Krieg gegen den gefürchteten Mann, der sich bei aller Höflichkeit niemals scheute, ihnen seine Geringschätzung zu zeigen. Dennoch waren einerseits die Kleinen zu furchtsam, um offen gegen ihn aufzutreten, er selbst aber besaß anderseits zu viel echte Bildung und Bonhommie, als daß er ihnen ihre Existenz gestört hätte, solange sie ihn ungestört ließen. Schmerzlich mochte es jenen freilich sein, daß Tieck, der eben erst angekommene Fremdling, alsbald, ohne es zu wollen, der Mittelpunkt eines neuen geselligen, litterarisch gebildeten Kreises wurde. Schon sein Äußeres war hinreißend: die von Leiden gebückte Gestalt mit dem herrlichen, jugendschönen Kopfe, die feinen Züge, das große, tiefe, seelenvolle Auge, dazu die Freundlichkeit und Milde seines Wesens, seine fesselnde Unterhaltung. Der Zauber dieser Persönlichkeit zog selbst Widerwillige in ihren Kreis, zu dem unter andern der liebenswürdige junge Ernst Otto von der Malsburg, der Calderonübersetzer, der romantisch wunderliche Graf Heinrich Loeben, der milde, treuherzige Karl Förster, der Petrarca- und Tasso-Übersetzer, der feingebildete Graf Kalkreuth, der herrliche Karl Maria von Weber und Tiecks alter Schulfreund, der Romantiker Wilhelm von Schütz gehörten, und dem sich auswärtige Freunde, wenn sie in Dresden weilten, gern anschlossen, wie Jean Paul, der berühmte Philolog Ottfried Müller, der treffliche Historiker Johann Wilhelm Löbell, der Dichter Wilhelm Müller und viele andre. Einen Hauptreiz erhielten diese geselligen Vereinigungen durch Tiecks bald weltberühmte **dramatische Vorlesungen**; zahlreiche Fremde kamen nur deshalb nach Dresden, um dieselben zu hören, und sahen sich stets mit einer wahrhaft großartigen Gastfreundschaft zugelassen. Schon früh hatte Tieck sein natürliches, mimisch dramatisches Talent, von einem überaus biegsamen und klangreichen Organ unterstützt, bewundernswürdig ausgebildet, und diesen äußern Mitteln entsprach eine unvergleichliche Gabe dichterischer Nachempfindung, welche stets ebensowohl dem Geist des ganzen Kunstwerkes wie den feinsten Einzelheiten völlig gerecht wurde. Die verschiedensten, glaubwürdigsten Zeugen stimmen darin überein, daß Tieck der größte Schauspieler seiner Zeit geworden wäre, wenn er sich der

Bühnenlaufbahn gewidmet hätte. Wir nennen als klassische Zeugen nur Karoline Schlegel, Steffens, Brentano, Eckermann, Genast, P. A. Wolf, Carus, Immermann, Karoline Bauer, Hermann von Friesen, Karl Förster, Eduard Devrient und Holtei. Tieck ist durch die Tiefe der poetischen Auffassung und durch die edle, von falschem Pathos wie von Trivialität gleich weit entfernte Natürlichkeit seines Vortrags das unerreichte Vorbild aller Recitatoren geworden. Was er durch seine Vorlesungen für das Verständnis Shakespeares und die Anerkennung Kleists gewirkt hat, ist nicht hoch genug anzuschlagen und darf auch von der Litteraturgeschichte nicht ungewürdigt bleiben.

Tiecks „wunderbare Lesekunst", die im Tragischen wie im Komischen gleich unwiderstehlich war, sein bewährter Scharfsinn und sein unbestechliches Urteil als Kritiker waren es, die den Intendanten der Hofbühne von Könneritz den Gedanken nahe legten, er könne dem Schauspiel nicht besser nützen, als indem er sich, wie Prölß in seiner „Geschichte des Dresdener Hoftheaters" sagt, „des Rates eines Mannes bediente, der nicht nur eines ausgebreiteten Rufes als geistvoller Schriftsteller und Dichter und ausgezeichneter Kenner der Litteratur, sondern auch insbesondere als einsichtiger Kenner der Bühne und durch seine nie wieder erreichte Vorlesekunst in gewissem Umfang selbst als dramatischer Darsteller genoß". Lediglich die Autorität des Intendanten bewog Hell, unsern Dichter um regelmäßige Theaterkritiken für die „Abendzeitung" zu bitten, die denn auch wirklich geschrieben wurden und den Kern der später veröffentlichten, unten nochmals zu erwähnenden „Dramaturgischen Blätter" bilden. Der Nachfolger von Könneritz, Adolf von Lüttichau, bewirkte, daß trotz des Widerspruchs der „betriebsamen Mittelmäßigkeit gegen den Adel und die Vornehmheit einer hohen Natur" Tieck vom König als „Dramaturg" des Hoftheaters, zugleich mit dem Titel eines Hofrates und einem Gehalt von 600 Thalern, am 1. Januar 1825 förmlich angestellt wurde. Tieck hat in dieser schwierigen Stellung Großes geleistet. „Beratung und Aushülfe bei den litterarischen Geschäften der königlichen Generaldirektion" und „Ausbildung der jüngeren und ungeübteren Schauspieler" lagen ihm nach der offiziellen Instruktion vorzüglich ob, und er übte diese Doppelpflicht mit der größten Gewissenhaftigkeit und dem schönsten Erfolg, den nur die niedrigen Umtriebe der Neider und Widersacher aus den Böttiger-Hellschen Kreisen hier und da zu schmälern versuchten. Der Einfluß eines edlen hochstehenden Geistes ist es gewesen, der das Dresdener Schauspiel, und

mittelbar die deutsche Bühne überhaupt, nach tiefem Verfall zu hoher Blüte in künstlerischem Ernst, edler, natürlicher Sprechweise und reichhaltigem, gediegenem Repertoire emportrug; ja, das Theater hat nach den Zeugnissen zweier unverdächtigen und spruchfähigen Zeugen, Karoline Bauer und Friedrich Porth, nie eine glänzendere Zeit, eine herrlichere Kunstepoche gehabt als unter der Herrschaft des „alten Dramaturgen". Und daß sein erfolgreicher, selbstloser Eifer niemals erkaltete, ist ihm um so höher anzurechnen, je öfter ihn darin die Händel und Schikanen, die jene Partei kleiner Geister gegen ihn ins Werk setzte, der Mangel an Autorität in seiner Stellung und die Eitelkeit der Komödianten störten.

Wichtiger noch als diese reiche und fruchtbare, künstlerisch-gesellige und dramaturgische Thätigkeit Tiecks ist für die Nachwelt sein kritisches und poetisches Schaffen, das sich in dieser Zeit nicht minder ausgiebig und ersprießlich gestaltete. Tieck nimmt als Kritiker durch seinen stets auf das Höchste gerichteten Sinn, durch die unbefangene Klarheit und Ruhe des Urteils wie durch die edle, geschmackvolle Darstellung einen sehr hohen Rang ein. Viele seiner hierher gehörenden Aufsätze sind nach der Ansicht Julian Schmidts noch heute eine Quelle heilsamer Erkenntnis und denkwürdige Belege für die allmähliche Wendung in dem Urteil guter Köpfe. „Sie sind fast ohne Ausnahme sehr fein und sauber ausgeführt; sie geben Gesichtspunkte an die Hand, die nicht dem ersten besten aufstoßen, und sie sind vor allem ehrlich gemeint. Mit großem Erfolg bekämpft Tieck die Überschreitungen der Romantik nach allen Seiten hin; gegen die moderne Geniesucht und das süßliche Christentum nimmt er sich selbst der von ihm früher so sehr verspotteten Aufklärung an, und wenn uns zuweilen auch noch die alten romantischen Stichwörter, die er der Konsequenz wegen beibehält, täuschen können, so ist doch der Sinn seiner Kritik durchaus modern." Von seinen Theaterrezensionen sind besonders hervorzuheben der Aufsatz über „Wallenstein" (1823), „ein kritisches Meisterstück, nach allen Seiten hin gerecht und eindringend", in dem er Schiller „besser gewürdigt hat, als viele seiner leidenschaftlichen Verehrer", die vernichtende Beurteilung von Houwalds kläglicher Schicksalstragödie „Der Leuchtturm" (aus demselben Jahre) und die geistvolle, ideenreiche und reizend ausgeführte Abhandlung über Öhlenschlägers „Correggio" (1827). Befremdend durch Originalität der Auffassung wirkten beim Erscheinen einige der über Shakespearesche Dramen oder Charaktere handelnden Aufsätze, wegen deren Tieck

manche heftige Angriffe erlebte, während die neueste Kritik ihm fast in allen Punkten recht gegeben hat. Diesen Kritiken verwandt, aber weit umfassender ist die meisterhafte Abhandlung: „Das deutsche Drama" (1827), in der er die Entwickelung der ganzen dramatischen Dichtung in Deutschland darlegte. Dazu kommt eine stattliche Reihe von Aufsätzen, die als Vorreden zu eignen oder von andern besorgten Ausgaben bedeutender Autoren geschrieben sind. Das größte Verdienst als Herausgeber und Vorredner hat sich Tieck unstreitig um den unglücklichen Heinrich von Kleist, den er 1808 in Dresden persönlich kennen gelernt hatte, erworben. Mit edlem Eifer rettete er den Nachlaß des großen Dichters vom Untergang; daß wir den „Prinzen von Homburg" noch besitzen, verdanken wir hauptsächlich Tieck, der dieses Juwel aus den Handschriften des Dichters nebst der „Hermannsschlacht" und den Bruchstücken des „Robert Guiscard" 1821 herausgab; fünf Jahre später ließ er eine Gesamtausgabe von Kleists Schriften folgen, die er mit einer vortrefflichen Vorrede, der ersten „gediegenen, würdigen und gerechten Kritik desselben" begleitete. Ein Meisterstück ist ferner die Einleitung zu den von ihm 1828 herausgegebenen Schriften von Reinhold Lenz, die sich zu einer großartigen Darstellung der Epoche, in welcher Goethe zuerst auftrat, erweiterte. Unermüdliche Begeisterung für Shakespeare, schöpferische Kritik und bewundernswerte Kenntnis der englischen Schaubühnen bewähren die Vorreden zu „Shakespeares Vorschule" (1823 und 1828), und kaum minder anziehend und lehrreich sind die Abhandlungen, 1826 zu einer Erneuerung der „Insel Felsenburg", 1827 zu Dorotheas Übersetzung des „Marcos Obregon" von dem Spanier Vicente Espinal, 1831 zu Bülows Ausgabe der Dramen Schröders und die über Tiecks eigne dichterische Entwickelung die wertvollsten Aufschlüsse gebenden „Vorberichte" zu Band 1, 6 und 11 seiner „Schriften" (1828 f.).

Das sorgenfreie Leben, das ihm seine Stellung als Dramaturg und die hochherzige Freundschaft der Gräfin Finckenstein ermöglichten, weckte endlich auch Tiecks poetische Schaffenslust wieder. In die Dresdener Zeit fallen seine Novellen und Romane, durch die er erst dem großen Publikum, das ihn mehr bewunderte als kannte, vertraut wurde. Auffallen kann es, daß sich Tieck gerade zu einer Zeit, wo er sich als Forscher, Kritiker, Vorleser und Dramaturg mehr als je dem Theater zuwandte, als Dichter ganz auf das Gebiet der epischen Prosa beschränkte. Vielleicht hat gerade die gründliche theoretische und

praktische Beschäftigung mit der Bühne ihn zu der Überzeugung gebracht, daß (er hat zur Aufführung eines seiner eignen Stücke niemals angeregt) nicht im dramatischen Fache die eigentliche Stärke seines Talentes lag; vor allem aber war es ihm, dem scharfen Denker und Beobachter, der stets bestrebt war, sich über das Gewirr der Parteien zu erheben und ein klares, unbefangenes Urteil über alle Verhältnisse der Zeit, der Gesellschaft, der künstlerischen und wissenschaftlichen Welt zu bekommen, ein innerliches Bedürfnis, diese gewonnenen Überzeugungen, wenn er selbst sie für reif halten durfte, öffentlich auszusprechen, und zwar, seiner Individualität nach, in poetischem Gewande. Als die ihm angemessenste Form erkannte er die Novelle, die seinem dichterischen Schaffensdrang, dem auch in seinen Abhandlungen unverleugbaren Behagen an Erfindung und künstlerischen Darstellungen ebenso Genüge bot wie seiner Neigung, sich kritisch mit allem, was ihn interessierte, auseinander zu setzen. Er war über die Einseitigkeiten der Romantik längst hinausgekommen und teilte die Verkehrtheiten und Verirrungen nicht, durch welche die ursprünglich ganz berechtigte Opposition gegen den kühlen Klassizismus wie gegen die nüchterne Aufklärungssucht in Verruf geraten war. Tief verdrießen mußte es ihn deshalb, wenn er sich von gegnerischer wie freundschaftlicher Seite immer wieder für allerlei Ideen verantwortlich gemacht sah, von denen er sich für immer gelöst, oder die er niemals gehegt hatte. Daher erklärt sich zum Teil der befremdende, blendende Eindruck, den seine ersten Novellen hervorriefen. Es mußte, wie Köpke sagt, überraschen, wenn er gewissen Modeneigungen, die sich gerade auf ihn beriefen und in seinen ältern Dichtungen ihre Quelle zu haben behaupteten, den Krieg erklärte. Noch mehr aber mußte man erstaunen, den Dichter, den man noch immer als das Haupt der romantischen Schule ansah, nicht nur in seinen kritischen Meinungen, sondern auch in seiner dichterischen Praxis scheinbar völlig umgewandelt zu finden. Freilich, wer Tiecks Entwickelungsgang genauer kannte, mußte wissen, daß schon in manchen seiner „Straußfederngeschichten“ jene realistische Begabung, wenn auch noch roh und stillos, zu Tage getreten war, die man nun an seinen besten Novellen in feiner Durchbildung zu bewundern hatte. Diese Novellen waren überhaupt eigentlich eine neue Erscheinung in der Litteratur; höchstens einiges in Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ konnte damit verglichen werden; die Kühnheit und das Glück, womit Tieck Probleme des modernen gesellschaft-

lichen, litterarischen, künstlerischen, religiösen Lebens aufgriff und behandelte, waren ohne Vorgänger. Er ist der Vater der modernen Novelle und einer der größten Meister dieser Dichtungsart. Zuerst zu erwähnen sind seine sozialen Novellen: „Die Gemälde“, in denen er den falschen Kunstenthusiasmus, besonders aber die verlogene Kunstkennerschaft verspottete, „Der Geheimnisvolle“, ein sehr ernst gemeinter, kräftiger Protest gegen die Herrschaft der Lüge im gesellschaftlichen Leben, „Die Reisenden“, die in den verschiedenen „Narren“ eine Menge Spielarten von solchen, die sich mit Unrecht verständig dünken, lächerlich machen, die „Verlobung“, gerichtet wider süßliche Frömmelei und Heuchelei, die „Musikalischen Leiden und Freuden“, ein überaus ergötzliches Gemälde aus der an Thorheiten und Wunderlichkeiten reichen Welt der Tonkünstler, „Die Gesellschaft auf dem Lande“, eine ausnahmsweise in das 18. Jahrhundert verlegte Geschichte, in der wiederum gegen die bis zum Selbstbetrug steigende Verlogenheit die Sache der Wahrhaftigkeit durchgefochten wird. In der bedeutenden Novelle „Die Wundersüchtigen“ stellt der Dichter die Vorliebe für Spuk und Geisterglauben als sittliche Krankheit der Zeit dar, im „Mondsüchtigen“ nimmt er sich des greisen Goethe gegen die pietätlose litterarische Jugend an, in der „Ahnenprobe“ weist er die Vorurteile des Adels maßvoll und entschuldigend zurück. Zur persönlichen Satire wird die Tendenz in der nicht realistischen, sondern komisch-phantastischen Märchennovelle „Die Vogelscheuche“, einer äußerst witzigen, nur zu weit ausgesponnenen Verhöhnung der wässerigen Dresdener Durchschnittspoeten, ihrer Klatschsucht und Selbstberäucherung. Höher und poetischer ist der Spott in der lieblichen, ebenfalls mit Recht als Märchennovelle bezeichneten Erzählung „Das alte Buch und die Reise ins Blaue hinein“, hauptsächlich gegen die sogenannte romantische Schule in Frankreich und gegen Heine gerichtet. Die ganz realistische Novelle „Eigensinn und Laune“ ist ein furchtbares Gemälde weiblicher Verkommenheit, die als Folge unsittlicher Emanzipationsideen dargestellt wird. In andern Erzählungen erscheint die Satire als Selbstverteidigung gegen ungerechte oder übertriebene Angriffe, die er erdulden mußte. So setzte er sich namentlich gegen die schnöden Verdächtigungen und rohen Beschimpfungen von seiten der sogenannten Jungdeutschen, deren unpoetischer Radikalismus und hochmütig absprechendes Gebaren ihm verhaßt waren, in dem übrigens unbedeutenden „Wassermenschen“

zur Wehr, wo ein Radikaler alberne, unreife Ideen zum besten gibt, und im „Liebeswerben“, wo er zwei Jungdeutsche als moralisch versumpfte Menschen auftreten läßt und nebenbei gegen Überschätzung der technischen Wissenschaften und seichte Tagesschriftstellerei polemisiert; auch „Eigensinn und Laune“ ist im Grunde gegen die verwerfliche Moral der Jungdeutschen gerichtet. Hochkomisch ist „Das Zauberschloß“, in welchem die Hoffmannschen Spukgeschichten und Müllnerschen Schicksalstragödien, daneben aber auch die empfindsamen Blaustrümpfe mit fast burleskem Humor aufgezogen werden. Seltsam nehmen sich neben dieser Verspottung „Die Klausenburg“ und „Der Schutzgeist“ aus, zwei recht gewöhnliche und ganz ernst gemeinte, in der Gegenwart spielende Geistergeschichten, während die ältere Erzählung „Pietro von Abano oder Petrus Apone“ wohl als ein stimmungsvolles, schauerliches Märchen im Stil der Phantasusgeschichten, nicht aber als Novelle bezeichnet werden darf.

Nur gelegentlich enthalten polemische Anspielungen und satirische Ausfälle die einigermaßen an die „Straußfedern“ gemahnende, etwas triviale Erzählung „Glück gibt Verstand“ und die humorvollen Spitzbubengeschichten „Der Jahrmarkt“ und „Wunderlichkeiten“; ganz oder fast ganz sind davon frei die schöne, tiefempfundene Erzählung „Der fünfzehnte November“, in der sich die göttliche Allmacht an einem Blödsinnigen durch die Ahnung eines unabwendbar scheinenden Unglücks und durch die wunderbare Heilung des Kranken kundthut, die reizende Novelle „Der Gelehrte“, wo ein edler, aber durch übergroßen Forschungstrieb dem Leben entfremdeter Professor durch eine scheinbar zufällige Fügung vor einer verfehlten Ehe bewahrt und ein glücklicher Gatte und gesunder Mensch wird, die ernste und bedeutende Erzählung „Der Alte vom Berge“, in welcher ein grundsätzlicher Menschenfeind, aber thatsächlicher Menschenfreund stirbt, ehe er sein beabsichtigtes Testament machen kann, um sein Vermögen nicht leichtlebigen Verwandten in die Hände fallen zu lassen, und gerade dadurch das Geld in die rechten Hände gelangt, die einfache, volkstümliche Anekdote „Weihnachtsabend“, die von köstlichem Humor und der graziösesten Laune erfüllte Geschichte „Des Lebens Überfluß“, durch die offenbar gezeigt werden soll, daß sorglose, herzliche Liebe alle Entbehrungen des Lebens zu überwinden vermag, und endlich die letzte Novelle, die barocke, aber höchst drollige „Waldeinsamkeit“, in der ein an Weltschmerz und Sehnsucht nach Waldeinsamkeit Leidender dadurch gründ-

lich geheilt wird, daß er sich unversehens mutterseelenallein in einem Jägerhaus im Walde eingesperrt und zu längerm Aufenthalt daselbst gezwungen sieht. Die umfangreichste der sozialen Novellen, die man ebensogut als Roman bezeichnen könnte, ist „Der junge Tischlermeister", der dem ersten Entwurfe nach, wie früher erwähnt worden ist, bis in die Zeit der „Straußfederngeschichten" (1795) zurückreicht und ganz unter dem Zeichen des „Wilhelm Meister" steht. Der Anfang, im Jahre 1811 niedergeschrieben, gehört zum Reizvollsten, was Tieck gedichtet hat; aber zwischen der Konzeption und der Vollendung des Werkes liegt ein Zeitraum von 40 Jahren, und darunter hat die innere folgerichtige Entwickelung gelitten. Es war eine poetisch verklärende Darstellung des tüchtigen deutschen Handwerkerwesens beabsichtigt; allein dafür kann das Buch nicht gelten. Der junge Tischler ist kein Vertreter des schlichten Handwerks, er ist ein gebildeter Mann, der nur zufällig die Tischlerei treibt und für Theaterspielen schwärmt, wofür er denn auch sehr begabt ist. Ein Freund führt ihn unter falschem Namen in die aristokratische Gesellschaft ein, wo Komödie gespielt, viel geistreich ästhetisiert und geküßt wird; nach mancherlei Liebesabenteuern kehrt der Held zu seiner guten und liebenswürdigen Frau und in seine Werkstatt zurück; von einer Sühne seines liederlichen Lebens ist keine Rede. Anmutige Einzelheiten, namentlich in der ersten Hälfte, finden sich in dem Romane genug, der Dichter hat viel aus eignen Jugenderinnerungen und Erlebnissen dazugethan, der Ideengehalt ist bedeutend, aber das Ganze muß als verfehlt bezeichnet werden.

Den sozialen Novellen steht, wenn wir von ganz unbedeutenden Anekdoten, wie „Übereilung" und ein paar andern, absehen, eine Gruppe von geschichtlichen gegenüber, die jenen an dichterischem Gehalt nichts nachgibt. Den Begriff der historischen Novelle faßt Tieck im höchsten Sinne. „Das beschränkt Historische", sagt Minor treffend, „zu allgemein menschlicher Bedeutung zu erheben und auch dem modernen Leser die Vergangenheit und Fremde ans Herz zu legen, das ist das oberste Prinzip Tiecks in den historischen Novellen. Daher läßt er die Beziehung auf die Gegenwart trotz der sorgfältigsten Beobachtung des Kostüms nirgends aus den Augen; seine historischen Novellen behandeln ähnliche Stoffe in ähnlicher Form wie die Zeitnovellen." Hier sind zunächst die drei Erzählungen, in denen der Dichter seinen geliebten Shakespeare zum Mittelpunkt erkor, zu erwähnen. Die erste, „Dichterleben", später als „erster Teil" bezeichnet, ist bei weitem die vorzüg-

lichste. Das Thema der Dichtung, zu zeigen, wie der einseitige Kultus des Genies in Marlow und der des Gefühls in Green zum Verderben führt, und wie der echte Dichter, hier in Shakespeare verkörpert, allein durch treues Festhalten am Vaterländischen und durch harmonisches Gleichgewicht seiner Geistes- und Seelenkräfte zum Dichter und vollendeten Menschen wird, ist ergreifend und mit höchster Meisterschaft durchgeführt. Unbedeutend erscheint daneben der an sich recht liebliche und heitere „Prolog" zum Dichterleben, „Das Fest zu Kenelworth", in welchem eine Episode aus Shakespeares Jugend die künftige Größe des Mannes bedeutungsvoll ankündigt. Am weitesten zurück aber steht der „zweite Teil" des „Dichterlebens" (oder „Der Dichter und sein Freund"), da der Verfasser hier des großen Problems, das er sich stellt, den Helden im Kampfe mit sich selbst zu zeigen, und wie er sich menschlich selbst überwindet, nicht Herr geworden ist. Eine edle Dichtung ist dagegen „Der Tod des Dichters", in welcher Tieck das tragische Los des Portugiesen Camoens mit tiefer Empfindung, nur leider etwas zu weitschweifig, darstellt.

Unter den historischen Novellen im engern Sinne ist die älteste der großartig angelegte, leider nicht vollendete „Aufruhr in den Cevennen", ein prachtvolles Gemälde der Glaubensschwärmerei der Kamisarden und der fanatischen Verfolgungssucht ihrer Gegner. Über die Grundidee der tiefsinnigen Dichtung ist in unsrer Einleitung ausführlich berichtet. Die zweite, „Der griechische Kaiser", behandelt eine Demetriusgeschichte aus der Zeit der Kreuzzüge; der Betrüger wird schließlich entlarvt. Die dritte, dem „Aufruhr" an Großartigkeit des Entwurfs kaum nachstehend, „Der Hexensabbath", entrollt ein erschütterndes Bild des religiösen Fanatismus, der ein heiteres gesellschaftliches Leben unbarmherzig zerstört, und den der Dichter von seinen ersten unscheinbaren Anfängen bis zur dämonisch verzehrenden Flamme psychologisch zu entwickeln verstanden hat; den Stoff zu der ergreifenden, auf breitem politischen und sozialen Hintergrunde ruhenden Erzählung, die Geschichte des berühmten Hexenprozesses zu Arras, der zur Zeit Philipps des Guten im Jahre 1459 wütete, entnahm Tieck den »Mémoires de Jacques de Clercq«, die den schamlosen Justizmord ausführlich berichten. — Die letzte Dichtung dieser Art, die Tieck vollendete, ist die wegen ihres umfassenden Inhalts mit Recht als Roman bezeichnete „Vittoria Accorombona". Wenn es höchste Aufgabe des historischen Romans ist, nicht nur geschichtliche Porträts

zu zeichnen und sie in eine spannende Handlung hineinzustellen, sondern vor allem die Ideen, von denen ein Zeitalter vorzugsweise erfüllt und bewegt wird, mit tiefem Blick zu erfassen und ihr Walten in den Charakteren und Schicksalen der Hauptpersonen zu deutlicher, scheinbar unwillkürlicher Anschauung zu bringen, so darf man nicht anstehen, diesem Roman ebenso wie den „Cevennen“ und dem „Hexensabbath“ eine sehr hohe Stellung in der Litteratur anzuweisen. Der 67jährige Dichter hat mit einer wahrhaft überraschenden Farbenpracht ein düsteres, aber ungemein anschauliches Gemälde eines verrotteten Zeitalters und Volkes, bei dem mittelalterliche Roheit mit frivoler Bildung einen unnatürlichen Bund geschlossen hatte, geschaffen und in den Mittelpunkt die Gestalt einer herrlichen Frau gestellt, deren reine, große Natur, mitten hineingeworfen in das Chaos heftiger Leidenschaften, zwar an innerm Seelenadel eine Stütze hat, aber, gepackt von den losgelassenen Elementen der Verderbnis, zu Grunde geht. Den dunkeln Hintergrund bildet das zerrüttete Staatsleben Italiens im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts, wo neben feiner, aber meist leichtfertiger Bildung bei der Machtlosigkeit der Päpste unter dem hohen Adel alle Frevel fessellos walteten. Vittoria, dichterisch begabt und von hohen Idealen erfüllt, muß, um das Leben ihres verwilderten Bruders zu retten und sich vor den Nachstellungen des lüsternen Farnese zu sichern, einem Schwächling, den sie verachtet, die Hand reichen. Da lernt sie den Herzog Bracciano, einen nicht fleckenlosen Charakter, aber kraftvollen, gebietenden Mann, kennen, der von Leidenschaft zu ihr ererfüllt wird. Um sie zu besitzen, tötet er auf den Verdacht des Ehebruchs hin seine Gemahlin und läßt Vittorias Gatten aus dem Wege räumen. Vittoria, des Mordes verdächtig, entgeht durch ihr hoheitsvolles Auftreten und durch Braccianos Ansehen der Verurteilung, wird aber auf der Engelsburg in Gewahrsam gehalten. Der alte schwache Papst stirbt, und während des Konklaves und der allgemeinen Anarchie holt Bracciano die Geliebte aus der Engelsburg und vermählt sich mit ihr. Aber vor dem Zorne des neugewählten Papstes, des gewaltigen Sixtus V., der aus einem gelehrten, altersschwachen Kardinal ein kraftvoller Herrscher wird und mit furchtbarer Strenge die eingerissene Zügellosigkeit und Verderbnis ausrottet, entflieht das Paar und verlebt am Gardasee ein kurzes idyllisches Glück. Da wird Bracciano durch Gift getötet, und Vittoria haucht in Padua unter den Dolchen von Meuchelmördern, die ein einst verschmähter Liebhaber, der

rachsüchtige Orsini, gegen sie ausgesandt hat, ihr Leben aus. Dies in kurzen Zügen die Handlung eines Romans, der, mit Unrecht vergessen, zu den bedeutendsten unsrer in diesem Fache wahrlich nicht reichen Litteratur gehört.

Überblicken wir endlich die ganze lange Reihe der genannten Prosadichtungen, so werden wir den unerschöpflichen Reichtum an poetischer Erfindung und den höchst bedeutenden Ideengehalt, der in ihnen aufgespeichert ist, bewundern, noch mehr aber die Reinheit und Reife des künstlerischen Schaffens und Erkennens, zu der der frühere Romantiker durchgedrungen ist. Es sind Schöpfungen eines hochgebildeten Geistes, der das Thun der Mitwelt ebenso wie die treibenden Ideen vergangener Zeitepochen mit der vollsten Klarheit und Ruhe des Blickes zu erkennen und mit einem durchaus poetischen Realismus darzustellen vermag. Mögen uns Schwächen und Fehler, wie namentlich eine starke Neigung zu unnötigem, ästhetischem Geplauder, den Genuß zuweilen erschweren, mag manches veraltet erscheinen, so stellt sich die Tiecksche Novellendichtung, als Ganzes betrachtet, doch als ein geistiger Schatz von hoher Bedeutung dar, dessen die Nation nicht vergessen darf; und einige Stücke aus diesem Schatz sind Kleinode von köstlichstem Gehalt und feinstem Schliff.

Wir holen jetzt nach, was über den äußern Lebenslauf unsers Dichters während dieser glänzenden Zeit seines Schaffens zu berichten ist. Der Kreis, den der geistvolle und liebenswürdige Mann um sich versammelte, hatte sich zwar 1822 durch das Hinscheiden Burgsdorffs, welcher ihm nach Dresden gefolgt war, 1824 durch den Tod des freundlichen Malsburg, 1826 durch das Ableben Karl Maria von Webers verengert; anderseits aber traten demselben Männer bei, unter denen mehrere dem Dichter nahe Freunde wurden. Wir gedenken des hochgebildeten Staatsmannes Geheimrat von Rehberg, des Barons von Ungern-Sternberg, Eduard von Bülows, des Kunstkenners Quandt, von Rumohrs, des Dichters von Üchtritz, zu denen sich zeitweise willkommene Besucher, wie Friedrich von Raumer, Steffens, Friedrich Tieck, Gustav Waagen, Loebell, Immermann und viele andre gesellten. Als eine hervorragende Frauengestalt dieses Kreises ist die schöne, geistreiche und dichterisch hochbegabte Adelheid von Reinbold zu nennen, die leider 1839 durch einen jähen Tod hingerafft wurde. Am nächsten aber standen des Dichters Herzen zwei Geister von seltenem Seelenadel: der Graf Wolf Baudissin und Tiecks eigne Tochter Dorothea. Baudissin (1789—1878), der nachmalige Schöpfer des

deutschen Molière, hatte sich 1827 in Dresden niedergelassen und war dem Dichter bald durch einen wahrhaft edlen Charakter, große Liebenswürdigkeit, feinen poetischen Sinn und ungewöhnlich tiefe und vielseitige Bildung teuer geworden. Er teilte mit ihm die Vorliebe für Shakespeare und das englische Theater, und Tieck beschloß sogleich, die Kenntnisse und die bereits bewährte hohe Übersetzergabe des Grafen zur Ausführung einer Arbeit zu verwerten, die er auf seine eignen Schultern genommen, aber niemals geleistet hatte: zur Vollendung von Schlegels Shakespeare-Übersetzung. Neunzehn Dramen waren noch zu übertragen; Baudissin übernahm reichliche zwei Drittel dieser Zahl und übersetzte, eines Vorgängers wie Schlegel durchaus würdig: „Heinrich VIII.", „Die Widerspenstige", „Viel Lärm um Nichts", „Die Komödie der Irrungen", „Liebes Leid und Lust", „Die lustigen Weiber", „Titus Andronicus", „Antonius und Kleopatra", „Maß für Maß", „Lear", „Troilus und Cressida", „Ende gut, alles gut" und „Othello". Mit schwächerer Kraft, aber voll edlen, oft erfolgreichen Strebens wetteiferte mit Baudissin Tiecks hochherzige Tochter, die fromme und gelehrte, dabei weiblich einfache und bescheidene Dorothea, welche den „Coriolan", „Cymbeline", „Timon", „Die beiden Veroneser", „Das Wintermärchen" und „Macbeth" übertrug. Die Übersetzungen beider nun passierten in Tiecks Arbeitszimmer eine gemeinsame Revue, sie wurden vorgelesen, mit dem Original verglichen, geprüft, geändert und — was namentlich Dorotheas Arbeit anlangte — auch nicht selten gebessert; schwierige Stellen besprach man gründlich, oft verging ein ganzer Vormittag über der Feststellung weniger Verse. Der Anteil, den Tieck an der auf solche Weise vollendeten sogenannten Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung hatte, war somit zwar immerhin verdienstvoll, aber doch lange nicht hinreichend, um diese Benennung zu begründen. Allein Baudissin übte gegen den hochverehrten ältern Freund eine Uneigennützigkeit, wie sie kaum zum zweitenmal in der Litteraturgeschichte vorkommen mag: er verzichtete nicht nur auf das Honorar zu gunsten der Töchter Tiecks, sondern, was unendlich mehr war, er überließ auch die Ehre der Übersetzung Tieck allein. Die Nachwelt aber hat die Pflicht, jedem das zu geben, was ihm gebührt, und auch der Biograph und Herausgeber Tiecks darf nicht verschweigen, daß nicht Tieck, sondern in erster Reihe dem hochherzigen Baudissin der Ruhm gehört, das Werk Schlegels zu Ende geführt und damit der Nation ein kostbares Geschenk dargebracht zu

zu haben; in zweiter Linie darf nach ihm die treffliche Dorothea als würdige Gehilfin genannt werden. Ungeschmälert bleiben selbstverständlich alle sonstigen hohen Verdienste, die sich Tieck als Erklärer, Vorleser, Kritiker und Dramaturg um Shakespeare erworben hat.

So viel des Glückes und der Befriedigung die Dresdener Jahre dem Dichter im ganzen auch brachten, manches stellte sich doch allmählich ein, was ihm Stimmung und Lebenslust trübte. Todesfälle, wie der Goethes 1832, der seiner Gattin 1837, der Adelheid Reinbolds 1839 und der Immermanns 1840, vor allem aber das Hinscheiden seiner geliebtesten Tochter Dorothea 1841, dazu die gehässigen Angriffe der Jungdeutschen und niedriger Litteraten, die Dummheit und die Intrigen seiner Widersacher in Dresden, schmerzvolle Anfälle der unseligen Gicht, selbst pekuniäre Sorgen, da das Vermögen der Gräfin Finckenstein erschöpft war — alles das verleidete ihm zuletzt den Aufenthalt in Dresden. Er fühlte, sein Tag neige sich dem Abend zu. Er sollte diesen nicht in der freundlichen Elbstadt verleben. Als er gegen Ende Februar, wenige Tage nach dem Tode Dorotheas, in dumpfem Schmerze brütete, traf ein Brief aus seiner Vaterstadt ein. Es war eine Einladung des im Jahre vorher zur Regierung gekommenen hochsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV., den Sommer in Potsdam zu wohnen. Er bedachte sich nicht lange, dem Rufe zu folgen. In der Nähe des edlen Herrschers schien ihm ein neues Leben erblühen zu wollen. Der König zeichnete den greisen Dichter (er zählte 68 Jahre) in jeder Weise aus, verlieh ihm den Titel eines Geheimen Hofrats, hängte ihm eigenhändig den neugestifteten Orden pour le mérite um und bot ihm ein Jahresgehalt von 3000 Thalern, wenn er nach Berlin übersiedeln wolle. Verpflichtungen wurden ihm keine auferlegt, außer daß er der Hofbühne seinen Rat in künstlerischen Angelegenheiten gewähre und, wenn es seine Gesundheit erlaube, den König zuweilen mit einer seiner berühmten Vorlesungen erfreue. Eine schöne Sommerwohnung im Schlosse Sanssouci bei Potsdam sollte ihm offen stehen. Dankbar nahm Tieck diese Beweise echt königlicher Huld an und dichtete aus vollem Herzen einen Prolog für die am Huldigungs- und Geburtsfeste des Königs (15. Oktober 1841) stattfindende glänzende Vorstellung im Opernhause. Nach einem letzten Winter in Dresden und einer Kur in Baden-Baden siedelte er Ende 1842 von Dresden nach Potsdam über. Er war schwerkrank und stand fast allein; seine zweite Tochter, die liebenswürdige Agnes, hatte sich kurz zuvor

nach Waldenburg in Schlesien verheiratet; nur die alte treue Freundin, die Gräfin Finckenstein, begleitete ihn. Er verbrachte nun den Abend seines Lebens abwechselnd in Sanssouci und Berlin, zuletzt nur in Berlin. Sein schön eingerichtetes Wohnhaus auf der Friedrichstraße, das jetzt leider einem Neubau gewichen ist, sah den alten Dichter noch in mancher glücklichen, durch geistvolle Unterhaltung mit teilnehmenden Freunden gewürzten Stunde. Manche Ehre und Auszeichnung wurde dem hochberühmten Greise zu teil. Aber auch Stunden des Schmerzes und der Schwermut kamen über ihn. Das große Publikum vergaß den sinnigen Dichter über dem anmaßenden Geschrei der radikalen Poeten, über dem Lärm der Revolution und über den Interessen des Tages. So lebte er, hochgeehrt von seinem Fürsten und einem kleinen Kreise treuer Anhänger, von manchem bedeutenden Fremden aufgesucht, im ganzen doch still und in sich gekehrt. 1847 schied auch die langjährige Freundin seines Hauses, Gräfin Finckenstein, von ihm. Und sechs Jahre später schloß er selbst die müden Augen für immer, nachdem er bis zuletzt geistig frisch und thätig gewesen war, wenn sich auch seit länger als einem Jahrzehnt seine poetische Schaffenskraft erschöpft hatte. Im März 1851 verfiel er in schwere Krankheit; noch einmal zwar siegte das Leben, aber er verließ sein Zimmer seitdem nicht mehr. Endlich, am 28. April des Jahres 1853, einen Monat vor seinem 80. Geburtstage, früh ein Viertel nach 6 Uhr entschlummerte er sanft. „Sein Schmerzenslager war zur stillen Friedensstätte geworden. Das tiefe Auge, die beredte Lippe hatten sich geschlossen, aber auf dem Gesichte ruhte eine sanfte Verklärung. Es waren wieder die wohlbekannten Züge, mild und groß, die reine, hohe Stirn. Es war das edelste Haupt.“ Am Morgen des 1. Mai, eines Sonntags, wurde er auf dem Dreifaltigkeitskirchhof, neben Schleiermacher, in der Nähe seines Freundes Steffens, begraben. Viele Teilnehmende folgten dem Zuge, unter ihnen Alexander von Humboldt, der ihm in den letzten Jahren nahegestanden hatte. Der letzte Zeuge einer großen Zeit für die Geschichte deutscher Poesie war geschieden. Reich war sein Leben gewesen an den edelsten Genüssen, die Kunst, Wissenschaft und schöpferische Begabung, die Freundschaft, Geselligkeit und Ruhm gewähren können, aber auch reich an Leiden des Körpers und des Gemütes. Es war eben ein volles Menschenleben gewesen, wie es wenigen beschieden ist.

Tiecks Name aber ist mit unauslöschlichen Lettern auf die Tafeln der deutschen Geistesgeschichte geschrieben. Die Zeugen seiner hin-

reißenden Vorlesekunst, seiner kindlichen Gutmütigkeit, seiner geist-sprühenden Unterhaltung, seiner ganzen vornehmen, durch edelste Bildung des Geistes und Herzens unwiderstehlichen Persönlichkeit werden bald dahin geschwunden sein. Aber sein begeistertes Wirken für die Einbürgerung des Cervantes und namentlich Shakespeares, für die Würdigung der Volksbücher, Kleists und so manch andrer verkannten Dichter und Dichtungen, für die Wiedererweckung der altdeutschen Kunst und Poesie, für die Hebung des deutschen Theaters und die Läuterung des litterarischen Geschmacks — dies vielseitige und unermüdliche Wirken würde allein hinreichen, ihm bei der Nation ein dankbares Gedächtnis zu sichern. Und auch als Dichter hat er Nieveraltendes geschaffen. Seinem zarten Talent war es versagt, und er hat deshalb mit Recht auch nie danach getrachtet, auf breitere Schichten des Volkes unmittelbar zu wirken. Aber der Schöpfer und älteste Meister des deutschen Kunstmärchens und der deutschen Novelle hat auch dann, wenn alle andern Zeugnisse seiner reichen poetischen Begabung und seines edlen, allezeit auf das Höchste gerichteten Geistes nur noch historisches Interesse erregen werden, gerechten Anspruch darauf, bei dem gebildeten Teil seiner Nation unvergessen fortzuleben.

Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Eine Sammlung seiner „Gedichte" gab Tieck 1821—23 in drei Bänden (Dresden, bei P. G. Hilscher) heraus; von dieser ist die aus dem Jahre 1834 nur eine Titelauflage. In neuer Anordnung dagegen und nicht unbedeutend vermehrt erschienen die Gedichte 1841 als „Neue Ausgabe" (Berlin, bei G. Reimer) in einem Bande. Bei weitem das meiste von dem, was diese Sammlungen bieten, ist schon vorher gedruckt, und zwar zum größten Teil in umfangreichern erzählenden und dramatischen Dichtungen. So sind von den 102 Gedichten des ersten Bandes (1821) nur 44, von den 120 des zweiten gar nur 15, von den 101 des dritten (1823) dagegen 77 als zum erstenmal veröffentlichte zu bezeichnen. Von lyrischen Episoden aus bereits gedruckten Werken nahm Tieck 127 unter die „Gedichte" auf; am stärksten vertreten sind hier der „Sternbald" mit 28, „Zerbino" mit 22, „Magelone" (1796) mit 16, „Octavianus" mit 13, „Lovell" mit 10 und die „Phantasien über die Kunst" mit 8 Nummern. Ferner entstammen dem „Ungeheuer", der „Verkehrten Welt" und dem „Donauweib" je 4, der „Genoveva" 3, dem „Blaubart", dem „Sturm", der „Melusine" (1800), dem „Runenberg" und dem „Liebeszauber" je 2 Gedichte; aus „Alla-Moddin", „Karl von Berneck", den „Herzensergießungen", dem „Getreuen Eckart" und dem „Däumchen" ist je 1 Nummer entnommen. Von den übrigen Gedichten sind noch 60 vor 1821 gedruckt, nämlich 3 in Schillers „Musenalmanach für 1799" [1], 17 in Tiecks „Poetischem Journal" (1800) [2], 17 in Schlegel-Tiecks „Musenalmanach für 1802" [3],

[1] Ein viertes, die sapphische Ode „Kunst und Liebe", hat Tieck von der Aufnahme in die „Gedichte" ausgeschlossen; es ist erst von Köpke in den „Nachgelassenen Schriften" abgedruckt worden.

[2] „Die neue Zeit" und drei der Sonette fehlen in den „Gedichten" (1. Ausgabe); jene ist in der „Neuen Ausgabe" wieder gedruckt.

[3] Ein achtzehntes, „Nacht", erschien schon in „Karl von Berneck".

1 in Tiecks „Minneliedern" (1803), 19 in den verbindenden Gesprächen des „Phantasus", 3 (außer den 4 im „Donauweib") in Försters „Sängerfahrt" (1818), 1 im „Dresdener Merkur" (1821). Die „Neue Ausgabe" (1841) enthält 39 Gedichte, die in der ersten fehlen; 2 davon sind zuerst in der „Dresdener Morgenzeitung" (1827), 6 in Wendts „Musenalmanach für 1831" gedruckt. In Tiecks „Schriften" und „Novellen" finden sich ferner ungefähr 40 lyrische Abschnitte, die als Gedichte bezeichnet werden können, in den „Nachgelassenen Schriften" 12 aus ungedruckten Jugenddichtungen und 3 früher schon veröffentlichte. Unter A. W. Schlegels Namen steht in dessen Gedichten[1] ein Sonett: „Galatea" von Tieck und ebenda[2] ein gemeinsam mit Schlegel verfertigtes „Sonett gegen Garlieb Merkel", endlich in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" das Gedicht: „Die Bildnisse der Maler"[3]. Im ganzen besitzen wir von Tieck über 400 Gedichte, die sich ihrer Entstehungszeit nach über die Jahre 1790 bis 1840, also über ein halbes Jahrhundert, erstrecken. Während jedoch die frische Zeit der aufblühenden Dichterkraft stellenweise einen erstaunlichen Reichtum der Produktion zeigt — wie denn z. B. in die drei Jahre 1796—98 allein über 100 Gedichte fallen — beginnt mit der entweichenden romantischen Stimmung zugleich die lyrische Ader des erst in den Dreißigern stehenden Dichters etwa seit 1807 zu stocken, bis sie kaum zehn Jahre später fast gänzlich versiegt und von 1831 an thatsächlich so völlig erschöpft ist, daß von da an nur sehr wenige Gelegenheitspoesien zu verzeichnen sind.

Die Mängel, welche der Lyrik der ältern Romantiker überhaupt anhaften, hat A. Koberstein[4] treffend hervorgehoben, indem er sagt: „Im lyrischen Fach waren die Gründer der Romantik sehr fruchtbar. Aber ihre Lyrik, so viel Innigkeit und Tiefe des Gefühls sich darin auch teilweise, zumal in den Gedichten von Novalis und Tieck, ausspricht, leidet im allgemeinen daran, daß sie erstens in ihrem Gehalt zu verschwommen und nebelhaft ist und zu wenig faßliche und scharf umgrenzte Bilder gibt, indem sie zu häufig in einer gestaltlosen, mystischen Unendlichkeit schwebt; daß sie zweitens entweder in ihren Formen zu viel Fremdartiges und Erkünsteltes hat oder auch drittens die

---

[1] Böcking, Bd. 1, S. 339.

[2] Böcking, Bd. 2, S. 201.

[3] Der 1849 in Einzeldruck erschienene „Epilog zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethes" ist nur eine etwas veränderte Wiederholung des „Epilogs zum Andenken Goethes" vom Jahre 1832.

[4] „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur", 4. Aufl., Bd. 3, S. 2441 ff.

Form mit einer zu springenden Willkür in dem Gebrauch der in sich wechselnden Versarten behandelt, wie sie weder der kunstmäßigen noch der volksmäßigen Gliederung des echten Liedes entspricht. Der erste Mangel haftet, wenn man die geistlichen Lieder von Novalis und einige weltliche, die seinem Roman eingeschaltet sind, sowie einige mehr im Volkston gehaltene Lieder von Tieck ausnimmt, mehr oder weniger allen übrigen lyrischen Sachen dieser beiden Dichter und vorzüglich auch denen von Fr. Schlegel an.... Der zweite Vorwurf trifft vornehmlich die Sonettenpoesie der beiden Schlegel, der dritte die Mehrzahl von Tiecks lyrischen Ergüssen." Den von Koberstein an erster Stelle gerügten Fehler wollte freilich Bernhardi[1], der geradezu drei Gattungen von lyrischen Gedichten: einfache, allegorische und — mystische, unterschied, als solchen nicht gelten lassen, sondern erblickte vielmehr im Mystizismus „die höchste, letzte Spitze" der Poesie; aber der klare, scharfdenkende Körner hat dieser verkehrten Richtung schon 1801 in einem Brief an Schiller vom 19. Dezember[2] mit folgenden Worten das Verdammungsurteil gesprochen: „Ich ehre gewiß jedes echte Gefühl und kann mit jedem sympathisieren, der sich über ein Grashälmchen freut, oder den irgend eine religiöse Vorstellung begeistert. Aber das Universum kann man nicht lieben und nicht darstellen. Darauf geht es doch aber eigentlich bei dieser Sekte hinaus; und dies ist's, worauf diese Herren so vornehm thun. Das Herz fordert ein Bild von der Phantasie, wenn es sich erwärmen soll, aber diese Poesie gibt keine Bilder, sondern schwebt in einer gestaltlosen Unendlichkeit." Hier ist der Hauptgrund klar ausgesprochen, warum die Lyrik der ältern Romantiker im allgemeinen wirkungslos verhallen mußte und heutzutage fast vergessen ist. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Es wäre ungerecht, zu leugnen, daß sich vor allem bei unserm Dichter unter der großen Masse des Ungenießbaren und Mißlungenen auch einiges Anziehende und Vortreffliche findet.

Und so dürfen wir, obwohl es für Tiecks Dichterruhm sicherlich weit vorteilhafter gewesen wäre, wenn er nur etwa einem Drittel seiner lyrischen Erzeugnisse Einlaß in jene Sammlungen vergönnt hätte, hoffen, daß die nachstehende kleine Auswahl[3] den Leser in günstigere Stimmung versetzen wird als eine der beiden Gesamtausgaben.

---

[1] „Kynosarges" (1802), Bd. 1, S. 121 ff.; vgl. Koberstein a. a. O., Anmerkung.

[2] „Schillers Briefwechsel mit Körner", Bd. 4, S. 252.

[3] Gedichte aus Werken, welche unsre Ausgabe enthält, sind der Raumersparnis wegen hier nicht noch besonders abgedruckt; man findet solche im „Blonden Eckbert", in der „Genoveva", im „Runenberg" und im „Aufzug der Romanze"; vgl die Anmerkungen daselbst.

Gleich in dem ersten Gedicht unsrer Auslese, „Melancholie", das für die düstere Stimmung des Jünglings ungemein bezeichnend ist, erscheint die Form untadelhaft. Von dem Einflusse Schillers, der hier in der rhetorischen Färbung noch zu Tage tritt, ist in den spätern Gedichten nichts mehr zu merken. In ihnen strebt Tieck offenbar dem Vorbilde Goethes nach, das er freilich nur selten erreicht. Von dem zweiten urteilte der besonnene Körner (an Schiller, 27. Dez. 1798): „Der ‚Neue Frühling' hat eine eigne jugendliche Lieblichkeit und erscheint als das Werk eines einzigen glücklichen Moments. Der Ton ist sehr gut gehalten, und nirgends merkt man einen angeflickten Zierat." Das kleine Gedicht „Die Nacht" wird niemand ohne Rührung lesen; der Minnesänger, dem es Tieck in „Karl von Berneck" in den Mund legt, spricht offenbar im Namen des Verfassers selbst, wenn er sagt: „Ich dichtete es jüngst, als mir das Elend der Menschen recht sichtbar vor die Augen trat." Das zarte „Herbstlied" hat, wie Körner in demselben Briefe an Schiller schreibt, „eine Wärme, Einfachheit und Frischheit, die echtes Talent verrät". Über solche Gedichte, namentlich auch über die „Magelonenlieder"[1], aus denen wir Nr. 5 ff. gewählt haben, wie über „Zuversicht", „Frühling und Leben" und „Liebe" gilt in der That, wenn auch mit einiger Einschränkung, A. W. Schlegels Urteil[2]: „Es liegt ein eigner Zauber in ihnen ... die Sprache hat sich gleichsam alles Körperlichen begeben und löst sich in einen geistigen Hauch auf. Die Worte scheinen kaum ausgesprochen zu werden, so daß es fast noch zarter wie Gesang lautet; wenigstens ist es die unmittelbarste Verschmelzung von Laut und Seele, und doch ziehen die wunderbaren Melodien nicht unverstanden vorüber. Vielmehr ist diese Lyrik in ihrer heimlichen Beschränkung höchst dramatisch (?); der Dichter darf nur eben die Situation andeuten und dann den süßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In diesen klaren Tautropfen der Poesie spiegelt sich alle die jugendliche Sehnsucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem, was der frische Glanz der Morgensonne enthüllt und der schwülere Mittag wieder mit Dunst umgibt, die ganze ahnungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe ..... Stimmen, von der vollen Brust weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne leise herüberhallen .... Ich weiß nicht, wer außer Goethe unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte." Die älteste Romanze Tiecks: „Arion", ist auch seine beste und verdient vor der steifen Deklamation Schlegels über

[1] Joh. Friedrich Reichardt, Luise Reichardt, K. M. v. Weber u. a., in neuester Zeit auch Johannes Brahms, haben zu Liedern aus „Magelone" Kompositionen geliefert.
[2] „Athenäum" 1798, Werke Bd. 12, S. 27 ff.

denselben Gegenstand ohne Zweifel bei weitem den Vorzug. Die seiner Zeit viel gepriesene Romanze aber, „Die Zeichen im Walde" (1801), die Friedrich Schlegel „zu den göttlichsten und vollendetsten Werken" Tiecks rechnete und A. F. Bernhardi als ein „vollendetes Meisterstück und nicht genug zu bewunderndes Kunstwerk" pries, während sich Karoline mit Recht über das „Schauerstück vom alten Wulfen" lustig machte, wagten wir unsern Lesern nicht darzubieten, weil sie in der That mit ihren ungeheuerlichen U-Assonanzen „sehr garstig" ist und unfreiwillig komisch wirkt. — Kann Tieck als Romanzendichter keine hohe Rangstufe beanspruchen, so verdienen seine Sonette zum großen Teil den Namen echter Kunstwerke. Die ältesten derselben sind in andre Dichtungen, insbesondere in die „Genoveva", verflochten, wo sie freilich von Rechts wegen nicht hingehören, denn eine undramatischere Form als das Sonett läßt sich nicht wohl denken. Die Sonette aber, die im „Poetischen Journal" und im Schlegel-Tieckschen „Musenalmanach" erschienen, meist toten und lebenden Freunden gewidmet[1], „gehören zum Besten, was Tieck in dieser Form geleistet hat. Die Wirklichkeit der Erlebnisse gestaltet die Dichtung bestimmter und klarer, als dies sonst bei Tieck der Fall zu sein pflegt, und belebt sie überdies mit dem Hauche warmer Empfindung."[2] Man begreift noch heute wohl, daß A. W. Schlegel[3] diese Gedichte des Freundes „göttlich" fand, sie oft „mit großer Erquickung seines innersten Gemütes" las und „immer neue Tiefen" darin fand, und daß Schelling von ihnen „bezaubert" war.[4] Weniger hoch werden wir dagegen den Sonettencyklus über die Musik stellen (daraus Nr. 18), den Friedrich Schlegel als „unvergleichlich schön" bezeichnete, da hier bei großen Feinheiten im einzelnen doch schon allzusehr jene „traumhafte, neblichte Verschwommenheit"[5] herrscht, die dann in den Sonetten aus „Alma" (daraus Nr. 19) ihren Gipfel erreicht. Aber der Dichter hatte ein Recht, seine überweisen Tadler zu belächeln, denn schon zwei Jahre später schrieb er „Die Kunst der Sonette" (daraus Nr. 20 ff.), in der er den Mißbrauch der Form, die „Sonettenraserei", der er sich hingegeben und die ihm seine Nachahmer verleidet hatten, auf das witzigste verspottete. Diese Sonette bezeugen „nicht nur, wie richtig Tieck die Verderbnis der neuen Sonettenpoesie erkannt hatte, sondern auch, wie sehr er seinen ehemaligen Genossen im Sonettieren überlegen war. Mit dem köstlichsten Humor reimt der

[1] In unsrer Auswahl die Nummern 12 - 17.
[2] Welti, „Geschichte des Sonettes", S. 176 ff
[3] „Briefe an Tieck" Bd. 3, S. 240.
[4] Ebenda.
[5] Welti a. a. O.

Dichter, ohne im einzelnen Unsinniges zu schreiben, ein gedankenloses Ganzes zusammen, gerade wie dies damals die Art so vieler Sonettisten war."[1] Auch das witzige Sonett „Schaubühne" und das schöne, von warmem Patriotismus erfüllte „An Stella" reihen sich den besten Erzeugnissen Goethes, A. W. Schlegels, Hardenbergs und Rückerts in dieser Form nicht unwürdig an. — Eine eigentümliche Stellung nehmen unter Tiecks lyrischen Poesien die „Italienischen Reisegedichte" (daraus Nr. 24—35) ein, „die der kranke Verfasser auf der Reise nur als flüchtige Andenken schnell in seinem Tagebuche aufzeichnete".[2] Erneute Krankheit verhinderte ihn, „diese mit Fleiß zu überarbeiten", er veröffentlichte sie daher ganz so, wie er sie damals „in ungleicher Laune" aufschrieb, und hoffte, daß vielleicht „der Ausdruck des Moments frischer und lebhafter" sei, als es „bei mehr Fleiß die Ausbildung des Verses oder der hinzugefügte Reim und die geordnete Strophe zugelassen hätten". Vielleicht hätte der Dichter einen Mittelweg einschlagen sollen, indem er den zuweilen in trockne Prosa versinkenden Ausdruck veredelte, hier und da einen volleren rhythmischen Fall suchte und vor allem sparsamer in der Mitteilung dieser Tagebuchblätter verfuhr. Den Taumel des Entzückens, in den die enthusiastische Rahel Varnhagen[3] beim Lesen dieser Gedichte geriet, wird wohl niemand mehr teilen, und es wäre sehr verfehlt, wollte man diese kunstlosen Aufzeichnungen etwa mit Goethes freien Rhythmen oder selbst mit Heines „Nordseebildern", die übrigens oft Tieckschen Einfluß erkennen lassen, vergleichen; einige aber erfreuen durch geistreichen Witz und scharfe Abzeichnung der Wirklichkeit, wie „Der Bettler", „Der letzte Tag der Feste" und „Lucca", oder durch sinnige Beobachtung, wie „Der Morgen", oder durch das Wehen echter Empfindung, wie „Der Friedhof", „Heimweh", „Villa Borghese" u. a. — Über die noch folgenden Gedichte können wir uns kurz fassen. „Der Fischfang" ist ein glücklicher Versuch in der heitern Romanze; in dem Liede „Heimliche Liebe" ist zu der tiefpoetischen Stimmung auch die reine Form gefunden; das reizende, an Hans Sachs und Goethe erinnernde Gedicht „Phantasus" und „Des Mädchens Plage" sind allerdings Allegorien, aber zugleich echte Poesie, phantastisch und doch wunderbar anschaulich. — Der Text der nachstehenden Gedichte folgt, wo in den Anmerkungen nichts andres angegeben, der Gesamtausgabe von 1841.

[1] Welti a. a. O.
[2] Aus dem Vorwort zum 3. Teil der „Gedichte".
[3] „Briefe an Tieck", Bd. 4, S. 142 ff.

1. Melancholie.

Schwarz war die Nacht, und dunkle Sterne brannten
Durch Wolkenschleier matt und bleich,
Die Flur durchstrich das Geisterreich,
Als feindlich sich die Parzen abwärts wandten
Und zorn'ge Götter mich ins Leben sandten.

Die Eule sang mir grause Wiegenlieder
Und schrie mir durch die stille Ruh'
Ein gräßliches: Willkommen! zu.
Der bleiche Gram und Jammer sanken nieder
Und grüßten mich als längst gekannte Brüder.

Da sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweiht,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit,
Die Bogen sind gespannt, und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen drohn, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe, die der Schöpfung All durchklingt,
Der Schirm in Jammer und in Leiden,
Die Blüte aller Menschenfreuden,
Die unser Herz zum höchsten Himmel schwingt,
Wo Durst aus sel'gem Born Erquicken trinkt,

Die Liebe sei auf ewig dir versagt.
Das Thor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durchs öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück;
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Dasein nur zu fühlen!
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück.

2. Der neue Frühling.

„Käme doch der Frühling!" seufzt' ich oftmals,
„Daß der süße Blumenduft, das Flüstern
Holder Birken und das Lied der Lerchen
Meine heißen Thränen trocknen möchten!" —
Und in jedem Jahre kam der Frühling,
Und in jedem Jahre weint' ich Thränen:
Töne, Blumen, holdes Baumgeflüster,
Alles ging wie scheu mir aus dem Wege,
Nichts, das meinen heißen Busen kühlte:
Und ich flehte nicht mehr um den Frühling.
Kläglich kam er, kaum daß ich's bemerkte,
Düster blickt' ich in sein grün Gewebe,
Dachte: Bist nicht besser als die andern! —

Hinter mir hört' ich ein leises Rieseln,
Wie wenn Bächlein über Kiesel jauchzen,
Hinter mir lief Wind durch das Gebüsche,
Seitwärts nickten alle Blumen freundlich,
Und in sanften rötern Strahlen spielte
Sonnenschein zum grünen Boden nieder.
Sinnend stand ich jetzt, ein Weilchen zweifelnd,
Was die holde Täuschung um mich zaubre.

Als ich wieder auf vom Boden blickte,
Stand ein holder Knabe mir zur Seiten,
Goldne Locken hingen um die Schläfe,
Um die Lippen spielte schalkisch Lächeln,
Sah mich an mit keckem, blauem Auge:

„Träumer du! zertritt nicht alle Freuden,
Die so zart in deinem Wege liegen!"
Rief er, hob den Zeigefinger drohend;
„Sieh, wie sich auf mein Gebot die Waldung
Neu begrünt, wie Glanz und süßes Leben
Sich auf jedem Zweige schaukelt; Blumen,
Nachtigallen, Düfte, alles ruft dich
An mit wunderbar holdsel'gen Tönen;
Gehst du nicht in deinem eignen Schatten?
Bist du, Thor, nicht selber dir im Wege?"

Stracks voll Mißmut ward mein banger Busen:
„Kinder", sagt' ich „sollten nicht so sprechen,
Thöricht sind sie, haben nichts erfahren,
Leben ohne Sorgen, unbefangen,
Wissen über Spielgerät zu urteln,
Müssen aber über Kummer schweigen."

Also sagt' ich ernsthaftlich vermahnend,
Meinte, daß er sich wohl schämen dürfte;
Aber laut auflachte nun der Bube,
Und die Fassung wär' mir fast entgangen.

Aber als ich herzlich zürnen wollte,
War Besinnung sowie Zorn entschwunden,
Und wie von dem heiligsten Entzücken
Stand ich überwältigt und gefangen
Mitten in dem allerschönsten Frühling,
Den mein Herz so lange hergesehnet.
Meine Wangen fühlt' ich rot erglühen,
Kühnes Blicks sah ich umher, als wären
Alle Blumen, alle Freuden meine.
Mir entgegen streckten sich Gewinde
Ach! aus Myrten, zauberischen Rosen,

Kein Cypressenblatt im ganzen Kranze,
Und die schönste Hand streckt' ihn entgegen.

„Kind! bin ich zum Kinde wieder worden?“
Rief ich, wollte blöde nach dem Kranze
Nicht die Hände zitternd strecken. „Wach' ich?
Oder fesselt Schlaf die trüben Sinne,
Daß, um mich zu laben, goldne Träume
Wunderbar auf mich herniederspielen?“

Lächelnd sprach der Knabe: „Nein, du wachest,
Hast bisher im schweren Traum gelegen,
So wie jetzt wird's immer um dich bleiben,
Darum weckt' ich dich aus deinen Träumen.“

So viel Wonne konnt' ich nicht ertragen,
Wagt' es nicht, dem Kleinen zu vertrauen,
Sank in meine Knie, die Blumenkränze
Rührten kühlend meine heiße Schläfe. — —

Du nur kannst mir sagen (sag' es, Liebste):
Darf ich wohl dem Wort des Knaben trauen?

3. Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer;
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid;

„Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.“

Da klingt es plötzlich um ihn her,
  Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
  Er dünkt sich neu erwacht:

„O Mensch, du bist uns fern und nah,
  Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
  Oft unser stilles Licht:

„Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
                Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne."

4. Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
  Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
„Ade! ich fliege nun davon.
        Weit! weit!
  Reis' ich noch heut'."

  Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang,
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
        Herz! Herz!
  Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

  Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: „Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb und Sehnsucht flieht,
        Weit! weit!
  Rasch mit der Zeit."

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein.“

5. Ermunterung.[1]

Keinen hat es noch gereut,
Der das Roß bestiegen,
Um in frischer Jugendzeit
Durch die Welt zu fliegen.

Berge und Auen,
Einsamer Wald,
Mädchen und Frauen
Prächtig im Kleide,
Golden Geschmeide,
Alles erfreut ihn mit schöner Gestalt.

Wunderlich fliehen
Gestalten dahin,
Schwärmerisch glühen
Wünsche im jugendlich trunkenen Sinn.

Ruhm streut ihm Rosen
Schnell in die Bahn,
Lieben und Kosen,
Lorbeer und Rosen
Führen ihn höher und höher hinan.

Rund um ihn Freuden,
Feinde beneiden,
Erliegend, den Held —
Dann wählt er bescheiden
Das Fräulein, das ihm nur vor allen gefällt.

---

[1] Das Lied wird in „Magelone“ einem fremden Sänger in den Mund gelegt, der an den Hof des Grafen von Provence kommt.

Und Berge und Felder
Und einsame Wälder
Mißt er zurück.
Die Eltern in Thränen,
Ach, alle[1] ihr Sehnen —
Sie alle vereinigt das lieblichste Glück.

Sind Jahre verschwunden,
Erzählt er dem Sohn
In traulichen Stunden
Und zeigt seine Wunden,
Der Tapferkeit Lohn.
So bleibt das Alter selbst noch jung,
Ein Lichtstrahl in der Dämmerung.

6. Trauer.[2]

Wie schnell verschwindet
So Licht als Glanz,
Der Morgen findet
Verwelkt den Kranz,

Der gestern glühte
In aller Pracht;
Denn er verblühte
In dunkler Nacht.

Es schwimmt die Welle
Des Lebens hin
Und färbt sich helle,
Hat's nicht Gewinn;

Die Sonne neiget,
Die Röte flieht,
Der Schatten steiget,
Und Dunkel zieht:

[1] Vorbei, zu Ende.
[2] Klage Magelonens in der Einsamkeit, als das Unglück sie ihres Geliebten Peter beraubt hat.

So schwimmt die Liebe
Zu Wüsten ab;
Ach! daß sie bliebe
Bis an das Grab!

Doch wir erwachen
Zu tiefer Qual;
Es bricht der Nachen,
Es löscht der Strahl,

Vom schönen Lande
Weit weggebracht
Zum öden Strande,
Wo um uns Nacht.

7. Lockung.[1]

Geliebter, wo zaudert
Dein irrender Fuß?
Die Nachtigall plaudert
Von Sehnsucht und Kuß.

Es flüstern die Bäume
Im goldenen Schein,
Es schlüpfen mir Träume
Zum Fenster herein.

Ach! kennst du das Schmachten
Der klopfenden Brust?
Dies Sinnen und Trachten
Voll Qual und voll Lust?

Beflügle die Eile
Und rette mich dir;
Bei nächtlicher Weile
Entfliehn wir von hier.

---

[1] Die Sultanstochter Sulima sucht in „Magelone" durch diese Lockung den Ritter Peter zu bethören.

Die Segel, sie schwellen,
Die Furcht ist nur Tand:
Dort, jenseit der Wellen,
Ist väterlich Land.

Die Heimat entfliehet —
So fahre sie hin!
Die Liebe, sie ziehet
Gewaltig den Sinn.

Horch! wollüstig klingen
Die Wellen im Meer,
Sie hüpfen und springen
Mutwillig einher.

Und sollten sie klagen?
Sie rufen nach dir!
Sie wissen, sie tragen
Die Liebe von hier.

8. Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt,
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes muntres Wehn?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg und geht ins Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain
Und sieh' die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit!
Ist doch der Himmel blau;
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Gerät der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein
Und finden, was es sucht.

9. Frühling und Leben.

Aus Wolken winken Hände,
An jedem Finger rote Rosen,
Sie winken dir mit schmeichlerischem Kosen,
Du stehst und fragst: wohin der Weg sich wende?

Da singen alle Frühlingslüfte,
Da duften und klingen die Blumendüfte,
Lieblich Rauschen geht das Thal entlang:
„Sei mutig, nicht bang!

„Siehst du des Mondes Schimmer,
Der Quellen hüpfendes Geflimmer?
In Wolken hoch die goldnen Hügel,
Der Morgenröte himmelbreite Flügel?

„Dir entgegen ziehn so Glück als Liebe,
Dich als Beute mit goldenen Netzen zu fahn,
So leise, lieblich, daß keine Ausflucht bliebe,
Umstellen sie dich, bald ist's um dich gethan."

— Was will das Glück mit mir beginnen?
O Frühlingsnachtigall, singst du drein?
Schon dringt die sehnende Lieb' auf mich ein,
Wie Mondglanz webt's um meine Sinnen. —

Wie bang' ist mir's, gefangen mich zu geben!
Sie nah'n, die Scharen der Wonne, mit Heeresmacht!
Verloren, verträumt ist das fliehende Leben,
Schon rüstet sich Lieb' und Glück zur Schlacht.

Der Kampf ist begonnen,
Ich fühle die Wonnen
Durchströmen die Brust:
O, sel'ge Gefilde,
Ich komme! wie milde
Erquickt und ermattet des Lebens Lust!

Es winket vom Himmel
Der Freuden Gewimmel
Und lagert sich hier:
Im Boden, ich fühle
Der Freuden Gewühle,
Sie streben und drängen entgegen mir.

Der Quellen Getöne,
Der Blümelein Schöne,
Ihr lieblicher Blick,
Sie winken so eigen;
Ich deute das Schweigen:
Sie wünschen mir alle zum Leben Glück. — —

Nun wandelt das Kind auf grünen Wegen,
Den goldglänzenden Strahlen entgegen,
Im bangen Harren geht es weit,
Es klopft das Herz, es flieht die Zeit.

Da ist's, als wenn die Quellen schwiegen,
Ihm dünkt, als dunkle Schatten stiegen
Und löschten des Waldes grüne Flammen,
Es falten die Blumen den Putz zusammen.[1]

Die freundlichen Blüten sind nun fort,
Und Früchte stehn an selbigem Ort.
Die Nacht'gall versteckt die Gesänge im Wald,
Nur Echo durch Still' und Einsamkeit schallt.

„Morgenröte, bist du nach Haus gegangen?"
Ruft das Kind und streckt die Händ' und weint;
„O komm, ich bin erlöst vom Bangen,
Du wolltest mich mit goldnen Netzen fangen,
Du hast es gewiß nicht böse gemeint.

„Ich will mich gerne drein ergeben,
Es kann und soll nicht anders sein:
Ich opfre dir mein junges Leben,
O! komm zurück, du Himmelsschein!"

Aber hoch und höher steigt das Licht
Und bescheint das thränende Gesicht;
Die Nachtigall flieht waldwärts weiter,
Quell wird zum Fluß und immer breiter.

„Ach, und ich kann nicht hinüberfliegen!
Was mich erst lockte, ist nun so weit,
Der Morgenglanz, die Töne müssen jenseits liegen,
Ich stehe hier und fühle nur mein Leid." —

— Die Nachtigall singet aus weiter Fern':
„Wir locken, damit du lebest gern,
Daß du dich nach uns sehnst und immer matter sehnst,
Ist, was du thöricht dein Leben wähnst." —

---

[1] Sie schließen ihren Kelch.

10. Arion.[1]

Arion schifft auf Meereswogen
Nach seiner teuren Heimat zu,
Er wird von Winden fortgezogen,
Die See in stiller, sanfter Ruh'.

Die Schiffer stehn von fern und flüstern,
Der Dichter sieht ins Morgenrot,
Nach seinen goldnen Schätzen lüstern
Beschließen sie des Sängers Tod.

Arion merkt die stille Tücke,
Er bietet ihnen all sein Gold,
Er klagt und seufzt, daß seinem Glücke
Das Schicksal nicht wie vordem hold. --

Sie aber haben es beschlossen,
Nur Tod gibt ihnen Sicherheit,
Hinab ins Meer wird er gestoßen;
Schon sind sie mit dem Schiffe weit.

Er hat die Leier nur gerettet,
Sie schwebt in seiner schönen Hand,
In Meeresfluten hingebettet,
Ist Freude von ihm abgewandt.

Doch greift er in die goldnen Saiten,
Daß laut die Wölbung widerklingt,
Statt mit den Wogen wild zu streiten,
Er sanft die zarten Töne singt:

„Klinge, Saitenspiel!
In der Flut
Wächst mein Mut;
Sterb' ich gleich, verfehl' ich nicht mein Ziel.

---

[1] Der griechische Dichter und Tonkünstler Arion aus Methymna auf Lesbos blühte um 625 v. Chr. Die Landung auf dem Delphin soll am Vorgebirge Tänaron (jetzt Matapan), Südspitze des Peloponnes, erfolgt sein.

„Unverdrossen
Komm' ich, Tod,
Dein Gebot
Schreckt mich nicht, mein Leben ward genossen.

„Welle hebt
Mich im Schimmer,
Bald den Schwimmer
Sie in tiefer, nasser Flut begräbt."

So klang das Lied durch alle Tiefen,
Die Wogen wurden sanft bewegt,
In Abgrunds Schlüften, wo sie schliefen,
Die Seegetiere aufgeregt.

Aus allen Tiefen blaue Wunder,
Die hüpfend um den Sänger ziehn,
Die Meeresfläche weit hinunter
Beschwimmen die Tritonen grün.

Die Wellen tanzen, Fische springen;
Seit Venus aus den Fluten kam,
Man dieses Jauchzen, Wonneklingen
In Meeresfesten nicht vernahm.

Arion sieht mit trunknen Blicken
Laut singend in das Seegewühl,
Er fährt auf eines Delphins Rücken,
Schlägt lächelnd in sein Saitenspiel.

Des Fisches Sinn zum Dienst gezwungen[1],
Naht er mit ihm der Felsenbank,
Er landet, hat den Fels errungen
Und singt dem Fährmann seinen Dank.

Am Ufer kniet er, dankt den Göttern,
Daß er entrann dem nassen Tod.
Der Sänger triumphiert in Wettern,
Ihn rührt Gefahr nicht an und Tod.

---

[1] Als freie, absolute Partizipialkonstruktion aufzufassen.

11. Liebe.

Weht ein Ton vom Feld herüber,
Grüßt mich immerdar ein Freund,
Spricht zu mir: Was weinst du, Lieber?
Sieh', wie Sonne Liebe scheint:
Herz am Herzen stets vereint,
Gehn die bösen Stunden über.[1]

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern,
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.
Drum ist ewig uns zugegen,
Wenn Musik mit Klängen spricht,
Ihr die Sprache nicht gebricht,
Holde Lieb' auf allen Wegen;
Liebe kann sich nicht bewegen,
Leihet sie den Otem nicht.

12. An —[2]

Unfreundlich, krank, betrübt begann mein Leben,
Den Todesstrom vernahm ich unten schallen,
Da floh ich zu der Dichtkunst goldnen Hallen
Und bot dem Musengott mein liebend Streben.

Bald wollte sich der Busen frischer heben,
Dich wählt' ich mir zum Freunde aus vor allen,
Es sollte dir nur, was ich that, gefallen,
Auf Freundschaftsfittich himmelan zu schweben.

Ein kühnes Licht erhob sich in dem Dunkeln,
Es blühten aus dem Tode schöne Blumen,
Dein Auge sah ich leitend vor mir funkeln:

---

[1] Vorüber.

[2] An Tiecks Schulfreund Friedrich Heinrich Bothe (1771—1855) gerichtet, der sich später als betriebsamer Herausgeber antiker Autoren und Übersetzer des Euripides bekannt machte.

Wie rief es mich zu jenen Heiligtumen! —
Die Blume welkte, die ich mir erlesen,
Und den verlor ich, der nie mein gewesen.

13. An Friedrich Toll.

Als ich mich selber schalt für einen Thoren,
Der allerherbste Schmerz mich wollt' erdrücken,
Vorüber Hoffnung, Zutrau'n und Erquicken,
Daß ich irrwähnend ihn[1] als Freund erkoren:

Da fand ich dich und wurde neu geboren,
Die Ahndung sprach: „Nein, laß dich nicht berücken!
Es darf dir auch mit diesem Freund nie glücken,
Denn kaum gefunden, ist er dir verloren."

Ein gleiches Liebesband schien uns zu einen,
Ein doppelt Glück entgegen uns zu lachen,
Ein Morgenschimmer freundlich aufzusteigen;

Doch mußt' ich bald den süßen Trug beweinen,
Das Abendrot schien auf den stillen Nachen[2],
Die Nacht empfing dich und das ew'ge Schweigen.

14. An Wilhelm Heinrich Wackenroder.

Du sahst, wie tief mich beugte sein Entfernen[3],
Da kam mir freundlich deine Lieb' entgegen,
Da fiel ins dürre Herz der frische Regen,
Der Himmel glüht' mit neuen Liebessternen.

Wie sehr[4] ich zagte, mußt' ich wieder lernen,
Wie Seeleneintracht kann das Herz bewegen;

---

[1] Bothe; vgl. das vorige Gedicht.

[2] Das Leben ein Strom, auf dem der Mensch in einem Kahne dahinfährt; das Bild ist ausgejührt im „Abschied", I, 2. — Toll starb im Herbst 1790 zu Frankfurt a. O

[3] Tolls Tod; vgl. das vorige Gedicht mit Anmerkung.

[4] Wie sehr auch

Trotz Stürmen mußten sich die Wogen legen,
Und goldne Zukunft winkt' aus frohen Fernen.

Du gabst mir Trost, ich gab dir Mut zum Leben.
Wir sprachen: „Nie soll Leid uns niederdrücken!"
Ein ew'ger Frühling schien uns anzublicken.

O Hoffnung! Irrtum! Wahnsinn! Eitles Streben!
In kalten ew'gen Sternen war beschlossen
Das Leid, das sich seitdem um mich ergossen.[1]

15. An denselben.

Noch faßt mein Herz nicht seine eigne Wunde.
Als alle, die dich kannten und dich liebten,
Mit ungewohntem Kummer sich betrübten,
Ging mir vorbei der Kelch der bittern Stunde.

Ich bin noch so wie sonst mit dir im Bunde,
Mir ist, daß wir wie ehedem uns übten,
An edlen Dichtern freun, den vielgeliebten,
Als brächt' ein Brief von dir mir frohe Kunde.

Schon sonst bin ich von dir entfernt gewesen,
Und du und deine Liebe schien ein Träumen,
Und ich besaß dich nur durch meinen Glauben:[2]

So kann ich nun in Blumen, Sternen lesen
Von dir, mein Freund, entfernt in größern Räumen.
Nicht Zeit, nicht Tod kann dich mir jemals rauben.

[1] Wackenroder (geb. 1773) starb am 13. Febr. 1798, erst 25 Jahre alt.

[2] Bezieht sich besonders auf die Zeit von Ostern 1792 bis Ostern 1793, wo sich Wackenroder noch in Berlin aufhielt, während Tieck die Universitäten zu Halle und Göttingen besuchte.

16. An A. W. Schlegel.

Schon fängt die alte Nacht sich an zu hellen,
Und wieder scheinen licht aus klarer Ferne
Die hohen Bilder, freundlich liebe Sterne,
Piloten auf der weiten Bahn der Wellen.

Wen kümmert's, daß die Hund' am Ufer bellen?
Besteig' dein Schiff mit frohem Mute gerne,
Such' fremdes Land und Meer, sieh neue Sterne,
Dir werden Geister freundlich sich gesellen.

Es steigt der Britten höchster lächelnd nieder,
Und Calderon, den Kränze bunt umglühen,
Der Minnesang im Goldgewand, erblühen

Will neu Italien, uralt heil'ge Lieder
Vom Ganges wachen auf[1], und rundum glänzen
Trophä'n, die dankbar deinen Namen kränzen.

---

17. An Novalis.

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien.

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüt' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.

---

[1] A. W. Schlegel war 1799 in heftigen Streit mit der Jenaer „Allgemeinen Litteraturzeitung" geraten; hier nimmt Tieck Gelegenheit, die Verdienste des Freundes öffentlich zu preisen. Von Schlegels Shakespeareübersetzung waren bis 1800 sechs Bände mit 12 Stücken fertig, die Calderonübersetzung erschien erst seit 1803, die „Minnelieder" bearbeitete später (1803) Tieck; aus dem Italienischen übertrug Schlegel einzelnes von Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost, Tasso und Guarini; Übersetzungen aus dem Indischen hat sein Bruder Friedrich 1808 veröffentlicht.

Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Gebärde,
Des Busens Ahnden, Sehnsucht nach dem Frieden.

Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle;
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde,
Du gingst![1] Fahr' wohl; wir sind ja nicht geschieden.

18. Die Musik spricht:

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse,
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallen-Chor[2] gibt seine Grüße.

Wem ich der Sterblichen die Lippe küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte,
Im Herzen rinnen Paradiesesflüsse.

Die ew'ge Lieb', die frei und nie gefangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle;

Da regt sich, schlägt in Jubel auf die Stille,
Zur spiel'nden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunkne hört, was alle Engel sangen.

19. Sonett aus „Alma".

Viel Wunder in der Dichtkunst Garten blühen.
Es drohet als verschlingend Ungeheuer
Allem, was lebt, das hunger-grimme Feuer,
Mit seinem Raub dem Abgrund zuzufliehen:

[1] Novalis (Friedrich von Hardenberg) starb am 25. März 1801 im 29. Lebensjahre.
[2] Von Tieck meist als Neutrum gebraucht.

Nur einer Kreatur dräut nicht sein Glühen,
Dem Salamander zeigt es sich getreuer;
Der fühlt sich in der Heimat, hold und teuer
Ist ihm rundum der Flamme rotes Sprühen.

Dies ist ein Bildnis treuer Liebesherzen:
Bist du mir nah, bin ich umweht von Flammen,
Und jeder Blick saugt heiß an meinem Blute;

Doch lebt das Herz so mehr im Liebesmute,
Als um mich näher schlägt der Brand zusammen;
Erlischt er, töten mich der Sehnsucht Schmerzen.

20. Aus der „Kunst der Sonette".

Der hohe Geist wird keine Schande dulden,
Ein kühner Sinn erkennet keine Schranken,
Wer feste steht, wird nicht so leichte wanken,
Doch junges Blut macht gar zu gerne Schulden.

Denkt, sechzehn Groschen machen einen Gulden;
Mit Brutus einst die besten Römer sanken,
Wer Ruhe liebt, wird nur ungerne zanken,
Man sagt vergolden, aber auch vergulden. —

Du Eremit in deiner stillen Klause
Belächelst wohl den warmen Sonnenschein,
Doch weis' mich aus dem Labyrinth geschwinde:

Denn wie ich suchend irr', ich nirgend finde,
Was man Gedanken nennt, es scheint zu Hause
Kein Mensch, ich klopfe, niemand ruft: herein!

21. Desgleichen.

Ein nett honett Sonett so nett zu drechseln
Ist nicht so leicht, ihr Kinderchen, das wett' ich,
Ihr nennt's Sonett, doch klingt es nicht sonettig,
Statt Haber füttert ihr den Gaul mit Häckseln.

Dergleichen Dinge muß man nicht verwechseln;
Ein Unterschied ist zwischen einem Rettich
Und ritt' ich, rutsch' ich, rumpl' ich oder rett' ich,
Auch Dichten, Dünnen[1], Singen, Krähen, Krächzeln.

Drum liegt im Hafen stille doch ein Weilchen,
Und lasset hier das kranke Schiff ausbessern,
Es zeigt mehr Leck als Schiff in seiner Fläche:

Noch lecker wird es, ihr bezahlt die Zeche,
Doch dünkt uns lecker nicht ein einzig Zeilchen;
Nach lauem Wasser kann kein Mund je wässern.

22. Desgleichen.

Verkünden will ich wundervolle Wunder,
Wer Ohren hat zu hören, der mag hören!
Nichts zu entweihn muß er zuvörderst schwören,
Dann wird ihm alles klarer und auch runder.

Von neuem brennt der alte Liebeszunder
Und droht das ganze Weltall zu verzehren,
Die Rumpelkammer mag sich bald verkehren
Mit allen Schätzen in gar nicht'gen Plunder.

Solange Worte noch Gedanken tragen,
Wird man an Worten was zu denken haben,
Doch wie ich auch die Augen wisch' und wasche,

---

[1] Wackenroder schreibt in den „Phantasien über die Kunst“: „Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannigfaltige feste Massen ist das Wesen aller Dichtung.“ Tieck verlangt in der Novelle „Der Mondsüchtige“ (1831) vom Dichter, er solle „alles, was den gewöhnlichen Menschen als Ahndung, Einfalt oder gestaltenlose Laune vor der Seele flattert, dichten, verdichten“, und stellt dem echten Dichter die „Dünner, Verdünner“ (die Afterpoeten) gegenüber; in einem Gedicht („Gedichte“, 1841, S. 431) nennt er als „Tugendpflichten“ des Poeten: „Dunkles aufzulichten, des Lebens Schein verdichten, aus Thorheit Scherz zu sichten.“ Die sinnige Erklärung hält allerdings nicht Stich, da dichten vom lat. dictare (diktieren, auch verfassen) abgeleitet ist.

So weiß ich doch, mein Seel', gar nichts zu sagen;
Ja, Freunde, da, da liegt der Hund begraben —
Geht, Wandrer, hin und weint auf seine Asche.

23. Schaubühne.[1]

Wenn Pflicht sich in des Schicksals Rad verflicht
Und Tugend eifrig immer schneller drehet,
Dann wird ein edles Herz hinweg gemähet,
Das in den letzten Liebesseufzern bricht.

Die Liebe paßte zu den Pflichten nicht,
Ein ungeschickt Schicksal ward hergewehet,
Und selbst fällt der, der noch so feste stehet;
Ja wohl ist das ein rührendes Gedicht.

Bestimmung, Schicksal, du Verhängnis, Fatum,
Wann wirst du doch gehängt und fortgeschicket,
Wann brennt denn aus der dampf-rauchvolle Krater?

Erleb' ich nur recht balde dieses Datum,
So geh' ich, was man auch dort näht und flicket,
Von neuem mit Pläsier in das Theater.

24. Abreise.[2]

Endlich ist der Tag gekommen,
Endlich ist die Stunde da,
Die ich stets unmöglich glaubte,
Weil der Schmerz die Kraft genommen,
Weil der Wahn den Entschluß raubte,
Da ich nur mein Leiden sah.

---

[1] Das Sonett (1805 verfaßt) kann nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, gegen die eigentliche Schicksalstragödie der Werner („Der 24. Februar" wurde zuerst 1810 in Weimar aufgeführt), Müllner, Houwald 2c. gerichtet sein, da diese einer spätern Zeit angehört; es verspottet vielmehr die elenden, aber damals hochgefeierten Schauspiele Kotzebues („Menschenhaß und Reue", „Johanna von Montfaucon", „Octavia", „Die Hussiten vor Naumburg" u. a.), süßliche Rührstücke voll plumper Zufälligkeiten, aber effektvoll und die große Menge fesselnd

[2] Von München, wo Tieck 1805 monatelang krank gelegen hatte, nach Italien.

Welcher heitre Sommertag!
Diese Häuser, diese Gassen,
Die ich nun seit vielen Wochen
Täglich sah mit Zorn und Hassen,
Sollen mir entschwinden
Und mein Blick die sonnbeglänzten Fluren finden.
Einmal noch betracht' ich mir die alten
Häuser dort, bemerke die Gestalten
An den Fenstern drüben; wie ein Vorhang
Fällt es zu; der liebste Freund[1]
Sitzt schon neben mir im Wagen;
Abschiedsworte — und es jagen
Häuser, Gassen, Thore schwindelnd mir vorüber.
Welch Entzücken! welche Wehmut!
Bin ich's noch, der wie an Ketten
Dort in trüben Mauern saß?
Ja, der Schmerz ist mir gefolgt
Und spannt über Feld und Wald
Einen schwarzen Schleier aus.

25. Der Friedhof.[2]

Einsam wandl' ich mit dem Bruder
Unter Gräbern.
Bild an Bild und Vers an Vers gedrängt.
Rosen glühn, und Lilien glänzen,
Frischer grüner Rasen,
Die Glut des Lebens mit allen Farben
Als Teppich des Todes. —
Solche Haushaltung führt nur die Liebe.
Nein, hier sind die Verschiednen nicht entfloh'n,
Aus Knosp' und Blum' und Tau des Grases
Quillt Lächeln und Thräne noch immer hervor.
Dort knien auch Kinder
Und heften betend Blumengewinde
Um die eisernen Kreuze der Eltern.

---

[1] Karl von Rumohr.
[2] Gemeint ist der zu Innsbruck.

Der Gatte entfernter,
Die Eltern hier in der Nähe,
Bringen, wie immer die Liebe that,
Thränen, Gebet und des Sommers bunten Schmuck.
Welche Wehmut zittert durch mein Wesen?
Auch hier in weiter Ferne
Kann ich um alle die Teuern klagen,
Die ich früh und spät verlor.
Mein Schmerz vermischt sich mit den Weinenden;
In den Thränen mehr als in der Lust
Sind wir alle Brüder.

Aber hier in der Halle,
Im fernen, unbesuchten Winkel
Find' ich ein Blatt, von alter Hand beschrieben,
So deutet die zitternde, ungewisse Schrift:
„Jeder Christ, der hier mag wandeln,
Bete freundlich für ein Wesen,
Das im unnennbaren Jammer,
Das im tiefsten Schmerz vergeht,
Zu dem Vater, der die Liebe,
Daß er tröste, wenn nicht helfe.“ —

Da brachen unaufhaltsam meine Thränen,
Und sie beteten mit Inbrunst.

Kommt ein Herr dahergegangen,
Sieht das Blatt, die Kreuz' und Blumen
Und die Kinder, Eltern, Gatten,
Hält wohl meinen Schmerz für Ingrimm,
Spricht mit Afterweisheit:
„Ja, es wäre nun wohl an der Zeit,
Alle diese Thorheit abzuthun,
Diese Blumennarrheit, diesen Aberglauben,
Dies Wallfahrten, Beten auf den Gräbern
Sollte die Regierung hemmen.“ —

Schmerzte mich der Arme fast noch mehr
Als die Schreiberin des alten Blattes:
Also hier auch, unter diesen Gottesbergen,

Wo Natur so heil'ge Worte rauscht,
Gibt's derlei vernünftig Wesen,
Das, so wähnt' ich, nur daheim[1] bei mir
Auf im Sande schießt und unter Kiefern.

26. Die Tiroler.

Wer da will Männer sehn,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so mutig stehn
An ihrer Felsenwand.

Das Auge kühn und frei,
Freundlich der Mund,
Frech nicht, doch ohne Scheu,
Stehn sie frisch und gesund.

Wer da will Weiber sehn,
Geh' ins Tirolerland,
Wie sie so zierlich gehn
Keck über Berg und Land.

Liebreiz und Kraft und Mut,
Herrlich sie anzuschau'n; —
Alles ist schön und gut
In Bergen hier und Au'n.

27. Der Bettler.[2]

Kann ich dem dreisten Schwätzer,
Dem bettelnden Redner,
Dem ich stets heimkehrend vorüberwandle,
Nimmer entgehn?

[1] In der Gegend des rationalistischen Berlin.
[2] Das Gedicht spielt in Rom.

Arm ist er nicht,
Und dennoch bin ich gezwungen,
Ihm mehr zu reichen
Als dem Elend-Dürftigen.
Soll ich dort die Straße wählen?
Nein! schäme dich dieser Schwäche!
Mag er doch reden,
Bitten und beten,
Dreister Stirne geh' ich
Ihm fest vorüber,
Und keine Münze, kein Kupfer
Soll seiner Redekunst ein Opfer fallen. —

Schon gewahrt er mich von fern,
Er schwenkt den großen, dreikantigen Hut,
Und seine wohllautende Stimme tönt:
„Gebenedeit sei dort der Edle,
Der täglich leichteren Schrittes schon
Durch unsre berühmten Gassen wandelt!
Wohl haben meine frommen Gebete
Dem Trefflichen genützt:
Wie krank und schwach
Schritt er mir ächzend das erste Mal vorüber!
Rüstigen Ganges, ohne Stab,
Seh' ich ihn bald in voller Gesundheit prangen.
Wer bin ich Ärmster,
Der ich hier als ekler Krüppel
Auf der Gasse liegen muß,
Daß ein solcher lieber, teurer Mann
Je um diese verzerrte Figur sich gekümmert? —
Näher kommt er und mir näher.
Ei! welch mildes Antlitz!
Wär' ich nicht ein Verworfner,
Wenn meine fromme, stille Freude
Nur dahin zielte,
Eine Gabe von ihm zu empfangen?
Fern sei von mir so niedrer Gedanke!
Nein, Belobtester, Wackerster,
Schreitet, schreitet dreist vorüber,
Seht nicht her nach dem ärmsten Eurer Verehrer,

Der doch für Euch beten und wünschen wird:
Bettl' ich gleich, Eigennutz ist mir fremd,
Doch kann ich nicht so verächtlich sein,
Abzuweisen und zu verschmähn,
Was solch Alexander mir bietet[1]." —

Schon hat er den Paul[2],
Und lächelt dankend
Mit seltsamem Blick.

28. Heimweh.

Oft schon klang ein Ton herüber,
Als wenn er jenseit der nördlichen Berge käme
Und müde mich und liebevoll grüßte,
Und ich dachte der Heimat
Innig zwar, doch ohne Schmerz.

Hör' ich auf den Gassen
Im Volksgedräng' ein deutsches Wort,
So faßt es mein Herz mit Rührung an;
Doch es wandelt vorüber
Und läßt den heitern Geist mir frei.

Aber heut' am frühen Morgen
Wacht' ich auf aus schweren Träumen:
Alle Lieben sah ich trauernd,
Mein Kindchen[3] sprach in süßen Tönen
Und rief nach mir —
Da weint' ich heftig,
Ein mächtiger Schmerz ergriff mein Herz
Und drückt' und preßt' es,
Als sollt' es zerbrechen;
Ein Schwindel ergriff mich,

[1] Der Bettler fühlt sich als Diogenes.

[2] Der Paolo war eine kleine Silbermünze des Kirchenstaates, nach unserm Geld etwa 44 Pfennige.

[3] Die sechsjährige Dorothea, die mit der Mutter in Ziebingen weilte.

Mein Leben zerrann,
Nichts war Wirklichkeit mehr um mich her,
Alles zerfloß in Tod,
Nur fern stand das Leben —
Da wußt' ich, was Heimweh sei,
Da fühlt' ich, wie der Sohn der Alpen
Sterben könne in der Fremde
An dem mächtig-schmerzlichen Gefühl.

29. Der letzte Tag der Feste.[1]

Aus dem blendenden Saale
Tret' ich in die Dunkelheit der Nacht,
Froh, doch ermüdet den Weg nach Hause suchend.
Auch Lust und Thorheit übersättigen,
Und die Seele wünscht die ernste Ruhe wieder.

Da taumelt ein Alter
Die Straße hinab,
Von einem Knaben geleitet.
Der Alte murrt und klagt
Und zürnt, so scheint es, mit sich und der Welt;
Doch im bekannten Refrain,
Der täglich das Ohr betäubt,
Singt der halbberauschte Junge:

„Sei ruhig, mein Väterchen;
Was thut das Haarbeutelchen,
Das wir heut' und gestern und einige
Male mehr uns getrunken in Lustigkeit?
Vorüber ist nun die Zeit des Fröhlichseins,
Schon morgen früh sitzen wir Sünderchen
Und streuen uns Asche auf die Häupterchen.
Glaube mir, der Herr der Welt, wie das Sternenheer,
So schuf er auch neben der Frömmigkeit
Die Lust an der Lust und das Karneval:

[1] Die Szene spielt spät am Fastnachtsabend des römischen Karnevals.

Übel nimmt es gewiß nicht der Gnädige,
Wenn er dich heut' zum Beschluß also wackeln sieht;
Denn wirklich, wir trieben es mäßiglich
Und tranken und lärmten nicht allzu viel.
Doch wird dir zu schwer dein sanft Herzelein,
Gehst du ja nun hin zu dem Beichtiger,
Der dich, o du Guter, von Sünden dann reiniget.
Drum fröhlich noch jetzt bis zur Schlafenszeit!
Schlafe dann, Väterchen, festiglich,
Auf dann erwache zur Heiterkeit,
Buße thu', lebe dann tugendlich." —

Immer noch murrte der Alte,
Und lächelnd folgt' ich dem Paare,
Weil es mir ein frommer Hymnus schien,
Der von des Sohnes Lippen, den Vater zu trösten,
Durch die Nacht erklang.

30. Die Bußpredigten.[1]

Unterirdisch, schwarz verhängt,
Nur von wen'gen Lichtern hell,
Ist rings der düstre Dom von Totenschädeln,
Gerippen und allem Graus erfüllt —
Hier redet begeistert von der Vernichtung,
Von Todesgrau'n und Verwesung
Der Mönch mit starker Gebärde.
Alles schweigt, und Thränen fließen,
Schauder ziehn durch das Gewölbe,
Und was sein Mund verschweigt,
Sagt ernster noch der weiße Schädel
Und das schwarz umkleidete Geripp'.

Dennoch sah ich, wie auch in des Todes Abgrund
Sich muntre Augen lächelnd begegnen:
Er winkt bedeutend, sie eilt mit der Alten
In die Nacht hinaus,

[1] Während der Fastenzeit zu Rom.

Und nach demütiger Kniebeugung
Folgt der Jüngling der Sünde nach.

In allen Regionen wohnt Lachen und Thräne
Als ungleiche, doch gesellige Nachbarn
Nahe beisammen,
Doch hier zumeist,
In der heiligen Stadt.

31. Villa Borghese.

Niemals veraltet dein Reiz,
So oft ich hier wandle.
Dank dem edlen Geiste[1],
Der das süße Labyrinth[2] erschuf
Und uns vergönnte,
Hier, wo aus grünen Bäumen
Bilder uns grüßen,
Wo Blumenpracht den Frühling ausgießt
Und, Duft und Farben spendend,
Alle Sinne mit Zauber umstrickt,
Glücklich zu sein.
Dort das sprudelnde Wasser,
Und in dem einsamen Raum,
Unter Eppich und Ulmen versteckt,
Die niederperlenden Tropfen Kristalls,
Die in Marmorbecken
Melodisch fallen und klingen:
Dazu der Turteltaube Liebesklage
Aus dichterem Gebüsch,
Den wilden Waldruf
Fremden Geflügels.
Wie oft schon trank ich hier das süßeste,
Innigste Leben entzückt. —

Hier auch bist du gewandelt,
Edelster Genius,

[1] Kardinal Scipio Borghese, Neffe des Papstes Paul V.
[2] Die Parkanlagen, die einen Flächenraum von 50 qkm bedecken.

Unsers Vaterlands Zier und Lust,
Goethe[1], deutscher herrlicher Sänger.
Hier, so verkündet die Sage,
Ward dein Lied vom Tasso gedichtet[2];
Und jedes lispelnde Blatt
Des Lorbeers rauscht deinen Namen,
Die Springquellen reden von dir,
Und ein Geisterschauer
Fliegt über mir hinweg
Und säuselt noch heilig in den fernen Pinien.

So les' ich täglich die alte Welt:
Stein und Boden und Fluß,
Himmelsbläue und Baum
Reden von ihr.
Des Mittelalters Wunder,
Die Kraft der Religion,
Die Helden der Vorzeit
Treten sichtlich vor mich hin,
Mit Glanz umflossen.
Schwebt mir Raffaels Schatten
Grüßend vorüber,
Er inmitten der Schar
Der begeisterten Dichter und Bildner,
Erwidr' ich mit Thränen den Gruß.
Und nun noch muß mir die süßeste, lieblichste,
Schönste Erinnrung begegnen,
Deine hohe Gestalt,
Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muster, o Goethe,
In dessen Lied mir der trunknen
Begeistrung Quelle rauscht,
Du, der den Mut der Brust mir weckst
Und, Unerreichbarer, im Kampf der Liebe
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beschämung wandelst.

---

[1] Zuerst im August 1787, während seines zweiten Aufenthalts in Rom.

[2] Aber vollendet erst im Juli 1789. Von Goethes größeren Dichtungen liebte Tieck keine mehr als den „Götz von Berlichingen" und „Tasso"

32. Der Morgen.

Wieder durchwandl' ich
In früher Morgenkühle
Den Berg und klettre hinauf und ab,
Ganz den Segen fühlend der Natur.
Da tönt von oben
Seltsamen Klanges
Das Lied einer Hirtenpfeife,
Und alsbald seh' ich in Sprüngen
Nach dem Takte tanzend
Die muntre Ziegenherde
Von der Felsentreppe niedergaukeln,
Mit klugem Aug' und feinem Fuß
Die Sprünge sicher messend.
Der Führer der Schar,
Ein brauner, kleiner Knabe,
Musiziert ernst mit voller Kraft
Und freut sich seiner Scholaren.
Doch wie er nieder hüpft
Und den Fremden gewahrt,
Steckt er alsbald,
Sein Lied abbrechend,
Die Flöte schnell und scheu in die Hirtentasche.
Ich red' ihn an, und errötend
Lüftet er den Hut, und blondes Haar
Rollt sich um die braunen Wangen;
Er atmet schwer und blickt von der Seite scheu.
„Zeige mir", bitt' ich, „die Pfeife,
Die ich noch nie von dieser Form gesehn,
Sowie ich auch noch nie
So wunderlichen Ton vernommen."
Er hält mit beiden Händen fest
Die Hirtentasche geschlossen
Und ruft mir ein dreistes Nein entgegen.
Was ich überrede und schmeichle,
Alles vergebens,
Der Kleine beharrt auf seinem Eigensinn;
Mein Geschenk verweigert er fest

Und steht auf dem Sprung,
Seinen Ziegen zu folgen,
Die von den nächsten Klippen
Fragend zu ihm herübersehn. —
„So sage mir mindestens,
Warum ich die Pfeife nicht betrachten darf?“ —
Und er mit großen Augen:
„Wer eine solche Flöte,
So schön und herrlich,
Einmal in Händen hat,
Gibt sie niemals zurück.“ —
Mit dem scheuen Worte
Rennt er über die Steine fort,
Und erst in der Ferne
Tief unten im Thal
Erklingt sein muntres Morgenlied von neuem.

33. Civitella.[1]

Mit den Gefährten Gespräche wechselnd
Wandeln wir den steilen Pfad,
Den wenig betretenen,
Hinauf zum einsamen Städtchen des Felsens.
Durch das enge Thor geschritten,
Stehn wir auf der einzigen Gasse der Stadt,
Und Kinder, die hier spielen,
Sowie ihr Blick uns trifft,
Rennen mit Geschrei in die Häuser,
Die sie schnell verriegeln.
Die Eltern, aufgeschreckt,
Schaun mit Mißtraun
Aus den kleinen, zerbrochenen Fenstern
Und messen mit Argwohn
Unsre Gestalten,
Wollen nicht Antwort geben
Auf Frag' und Bitte,

[1] Ein kleines Bergstädtchen östlich von Rom, zwischen Olevano und Subiaco

Als wären die Türken
Ins Land gebrochen.

Doch endlich ermutigt sich
Ein starker, alter Mann,
Er öffnet die Thür
Und stellt uns hin die Bank und den Tisch,
Gibt Wein und Brot
Und dankt für Bezahlung.
Wie wir uns erquicken,
Schau'n aus der Ferne
Jung und alt
Dem Wunder zu;
Kaum wagt ein dreistes Kind
Heranzutreten, Geschenk zu empfahn,
Doch wie es die Münze
Nur fühlt in der Hand,
Rennt es zurück
Und zeigt den Gespielen
Die Gabe und zittert noch.

Im Abendlichte
Wandeln wir zurück,
Den Empfang belächelnd.
O du glückliche Einsamkeit!
Würdet ihr nie von müßigen Fremden,
Ihr stillen Bewohner,
Eurer Scheu entwöhnt.

34. Siena.[1]

Wie ich wieder auf die Gasse trete,
Aus dem hell erleuchteten Saal,
Ist mir, als sei ich gewürdiget worden,
Eine Götterversammlung zu schau'n.

[1] In der Landschaft Toscana, südlich von Florenz, ostsüdöstlich von Livorno. Die Szene des Gedichts ist ein Gasthof, in dem sich ein Improvisator hören läßt.

Oft schon vernahm ich in Rom
Des Improvisatoren Kunst,
Und mehr oder minder gerührt,
Erfreut, gelangweilt oft,
Verließ ich die Akademie[1].
Ein Aufruf zieht mich heut' in diese Zimmer,
Und ein Jüngling wandelt sinnend auf und ab,
Allgemach füllt sich der Raum,
Und Herren und ältliche Frauen,
Vor allen aber junge, blühende Mädchen
Schmücken die Sessel umher.
Vor mir prangen zwei Schönen,
Daß das Auge, geblendet
Von glänzenden Schultern, Nacken und Brust,
Scheu sich niederschlägt und immer wieder
Dem Quell der Vollendung entgegeneilt.
Aber welche Schönheit der Form!
Pallas wähn' ich und Juno zu schaun,
Des Olympus Götterbilder.
Und wie ich frage und scheu nur antworte,
Ergänzt im freundlichen Gespräch
Der edle Geist im geflügelten Wort,
Von glänzenden Lippen und Augen.

Jetzt beginnt des Sängers Lied;
Der Kampf und Tod der thebanischen Brüder,
Eteokles und Polynikes[2], wird
Ihm zum Thema gewählt.
Leichte Akkorde des Flügels begleiten die Rede,
Und er hebt an:

Erst, wie die Zwietracht sie entfernte,
Die Sprossen des schuldbelasteten Bettes,
Des eigenen Vaters Söhn' und auch Brüder,
Dann wie die Furie eifriger schon
In Haß und Wut den Widerwillen wandelt.

---

[1] Im Italienischen jeder Ort, wo man sich zu gelehrten, litterarischen, künstlerischen Zwecken versammelt

[2] Bekanntlich Söhne des Ödipus, der seine eigne Mutter Jokaste geheiratet hatte.

Endlich beginnt der tödliche Kampf,
Jeder bereit, den blutsverwandten Gegner
Zu den Schatten hinab zu senden.
Panzer und Schilde schirmen zuerst
Das Bruderherz gegen des Bruders Schwert,
Doch endlich fängt der Leib
Die roten Wunden auf,
Keiner will merken, wie mit dem Blut
Die Kraft ihm entströmt,
Jeder trotzt der eignen Schwäche und höhnt den Schmerz,
Facht doch des Feindes Augenglanz
Den matter brennenden Haß,
Daß er nicht erlösche.
Der tödliche Stahl hat schon sie durchbohrt,
Der jüngere stürzt zuerst,
Der ältere ihm nach, mit Lächeln im Antlitz,
Als hätt' er gesiegt:
Regungslos liegen sie da,
Zwei atmende Leichen,
Kein Schwert erreicht das andere mehr,
Kein Arm mehr zuckt,
Die Blicke suchen sich feindlich im Todesdunkel,
Und nur der Wille noch schlägt und mordet,
Der Seufzer verwünscht noch;
Jetzt atmen sie das letzte Röcheln,
Und die beiden Blutströme
Rinnen ineinander,
Nur *eine* Röte:
Ist es neuer Kampf und nach dem Tode Wut,
Ist es die Sühne des Bruderherzens?

Es wuchs die Stimme mit jedem Vers,
Begeistrung erhob den trunknen Jüngling,
Sein Auge Feuer, Wohllaut sein zitternder Mund,
Nicht sann er mehr, nicht kannt' er
Die Flammen, die aus seinem Busen sprühten.
Und aller Augen im Saal
Erglänzten hell wie die seinen,
Und Thräne fiel auf Thräne
Aus den schönsten nieder.

Wie? Auch Pallas und Juno weinen?
Da sah ich in ein liebliches Bad,
In welchem Amor die Flügel netzte,
Da senkt' er seinen Pfeil ins Thränenlächeln,
Und ich mußte entfliehn;
Denn niemals soll ein Sterblicher
Den Kampf mit Göttern wagen.

35. Lucca.[1]

Ein Kirchenfest versammelt vor das Thor
Zum regen Gedränge die Bewohner der Stadt,
Da glänzt Atlas- und Seidenkleid
Im Abendschimmer auf dem grünen Rasen.
Frohes Getümmel und Kinderjauchzen,
Und Jünglinge wandeln und suchen den Blick
Der schöneren Augen.

Ha! diese edle Gestalt in grüner Seide,
Wandelnd an der Seite des entzückten Bräutigams,
Überglänzt sie alle an Frische, Schönheit und Augenglanz.
Wie sie im leichten Gespräch die vollen Lippen
Holdselig lächelnd öffnet,
Sprühen blitzend durch das Korallenrot die Lichter der Perlenzähnchen,
Und alles an ihr, Gebärde, Gang und Stimme,
Erklingt wie Musik und nimmt mein Herz gefangen,
Daß ich, den Bräutigam beneidend, fast ihn hasse.

Da nimmt die Himmlische aus ihrem Körbchen
Große lombardische Nüsse
Und beißt sie laut krachend hinter roter Lippenglut
Mit den Perlenzähnchen auf.

„O Bräutigam! ärmster der Menschen!"
So rief ich entfliehend. —

[1] In der Landschaft Toscana, nordnordöstlich von Pisa.

Wohl hört man von Sirenen, Vampyren, Empusen[1]
Und anderm tollen Zaubergespuk,
Das dämonisch sich der Männerherzen
In täuschender Gestalt bemächtigt!
Und ich war (furchtbar!) nahe der grausen Gefahr,
Bethört zu lieben eine Nußknackerin!

36. Der Fischfang.

Es war einmal ein Junggesell,
Der thät hin fischen gehn,
Die Wasser schienen klar und hell,
Die Sonne gar so schön.
Er schaut wohl in die nasse Flut,
Er denkt an sie und klagt und fühlt den Liebesmut.

„Und willst du mich mit Netzen stehlen?"
So singt es aus dem Fluß;
„Zum Liebsten wollt' ich dich erwählen,
Komm her, komm her zum Kuß!"
Er zieht das Netz mit großer Pein,
Und schaut! da zappelt und lacht die Liebste drein.

Nackt fällt sie ihm an seinen Mund
Und halst und druckt ihn sehr,
Da war er froh und ganz gesund
Und klagte nimmermehr:
Sankt Peter segnet' ihm den Zug,
Er hat mit seinem lieben Fisch der Lust und Freude überg'nug.

37. Heimliche Liebe.

Wie lieb und hold ist Frühlingsleben,
Wenn alle Nachtigallen singen,
Und wie die Tön' in Bäumen klingen,
In Wonne Laub und Blüten beben.

[1] Der Vampyr, nach slawischem Volksglauben ein nachts dem Grabe entsteigender Toter, soll, wie die Empusa (griechisch), ein weibliches Gespenst, Lebenden das Blut aussaugen.

Wie schön im goldnen Mondenscheine
Das Spiel der lauen Abendlüfte,
Die, auf den Flügeln Lindendüfte,
Sich jagen durch die stillen Haine.

Wie herrlich glänzt die Rosenpracht,
Wenn Liebreiz rings die Felder schmücket,
Die Lieb' aus tausend Rosen blicket,
Aus Sternen ihrer Wonnenacht.

Doch schöner dünkt mir, holder, lieber
Des kleinen Lichtleins blaß Geflimmer,
Wenn sie sich zeigt im engen Zimmer,
Späh' ich in Nacht zu ihr hinüber,

Wie sie die Flechten löst und bindet,
Wie sie im Schwung der weißen Hand
Anschmiegt dem Leibe hell Gewand,
Und Kränz' in braune Locken windet.

Wie sie die Laute läßt erklingen,
Und Töne, aufgejagt, erwachen,
Berührt von zarten Fingern lachen
Und scherzend durch die Saiten springen;

Sie[1] einzufangen, schickt sie Klänge
Gesanges fort, da flieht mit Scherzen
Der Ton, sucht Schirm in meinem Herzen,
Dahin verfolgen die Gesänge.

O laßt mich doch, ihr Bösen, frei!
Sie riegeln sich dort ein und sprechen:
„Nicht weichen wir, bis dies wird brechen,
Damit du weißt, was Lieben sei."

[1] Die Töne der Laute.

38. Phantasus.[1]

Betrübt saß ich in meiner Kammer,
Dacht' an die Not, an all den Jammer,
Der rundum drückt die weite Erde,
Daß man nur schaut Trauergebärde,
Wie Lust und Sang und frohe Weisen
Gezogen weit von uns auf Reisen,
Daß Argwohn, Mißtraun unsre Gäste,
So Furcht wie Angst bei jedem Feste,
Daß jedermann nur frägt in Sorgen:
Wie wird es mit dir heut' und morgen?
Dazu war ich noch schwach und krank,
Mir war so Tag wie Nacht zu lang;
Ich sorgte, was mein Arzt ermessen,
Was ich nicht trinken durft' und essen,
Wie meine Pein zu lindern wäre,
Was mir den Schlaf, die Ruh' nicht störe:
So saß ich still in mich gebückt,
Den Kopf in meine Hand gedrückt,
Als ich, so sinnend, es vernahm,
Daß jemand an die Thüre kam;
Es klopfte, und ich rief: herein!
Da öffnet schnell ein Händelein,
So weiß wie Baumesblüt', herfür
Trat dann ein Knäblein in die Thür,
Das Haupt gekränzt mit jungen Rosen
Die eben aus den Knospen losen[2],
Wie Rosenglut die Lippen hold,
Das krause Haar ein funkelnd Gold,
Die Augen dunkel, violbraun,
Der Leib gar lieblich anzuschaun.
Er trat vor mich und thät sich neigen
Und sprach alsdann nach kurzem Schweigen:
„Wie kömmt's, mein lieber kranker Freund,
Daß Ihr hier sitzt, da Sonne scheint?

---

[1] Personifikation der Phantasie und der romantischen Dichtung, hier als Knabe, in einem ältern Gedicht „Die Phantasie" (1798) weniger passend als alter Mann. — Die Sprache ist absichtlich altertümlich gefärbt.

[2] Das mittelhochdeutsche losen, lauschen, hervorhorchen.

Der Frühling geht umher mit Pracht,
Hat Laub des Waldes angefacht,
Es brennt das grüne Feuer wieder,
Und drein ertönen tausend Lieder,
Die Erde trägt ihr Sommerkleid,
Der Plan erglänzt von Blumen weit,
Es springt der Fisch in blauem See,
Vom Obstbaum hängt der Blütenschnee,
Die lieb= und segenschwangre Luft
Durchspielt in Wogen Kraft und Duft.
Das Kindlein lacht die Blüten an
Aus rotem Mund mit weißem Zahn,
Der Jüngling sieht sein Herz und Lieben
In Blumenschrift mit Glanz geschrieben,
Sich hebt der Jungfrau schöne Brust
In ahndungsvoller Liebeslust,
Der Greis erfrischt die alten Glieder
Und dünkt sich in der Kindheit wieder,
Und jedermann fühlt freudenschwanger
Den dunkeln Wald, den lichten Anger.
Du nur willst sitzen hier gekauert,
In deinen Sorgen eingemauert,
Von Schwermutswolken rings umhängt,
In Not und Zweifeln eingeengt?
Ich kenne dich nicht wieder schier;
Hinaus mach' stracks dich vor die Thür
Und thu' dein menschlich Angesicht
Hinein in holdes Himmelslicht,
Laß nicht die Stirn dir so verrunzeln,
Der Lippen Frische ganz verschrunzeln[1]!
Das Auge, das sonst Strahlen scharf
Von seinem lichten Bogen warf,
Ist tief hinein zum Haupt geschmolzen
Und schießt nur schwer' und stumpfe Bolzen;
Entzweit hat sich dein Mund mit Lachen,
Scherz, Kuß sind ihm wildfremde Sachen,
In deiner gelb verschrumpften Haut
Der Kummer sich im Spiegel schaut;

[1] Von Schrunde (Riß in der Haut); vgl. das alte schrinden, Risse bekommen, bersten.

Nicht, Kreatur, mach' Schand' und Spott,
Der dich geschaffen, deinem Gott!
Schau' aus, als seist nach seinem Bilde
Formieret edel, heiter, milde,
Verbrümmelt[1] nicht und ungelachsen[2],
Als sei'n in dir zusammgewachsen
All' Unkraut, Stacheln, Disteln, Dorn,
Mit Schimmel, Pilzen fest verworr'n;
Frisch auf, laß dich von mir regieren,
Ins Frühlingsreich will ich dich führen."

Er schwang in seiner Rechten zart
Die Tulpenblum' seltsamer Art;
Wie er sie auf und nieder regte,
Ein farbig Feuer sich bewegte,
Und lichte Sterne kreisten, welche
Sich schüttelten aus goldnem Kelche.
Sie flogen wie die Vöglein munter
Mir um das Haupt, herauf, herunter,
Und neckten mich mit Flammenleuchte,
Wie ich auch bang sie von mir scheuchte.
Ich sprach bald zornig: „Wer bist du,
Der mich gestört in meiner Ruh',
Du Knäblein laut, vorwitziglich,
Daß du also bespöttelst mich,
Und willst, weil du ein Kindlein frei,
Daß alle Welt auch kindisch sei?
Ich habe mehr gelernt, erfahren,
Bin auch jetzund was mehr bei Jahren,
Daß Spiel, unnützer Zeitvertreib
Nicht mehr gefallen meinem Leib;
Auch ist umher die ganze Welt
Auf Ernst, Nachdenklichkeit gestellt,
Daß der nur Thor jedwedem scheint,
Der sich nicht höherm Zweck vereint;
Du aber, Knäblein, bist inmitten
Der Bildung nicht mit fortgeschritten,

1 Zum Brummen geneigt, verdrießlich.

2 Ungeschlacht.

Meinst noch, daß man nach Blum' und Kraut
Und all den Kinderei'n ausschaut;
Das hält man jetzt für Rauch und Dunst;
Mein Sohn, die Zeit ist nicht wie sunst."

Der Knabe lacht', daß sich das Gold
Der Locken ineinander rollt,
Und sprach: „Sonst hast mich wohl gekannt,
Ich bin der Phantasus genannt,
Heimatlich war ich sonst bei dir,
Dein Spielgefährte für und für.
Als du mich noch am Herzen hegtest
Und väterlich und freundlich pflegtest,
Da war dein Sinn anders gestellt;
Mit dir zufrieden und der Welt,
War dir die Arbeit Lust und Scherz,
Frisch und gesund dein junges Herz."

„Mein Auge", sprach ich, „ist wohl blind;
Du also bist dasselbe Kind,
Das täglich Blumen mir gebracht,
Holdseliglich mich angelacht,
Das mir verscherzt die muntern Stunden,
Vielfältig Spielzeug mir erfunden?
Seitdem bist du von mir entwichen
Und anderwärts umher gestrichen,
Da kamen Ernst, Vernunft, Verstand
Und gaben mir in meine Hand
Der Bücher viel und mancherlei
Voll tiefen Sinns, Philosophei,
Ich strebte, mich aus rohem Wilden
Zum wahren Menschen umzubilden;
Drauf ich auch zur Geschichte kam,
Die Not der Welt zu Herzen nahm,
Die Chronikbücher unverdrossen
Hab' ich in Nächten aufgeschlossen;
Die Vorzeit stieg zu mir herüber,
Und immer ernster ward's und trüber;
Bald schien mich an ein flüchtig Blitzen,
Dann glaubt' ich Wahrheit zu besitzen,

Dann kam die Dämmrung, faßt' es wieder
Und taucht' es in die Finstre nieder;
Die Nacht ward wieder Lichtes schwanger,
Das neue Licht macht' mich noch banger,
Wohl ahndend, daß, wenn's ausgegoren,
Die Finstre neu draus wird geboren:
So wies Histori mir nur Not,
Zum Leben auch nur Grab und Tod,
Das Schöne stirbt, der Glanz löscht aus,
Das Irdisch-Schlechte baut sein Haus
Und spricht von seinem Felsenthron
Den hohen Göttersöhnen Hohn;
Natur hab' ich ergründen wollen,
Da kam ich gar auf seltsam' Schrollen[1],
Verlor mich in ein steinern Reich,
Ich glaubte all's, nichts doch zugleich,
Wollt' Pflanz', Metall und Stein verstehn,
Mußt' mir doch selbst verloren gehn,
Hatt' viel Kunstworte bald erstanden,
Ich selbst gekommen nur abhanden,
Um endlich wieder zu gelangen
Noch dummer, wo ich ausgegangen:
Vielleicht weil du, mein Sohn, gefehlt,
Hab' ich in Angst mich abgequält;
Verstehst du wohl die alten Schriften,
Wandelst wohl auch auf Weisheitstriften?
Doch still, ich will dich jetzt nicht plagen;
Komm, laß uns in den schönen Tagen
So spielen, wie wir sonst gepflogen,
Wenn du mir etwas noch gewogen."

Der Kleine schmeichelt sich an mich,
Drückt' an mein Knie mit Lächeln sich,
Wandt' sich hieher und dorthin nun,
Fast wie die jungen Kätzlein thun.
Da gehn wir aus dem Haus, und warm
Nimmt Sommer mich in seinen Arm;
Die Lerch' in Lüften jubiliert,
Hänfling und Drossel musiziert,

[1] Schrullen, fixe Ideen, Grillen.

Das Grün schmiegt sich um Plan und Hügel,
Der Schmetterling wiegt Purpurflügel,
Die Blumen rot, braun, gold und blau
Stehn dicht gedrängt auf grüner Au',
Die Bienen summen lustig, nippen
Den Honigseim von Blumenlippen,
Duft, rötlich Glanz kreucht aus dem Baum,
Hängt von dem Zweig, ein süßer Traum.
„Wie ist", sprach ich, „die Welt so bunt,
Von neuem tönt und schwatzt der Mund
Der kind'schen Quellen, Frühlings Hand
Nahm von den Zungen ab das Band,
Das Winter jährlich um sie legt,
Daß sich kein lautes Wörtchen regt,
Die Sommergäst' auch sind im Schalle
Ins Land zurückgekommen alle."

Indem wand sich den Buchenhain
Vom Plane ab der Weg hinein,
Der Glanz mit Grün schön war gemischt,
Die stille Luft vom Wind erfrischt,
Die wilden Tauben hört' ich girren,
Zeisig und Fink in Nestern schwirren,
Ein Duft süß aus den Bäumen floß,
Ein Rieseln sänftlich sich ergoß
Aus Tannenbäumen, die vom Winde
Sanft angespielt erklangen linde;
Das all war meinem kranken Leben
Als Labsal und Arznei gegeben.
„Wo sind wir, Liebster?" rief ich aus;
„Sei mir gegrüßt, du grünes Haus.
Gegrüßt, ihr frischen Bogengänge,
Willkommen mir, ihr Waldesklänge!
Ich war noch nie in den Revieren;
Sprich, wohin willst du mich denn führen?"
Er sagte nichts, nur freundlich winkt
Sein Aug', das mir ins Auge blinkt.
Einsamer ward der dichte Hain,
Gespaltener des Lichtes Schein,
Der sich in Gattern um uns legte

Und mit des Luftes Zug bewegte[1];
Da hört' ich Wild von ferne schrein,
Da sangen fremde Vögel drein
Mit wundersamem Ton, es klangen
Viel Bächlein, die aus Felsen sprangen,
Wie Schatten zog es her und hin,
Ein Schauer flog durch meinen Sinn.
Nun war's, als hört' ich Kinder plaudern,
Hin lief ich ohne länger Zaudern;
Und als ich nach dem Ort gekommen,
Von wo ich erst den Ton vernommen,
Da that sich auf des Waldes Dunkel,
Und vor mir lag ein hell Gefunkel;
Rot sah ich wilde Nelken blühn,
Samt lichten Sternen von Jasmin,
Und duftend Kraut Jelängerlieber,
Das rankte eine Grott' hinüber,
An die sich hoch der Epheu schlang,
Und aus der Höhle kam Gesang.
Da schaut' ich in den Fels hinein,
Dort saß ein Bild mit lichtem Schein,
Güldnes Gewand den Leib umfloß,
An den sich Spang' und Gürtel schloß,
Das Antlitz bleich, entfärbt die Wange,
Sie schien in Furcht und Zittern bange
Und schloß sich an ein Mannsgebild,
Das schaute aus den Augen wild,
Doch lächelt' er mit Freundlichkeit:
Er war in schwarz Gewand gekleid't,
Ein dunkles Haar hing um das Haupt,
Er trug, von wildem Wein umlaubt,
Den güldnen Stab in seiner Hand;
Geflochten war um sein Gewand
Epheu und Tannenzweig' in Kränzen,
Wozwischen rote Rosen glänzen;
Er sprach und sang der Schönen vor
Und flüsterte ihr oft ins Ohr.

---

[1] Der Lichtschein bewegt sich, weil die Blätter der Bäume, durch die er wie durch ein Gitter fällt, vom Winde hin und her getrieben werden. — Der Luft, altertümlich als Maskulinum gebraucht.

Da fragt' ich: „Kind, wer sind die beide?"
Der Knabe sprach: „Im schwarzen Kleide
Der ist der Schreck, von Märchen, alten,
Beschreibt er gern die Schau'rgestalten;
Das Mägdlein da im lichten Kleid
Ist meine liebe Albernheit,
Sie ängstet sich, und um so gerner
Hört sie den andern reden ferner,
Sie fürchtet sich vor dem Erschrecken,
Läßt sich doch spielend davon necken,
Sie lächelt, und vor Schauder weint
Ihr Lachen, das in Thränen scheint,
Sie freut sich und wird voraus bleich,
So spielt sie mit dem Geisterreich;
Wenn Schreck ihr sagt: ‚Nun sprech' ich, jetzt,
Was dich recht durch und durch entsetzt!'
Dann bittet sie: ‚So schweige lieber —
Nein', spricht sie dann, ‚erzähl' es, Lieber!'
Nun rauscht der schwarze Tannenhain,
Dann weinen Felsenbäche drein,
Sie meint, sie stirbt vor Angst und Schmerz
Und drückt dem Schreck sich fest ans Herz."

Da sah ich einen Kleinen gaukeln
Und sich in allen Blumen schaukeln,
Ein herzigs Kind, das auf und nieder
Im Tanze schwang die zarten Glieder;
Bald klettert' es in Epheuranken
Und ließ sich kühn vom Winde schwanken,
Bald stand oben am Fels der Lose
Und duckte sich in eine Rose,
So eilig, daß der Stengel knickte,
Wie er sich in die Röte bückte,
Dann fiel er lachend auf die Au'
Und war benetzt vom Rosentau:
In Blättern, aus Jasmin gezogen,
Beschifft' er dann des Baches Wogen
Und bracht' als Kriegsgefangne heim
Die Bienen mit dem Honigseim;
Dann sucht' er Muscheln sich im Sande

Und Stein' und Kiesel vielerhande[1],
Und putzte drin das Felsenhaus
Mit vielen art'gen Schnörkeln aus;
Auf einmal ließ er alles liegen
Und schien durch Lüfte schnell zu fliegen,
Nun auf dem höchsten Tannenbaum
Stand er und übersah den Raum,
Mit Riesenstärke bog er dann
Des Baumes Wipfel auf den Plan
Und ließ ihn dann zurücke schießen;
Des Baches Wogen mußten fließen
In Wasserfällen laut und brausend,
Der mächt'ge Wald dazwischen sausend,
Ein furchtbar Echo, das von oben
Hin durch den Thalgrund sprach mit Toben,
Dazu des Donners Krachen viel,
Schien alles ihm nur Harfenspiel.
Er selbst, der erst ein kleiner Zwerg,
War jetzt großmächtig wie ein Berg
Und sprang so schnell wie Blitzes Lauf
Zur Höhe des Gebirgs hinauf,
Riß aus der Wurzel mächt'ge Felsen,
Die ließ er sich zum Thale wälzen
Mit lautem Donnern, furchtbar'm Krachen,
Das machte ihn von Herzen lachen,
Wie sie im Pürzen[2], Springen, Kollern,
So ungeschlacht zur Ebne schollern[3],
Wie sie die nackten Hauer fletschen
Und Wald und Berg im Sturz zerquetschen.
Da war ich bang und furchtsam fast,
Ich sprach: „Wer ist der schlimme Gast,
Der erst, ein Kindlein, thöricht spielte,
An Bienen nur sein Mütlein kühlte,
Ein Tandmann[4] schien, doch nun erwachsen
So ungeheuer, ungelachsen[5],

[1] Mancher Art; vgl. allerhand.
[2] Purzeln, burzeln.
[3] Schollenweise fallen, abwärts rollen.
[4] Possenreißer, Lustigmacher (besonders im Puppenspiel).
[5] Vgl. S. 50, Anmerkung 2.

Daß kaum noch so viel Kraft der Welt,
Daß sie ihn sich vom Halse hält?" —
„Das ist der Scherz", so sprach mein Freund,
„Dem groß und klein dasselbe scheint;
Oft ist er zart und lieb unschuldig,
Doch wird er wild und ungeduldig,
So fühlt er seinen Mut, den frechen,
Und all's muß biegen oder brechen." —
„Kann man nicht", fragt' ich, „Sitt' ihm lehren?" —
„Das hieß' ihn nur", sprach er, „verkehren,
Er acht't kein noch so klug Gebot
Und schreit nur: ‚Das thut mir nicht not!'
So lassen sie ihm seinen Willen." —
Da schlug urplötzlich aus dem Stillen
Der Sang von tausend Nachtigallen,
Die ließen ihre Klage schallen,
Und aus dem grünen Waldesraum
Erglänzt' ein leuchtend goldner Saum
Von Purpurkleidern, die erbeben
In Glut, wie sich die Glieder heben
Vom schönsten weiblichen Gebilde;
Sie schritt nun lächelnd zum Gefilde
Und kam aus dunkelm Wald hervor
Wie Sonne durch des Morgens Thor,
Das goldne Haar in Wellen fließend,
Das lichte Aug' die Welt begrüßend,
Das rote Lächeln Wonne streuend,
Des Leibes Glanz rings allerfreuend;
So wie die Augen leuchtend gingen,
Die Blumen ihre Blüt' empfingen,
Das Gras ward grüner, Wonnebeben
Schien Stein und Felsen zu beleben,
Die Wasser jauchzten, und im Innern
Bewegt' ein seliges Erinnern
Der Erde allertiefstes Herz,
Demant erwuchs und Goldeserz.
„Wer ist", fragt' ich, „die dort regiert,
So zart und edel gliedmasiert,
Die Klare, Holde, Minnigliche?
Nenn' ihren Namen, Knabe, sprich!" —

„Dir ist es also nicht bewußt",
Sprach Phantasus, „in deiner Brust,
Was Tier' und Pflanzen, Stein' empfinden?
Ich muß dir ihren Namen künden?
Die Lieb' ist sie!" Und alsobald
Kannt' ich die göttliche Gestalt,
Ich sprach im Flehn zu ihr: „Demütig
Komm' ich zu dir, o sei mir gütig!
Wie du die ganze Welt beglückst,
In jedes Herz die Wonne schickst,
Gedenke mein, laß nicht mein Leben
Als liebeleeren Traum verschweben."
Gebietend hob sie auf die Hand,
Da kamen aus dem grünen Land,
Von Bergen, aus dem niedern Thal
Die Geister wimmelnd ohne Zahl,
Aus Bächen huben sie sich schnell
Und leuchteten von Schimmern hell,
Die Bäume thaten all' sich auf,
Es sprangen vor mit munterm Lauf
Die zarten Elfen, und aus kleinen
Blümlein wollten sie auch erscheinen,
Gar fein gestalt', in Farben bunt:
Da sang ein tausendfacher Mund
Der hohen Göttin Lob und Dank,
Gar wundersam war der Gesang,
Sie sonnten sich in ihrem Lächeln,
Berauscht von ihres Otems Fächeln.
Da wandt' sich Phantasus zu mir:
„Nun, Werter, wie gefällt's dir hier?"
Ich wollte sprechen: „Seliglich
Dünkt mir dies Leben sicherlich" —
Doch nahm der allergrößte Schreck
Mir plötzlich Stimm' und Otem weg:
Was ich für Grott' und Berg gehalten,
Für Wald und Flur und Felsgestalten,
Das war ein einzigs großes Haupt,
Statt Haar und Bart mit Wald umlaubt;
Still lächelt er, daß seine Kind
In Spielen glücklich vor ihm sind,

Er winkt, und ahndungsvolles Brausen
Wogt her in Waldes heil'gem Sausen;
Da fiel ich auf die Knie nieder,
Mir zitterten in Angst die Glieder,
Ich sprach zum Kleinen nur das Wort:
„Sag' an, was ist das Große dort?" —
Der Kleine sprach: „Dich faßt sein Graun,
Weil du ihn darfst so plötzlich schaun;
Das ist der Vater, unser Alter,
Heißt Pan[1], von allem der Erhalter." —

Ein mächt'ger Schauder faßte mich,
Mit Zittern schnell erwachte ich,
Und so bewegt von dem Gesicht
Verkünd' ich's euch, verschweig' es nicht.

39. An Stella[2] im Herbst 1813.

Wir hatten Freiheit, Vaterland verloren,
Dahin der deutsche Sinn, die höchsten Rechte;
Dem fremden Wahn gehorchten Fürsten, Knechte,
Die Bessern schalt der Lug Verräter, Thoren!

Da ward aus Nacht ein schöner Tag geboren,
Der Himmel sprach zum zagenden Geschlechte,
Er selber kämpft' in jeglichem Gefechte,
Des Heil'gen Sieg hat Schar für Schar beschworen.

Nur in Gebeten kämpfen schwache Frauen
Zu Seiten ihrer tapfern Brüderscharen,
Sie nach dem Sieg mit Eichengrün zu kränzen.

[1] Die den Romantikern geläufige groteske Anschauung, nach welcher die Natur selbst ein riesiges, beseeltes Wesen mit einem ungeheuern Menschenantlitz ist, lehnt sich an Vorstellungen der griechischen Mythologie an, in der Pan nicht nur als ländlicher Herdengott, sondern auch als der geheimnisvolle große Naturgeist aufgefaßt ward, dessen plötzlich in der stillen Natur ertönende Stimme die Menschen mit unerklärlichem Schauer (dem „panischen" Schrecken) erfüllt.

[2] Wer unter dieser Stella gedacht ist, war nicht zu ermitteln.

Wohl sind Gestirne, die ermunternd glänzen,
Die deutschen Mädchen, die dem Schönen, Wahren,
Die unserm Heil so groß, wie du, vertrauen.

40. An einen Liebenden[1] im Frühling 1814.

Wonne glänzt von allen Zweigen,
Mutig regt sich jedes Reis,
Blumenkränz' aus Bäumen steigen,
Purpurrot und silberweiß.

Und bewegt wie Harfensaiten
Ist die Welt ein Jubelklang,
Durch der Welten Dunkelheiten
Tönt der Nachtigall Gesang.

Warum leuchten so die Felder?
Nie hab' ich dies Grün gesehn!
Lustgesang dringt durch die Wälder,
Rauschend wie ein Sturmeswehn.

Sieg und Freiheit blühn die Bäume,
Heil dir, Vaterland! erschallt
Jubelnd durch die grünen Räume,
Freiheit! braust der Eichenwald.

Hoch beglückt, ja hoch gesegnet,
Wem in diesem Lustgefild'
Liebesglück noch hold begegnet
Und die letzte Sehnsucht stillt.

41. Des Mädchens Plage.

Was halt' ich hier in meinem Arm?
Was lächelt mich an so hold und warm?
Es ist der Knabe, die Liebe!

[1] Ohne Zweifel Tiecks Freund Karl Wilhelm Ferdinand Solger, der sich 1813 mit Henriette von Gröben verheiratet hatte und mit ihr in glücklichster Ehe lebte.

Ich wieg' ihn und schaukl' ihn auf Knie und Schoß,
Wie hat er die Augen so hell und groß!
O himmlische, himmlische Liebe!

Der Junge hat schön krausgoldenes Haar,
Den Mund wie Rosen hell und klar,
Wie Blumen die liebliche Wange;
Sein Blick ist Wonne und Himmel sein Kuß,
Red' und Gelach' Paradiesesfluß,
Wie Engel die Stimm' im Gesange.

„Und liebst du mich denn?" — Da küßt er ein Ja!
Und wie ich ihm tief in die Augen nun sah,
Da schlägt er mir grimmige Schmerzen;
„O böses Kind! ei, wie tückisch du!
Wo ist deine Milde, die liebliche Ruh'?
Wo deine Sanftmut, dein Scherzen?"

Nun geht ein süß Lächeln ihm übers Gesicht:
„Ich liebe dich nicht! ich liebe dich nicht!"
Da setz' ich ihn nieder zu Füßen.
„O weh mir!" so ruft nun und weinet das Kind,
„Du Böse, o nimm mich auf geschwind,
Ich will, ich muß dich küssen."

Ich heb' ihn empor, er schreiet nur fort,
Er hört auf kein liebkosendes Wort,
Er spreitelt[1] mit Beinen und Händen:
Mich ängstiget und betäubt sein Geschrei,
Mich rühren die rollenden Thränen dabei,
Er will die Unart nicht enden.

Und größer die Angst und größer die Not,
Ich wünsche mir selbst und dem Kleinen den Tod,
Ich nehm' ihn und wieg' ihn zum Schlafe:
Und wie er nur schweigt, und wie er nur still,
Vergess' ich, daß ich ihn züchtigen will,
Meine Lieb' seine ganze Strafe.

---

[1] Zappelt.

Da schlummert er süß, es hebt sich die Brust
Vom lieben Atem, ich sätt'ge die Lust
Und kann genug nicht schauen:
Wie ist er so still? Wie ist er so stumm?
Er schlägt nicht und wirft sich nicht wild herum,
Er tobt nicht! es befällt mich ein Grauen.

O könnte der Schlaf nicht Tod auch sein?
Ich weck' ihn mit Küssen; nun hör' ich ihn schrein,
Nun schlägt er, nun kost er, meine Wonne, mein Sorgen,
Dann drückt er mich an die liebliche Brust,
Nun bin ich sein Feind, dann Freund ihm und Lust: —
So geht's bis zum Abend vom Morgen.

42. An die Verständigen.[1]

Dunkel ist die Zeit gestaltet,
Und mit wunderlichen Gnomen,
Spuk und albernen Phantomen
Wird hantieret und geschaltet;
Auch das Schöne scheint veraltet;
Lieb' erlischt und Glanz des Maien.
Kommt denn, ihr Verständ'gen, Freien,
Aus dem Druck und langen Dunkeln
Dahin, wo uns Lichter funkeln,
Wo wir uns der Sonne freuen!

[1] Verdrießlich über die rücksichtslosen und verworrenen Bestrebungen der jungdeutschen Litteraten, fordert der Dichter seine Freunde auf, sich mit ihm in das lichte Reich des Schönen zu flüchten.

Der Abschied.

Ein Trauerspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Karl Waller.	**Ramstein.**
Luise, seine Gattin.	Ein Aufwärter.

Die Szene ist in einer kleinen Landstadt.

Einleitung des Herausgebers.

Tiecks erste dichterische Versuche sind dramatische Exerzitien. Als Sechzehnjähriger schrieb er (1789) die liebenswürdigen Szenen „Die Sommernacht", in denen er dem Genius Shakespeares seine erste, kindliche Huldigung darbrachte; dann folgten fünf vollendete Schauspiele und der Anfang eines sechsten, alle im Jahre 1790. Und nach einer kaum zweijährigen Pause gelingt ihm, gegen Ende 1792, bereits das technisch Vollendetste, was seine ganze dramatische Thätigkeit aufzuweisen hat: der im zwanzigsten Lebensjahre stehende Göttinger Student schreibt das zweiaktige Trauerspiel „Der Abschied". Der Anlaß dazu kam von außen her. Des Dichters Freund Bernhardi in Berlin, der als Dilettant zuweilen Komödie spielte, forderte ihn auf, „ihm eine Tragödie von zwei, höchstens drei Personen zu senden"[1], und Tieck lieferte das genannte Stück, das sich als ein bürgerliches Trauerspiel darstellte. Ob es aufgeführt wurde, ist nicht bekannt; wohl aber fand es den lebhaften Beifall der Berliner Freunde. Köpkes Bericht, daß Bernhardi das Stück für sein Werk ausgegeben habe, wird widerlegt durch eine Stelle in einem Briefe Wackenroders[2], an der dieser schreibt, er habe „das kleine Drama", das Tieck an Bernhardi geschickt, noch nicht lesen können, weil letzterer es „einem neuen hiesigen Buchhändler, Nauke, zur Probe Deines Stils geliehen hat", und durch eine andre[3], an der er dem Freunde versichert, Bernhardi habe sich nie der von Tieck erwähnten List bedient, das Drama für sein Werk auszugeben. — Das Stück blieb ziemlich lange Manuskript; erst 1797[4] ließ es der treue Wackenroder drucken, um den auf einer Reise begriffenen Freund zu überraschen.

---

[1] Vgl. „Schriften", Bd. 1, S. XXXVII, und Köpke, „Ludwig Tieck", Bd. 1, S. 153.

[2] „Briefe an Ludwig Tieck", Bd. 4, S. 245 (Januar 1793).

[3] A. a. O. S. 263 (5. März 1793).

[4] Der Titel lautet: „Der Abschied. Ein Trauerspiel in zwey Aufzügen. Berlin, bei Langhoff 1798"; Wackenroder starb aber schon Anfang 1798.

Das älteste Urteil, das uns über den „Abschied“ erhalten ist, ist das Wackenroders, der im Januar 1793 von Berlin aus an den Verfasser schrieb[1]: „Du hast mir wieder eine sehr glückliche Stunde gemacht, hast mich ganz hineingezaubert in die Zeiten, da wir noch hier zusammen lebten und zusammen empfanden.... Ich fühl' es, ich fühl' es, wie alles aus dem Strom der Empfindung eines vollen Herzens geschöpft ist. Wovon soll ich anfangen? Es hat mich gerührt, entzückt! Ganz in dem Goetheschen Geist des Werthers, der Ste a, gedichtet! Ganz Gemälde, treustes Gemälde der erhabenen, ätherischen und schwärmerischen Gefühle, die wir so manches Mal in den Stunden der Seligkeit miteinander wechselten. Hast Du bei der Stelle, wo Luise das von ihrem Geliebten komponierte Lied: ‚Wie war ich doch so wonnereich‘, spielt, an mich gedacht, so dank' ich dir: glücklich fühl' ich mich, wenn mein Andenken Dich in solchen Stunden umschwebt. Wie lautere Natur ist Ramstein!... Wie unnachahmlich die zwei Szenen zwischen Luise und Ramstein! Wie wahr der glühende und kochende Ehemann! Wie wahr die lenkbare Schwachheit des weiblichen Charakters! Überall die feinsten Züge verstreut!... Vielleicht hätte das Ende etwas besser ausgearbeitet sein können; und noch gewisser wage ich zu behaupten, daß zuweilen der Dichter die Personen noch immer mehr von ihrer Empfindung sprechen, als sie, ihrer Empfindung gemäß, sich ausdrücken läßt. Doch der Glanz des Ganzen verschlingt diese Flecken. Wärst Du hier, wir wollten's zusammen lesen, und jeden Augenblick würde ich Dir mein Entzücken zu erkennen geben. Aber so kann ich nichts auszeichnen, es ist zu viel, und ich bin zu voll. O laß doch die Reimerei[2] sein! Hier ist Dein Wirkungskreis, im Feld des Tragischen und der trüben Melancholie.“ Bei aller Überschwänglichkeit begibt sich Wackenroder doch, wie man sieht, durchaus nicht der Kritik; die tadelnde Bemerkung, daß die Personen zuweilen mehr von ihrer Empfindung sprechen, als die Empfindung einfach ausdrücken, ist fein und zutreffend. Aber auch sein Lob ist nicht unbegründet, und die neuere Kritik hat ihm recht gegeben. Während ein Rezensent der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek“[3] durchaus nichts Anziehendes in dem „schwülstigen Trauerspiele“ finden konnte, und noch Köpke das wenig beachtete Drama zu den „minder bedeutenden Kleinigkeiten“ rechnet,

---

[1] „Briefe an Ludwig Tieck“, Bd. 4, S. 255 f.

[2] Bezieht sich auf eine halb in Prosa, halb in Versen abgefaßte, uns nicht erhaltene Erzählung Tiecks „Der Roßtrapp“, die Wackenroder auf das schärfste getadelt hatte.

[3] Band 43 (1799), S. 85 f.; Verfasser war Hofrat Pockels in Braunschweig.

urteilt Haym[1] darüber folgendermaßen: „Auf dem kleinen Raum, in welchem das Stück spielt, hat Tieck alle Sorgfalt und alle Geschicklichkeit — mehr als das, hat er alle dramatische Kraft und Leidenschaft, deren er fähig war, versammelt. Das Feuer dieser Leidenschaft ist wohl auch hier mehr gemaltes als wirkliches Feuer — aber er versteht doch zu malen! Die Verwickelung, die er diesmal darstellt, ist wieder zu sehr durch die willenlose Weichheit der Handelnden, durch ihr Blut und Temperament bedingt, aber sie ist doch einfach und menschlich verständlich. Die Stimmungen, die sich daraus ergeben, sind nicht nur bloß phantasierte Reflexionsstimmungen; der Fehler besteht hauptsächlich nur darin, daß sie zu sehr ins Dunkle schattiert sind, daß sie zu sehr wieder in jene ratlose Melancholie hinein klingen, die nur in der eignen Gemütslage des Dichters individuelle Wahrheit und Berechtigung hatte. Es ist wesentlich eine Stimmungstragödie. Die Luft ist schwül und bang, die Beleuchtung düster und grausig. Der rückkehrende Geliebte vor allem ist eine finstre, hypochondrische Figur." Vor dem zuletzt ausgesprochenen Tadel zwar möchten wir den Dichter in Schutz nehmen, da die trübe Stimmung Ramsteins genügend motiviert ist und die Luft erst mit dessen Auftreten schwül wird; einen andern wunden Punkt des Stückes aber, den auch Haym hervorhebt, hat Tieck selbst in spätern Jahren[2] aufgedeckt: es ist jene bedenkliche Auffassung des Tragischen, die schon an das spätere Schicksalsdrama erinnert. „An ein Bild, Messer, selbst an einen Apfel war etwas Verhängnisvolles geknüpft, was, durch die Erfüllung der Vorahndung zum Orakelmäßigen erhoben, eine tragische Wirkung hervorbringen sollte." Und daß die ganze Vorgeschichte des Stückes auf einem „Ohngefähr, einem unglücklichen Mißverstand" beruht, wirkt peinlich, obschon nicht so stark, als wenn das rein Zufällige vor unsern Augen geschähe, wie in den Schicksalsdramen seit Werner. An einer andern Stelle weist Tieck auf das Drama hin, aus dem er unzweifelhaft jene fatalistische Anschauung geschöpft hatte. Es war das einaktige Schauspiel „Blunt oder der Gast" von Karl Philipp Moritz, das 1782 zu Berlin erschienen war und dessen Verfasser ihm persönlich nahe stand. Die Vorlage dieses Stückes ist eine 1737 gedichtete dreiaktige Tragödie „Die verhängnisvolle Neugierde" von dem Engländer George Lillo (1693—1739). Zwei in der äußersten Dürftigkeit lebende Eheleute nehmen hier einen Fremden, der sie um ein Nachtlager bittet, bei sich auf, ermorden ihn aber, um

[1] „Die romantische Schule", S. 40.
[2] „Schriften", 11. Bd., S. XXXVIII.

sich seines Geldes zu bemächtigen, wobei sich denn zuletzt herausstellt, daß der Ermordete ihr Sohn ist. Vergleicht man die Brutalität dieses Stoffes mit den Voraussetzungen, auf denen sich Tiecks „Abschied" aufbaut, so wird man zugeben, daß letztere weit weniger verletzend sind, da sie dem freien Empfinden und Handeln der Personen einen viel größern Spielraum lassen. Der Litteraturkundige aber erkennt, daß jenes Trauerspiel Lillos oder die Moritzsche Umarbeitung die Quelle war, aus der 1809 Zacharias Werner seinen „Vierundzwanzigsten Februar" schöpfte, die erste eigentliche Schicksalstragödie von litterargeschichtlicher Bedeutung, insofern sie eine lange Reihe Dramen, die von ähnlichen roh fatalistischen Anschauungen erfüllt waren und mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden, hervorrief. Tiecks zartere Dichtung, auf die außer der von Wackenroder citierten „Stella" auch Goethes „Clavigo", Lessings „Sara Sampson" und Schillers „Kabale und Liebe" deutlich eingewirkt haben, blieb dagegen ebenso wie sein 1797 zum erstenmal gedrucktes Ritterschauspiel „Karl von Berneck", in dem allerdings der Schicksalsspuk in ganz plumper Gestalt auftritt, dem größern Publikum unbekannt. Erst im zweiten Bande der „Schriften" erlebte „Der Abschied" 1828 seine litterarische Auferstehung, aber auch jetzt ohne gebührend beachtet zu werden, obwohl er durchaus bühnengerecht ist und an poetischem Gehalt die meisten der Stücke weit übertrifft, die in den zwanziger und dreißiger Jahren laute Erfolge errangen. Daß Tieck selber in Dresden niemals die Aufführung eines seiner größern romantischen Dramen veranlaßte, ist begreiflich; daß er aber auch die Bühnenwirksamkeit dieses kleinen Jugendwerkes sich nie erproben ließ, müßte wundernehmen, wenn nicht die vornehme Zurückhaltung des Dichters in diesem Punkte bekannt wäre und wenn er nicht selbst die Verkehrtheit der Schicksalstragödie unermüdlich an den Pranger gestellt hätte, als deren Vorläufer vor dem Publikum zu erscheinen, er billig Bedenken trug.

Erster Aufzug.

Wallers Zimmer, klein und niedlich, mit mehreren Thüren. Auf der linken Seite steht ein Klavier, über welchem das Bildnis eines jungen Mannes hängt.

Erster Auftritt.

Luise (kommt durch die Hinterthür herein, geht nach dem Klavier und sucht ihr Strickzeug; sie geht zurück und bleibt in der Thür wieder stehen). Ist mir doch, als hätt' ich noch etwas vergessen! — Und doch wüßt' ich nicht, was! (Sie kömmt zurück.) Den Hut? — Nein, den wollt' ich nicht. (Sie steht vor dem Gemälde still, betrachtet es und greift auf dem Klavier unwillkürlich einige Töne.) Das Klavier ist auch verstimmt; mein Karl wird sich schon die Mühe wieder geben müssen. — — Ich weiß auch gar nicht, warum ich dies Bild hier hängen lasse; es macht mir das ganze Zimmer zu enge. — Ich kann es nicht wegnehmen, es ist das einzige, was ich von ihm noch habe, — ich seh' es gern — — du lächelst mich an, Ferdinand? Noch ganz so wie damals? — es hat sich viel seitdem geändert! Viel! Und doch war eine Zeit, wo ich mir den Gedanken nicht denken konnte, eines andern Gattin zu sein, — es war damals so manches anders als jetzt, — es konnte, es sollte nicht sein. — Bin ich denn nicht glücklich? — Und er hat mich ja vergessen, — ich bleibe ein unkluges Kind, daß mein Herz noch immer so an ihm hängt. (Sie hört den eintretenden Waller, läßt rasch den Blick fallen und fängt ein rauschendes Allegro an.)

Zweiter Auftritt.

Luise. Waller.

Waller. Ei, so in Eifer, Luise?

Luise (die zu spielen aufhört). Das Klavier ist schon wieder verstimmt, Lieber.

Waller. Nichts weiter? Ist keine Saite gesprungen? — Denn du warst wirklich in Begeisterung.

Luise. Nicht doch — —

Waller. Du hast dich aus dem Garten weggestohlen.

Luise. Ich hatte mir nur meine Arbeit geholt, ich wollte eben zurückkommen.

Waller. Ich werde leider bald ausgehn müssen.

Luise. Ausgehn? Es ist ein so schöner Herbstabend. —

Waller. Die Sache ist nicht unwichtig, — der Prozeß des armen Lindner, — du weißt es ja, — wegen des Weinbergs, um den ihn der reiche Geizhals dort betrügen will —

Luise. Dann will ich dich nicht abhalten, — der arme, alte Mann, — versäume ihn ja nicht.

Waller (sie küssend). Gewiß nicht. — Liebe, mitleidige Seele; — du hast doch immer einen kleinen Hang zur Schwermut. Du betrachtetest eben das Bild sehr traurig, als ich hereinkam.

Luise. Ich? —

Waller. Ich bemerkte es wohl. Dies Gemälde macht dich wirklich melancholisch, — häng' es in das Nebenzimmer.

Luise. Laß es! Diese Melancholie ist mir sehr angenehm; — es ist eine gewisse Wehmut, in die mich dies Porträt meines verstorbenen Bruders versetzt, — ich denke dabei an meine Kinderjahre zurück. — Laß es immer, es ist ja das einzige, was ich von ihm übrigbehalten habe. — Du hast mir schon oft gesagt, ich möchte es wegnehmen, — wie kann es dir mißfallen, wenn ich es zuweilen mit einiger Rührung betrachte?

Waller. Mißfallen, Luise? Wie könnte mir an dir etwas mißfallen? — Aber ich weiß nicht, — es ist wirklich eine sonderbare Grille, — sieh, ich wollte, dein Bruder hätte sich in einer andern Stunde malen lassen. — Es ist ein schönes, ein ausdrucksvolles

Gesicht, sein Auge, seine Stirn kündigt den denkenden Mann an, — aber keiner von den Zügen in dem Bilde, die ich an dir so sehr liebe. — Es gibt viele Gesichter, die mich auf eine seltsame Art von jeder Vertraulichkeit zurückschrecken, die immer noch etwas Fremdes behalten, wenn man sie auch seit Jahren kennt, — dies Bild gehört zu diesen Leuten. — Sieh, diese Falte um den Mund, — sie hat so etwas Zurückstoßendes, — nichts Boshaftes, — aber eine gewisse so feststehende Kälte, daß es scheint, als könnte sie sich von keiner Rührung, von keinem Lächeln hinwegschmelzen lassen.

Luise. Du bist doch auch in allen Sachen Schwärmer, lieber Karl.

Waller. Ich gestehe, daß es bloße Grille ist, und darum laß es nur! — Sollte ich auch so früh schon mit dir zu streiten anfangen? Die ersten, goldnen Tage unsrer Ehe sind ja kaum verflossen, — nicht wahr, Luise, wir müssen kein schlimmes Beispiel geben?

Luise. Freilich nicht, Karl. — Sollten wir jemals weniger glücklich sein, als wir es jetzt sind?

Waller. Gewiß nicht, Luise, — wenn du dich nur nie unglücklich fühlst.

Luise. An deiner Brust ewig nicht.

Waller. Wirst du in unsrer ländlichen Einsamkeit auch nie die große Welt vermissen, Luise?

Luise. Die große Welt? — War es nicht von jeher mein Lieblingswunsch, auf dem Lande, nur der schönen Natur und dir zu leben? — Die kleine große Welt[1], wo man sich ewig in einem Zirkel von Langeweile, Affektation und schalen Komplimenten herumdreht, — ach nein, ich fühle, es ist hier besser, mir bleibt nichts zu wünschen übrig.

Waller. Auch ich, Luise, auch ich fühle mich ganz glücklich. — Ich habe den ganzen Tag über schon so süß geträumt, ich habe mir unser ganzes Leben so reizend gedacht. — Wir leben hier

---

[1] „Wie klein, wie armselig ist diese große Welt!" Tellheim in Lessings „Minna von Barnhelm", V, 9.

nun den einen Tag so wie den andern, in einer schönen, ununterbrochenen Einförmigkeit; unser Garten, alle die schönen Gegenden umher, werden uns nach und nach bekannt, wie wir uns selbst, — Luise, Kinder hüpfen um uns her, eine Quelle der Freude öffnet sich nach der andern, — Enkel; — mit Falten in der Stirne, vor Alter zitternd, gehn wir dann froh, Arm in Arm, dem letzten Tage entgegen; wir erzählen uns die Geschichte unsers Glücks und durchleben in der Erinnerung noch einmal den freudenreichen Kreis. — Bei der Linde hinter deinem Hause sah ich dich zuerst, — so erzähl' ich dir beim Sonnenuntergang, — ich brach dir eine Hyazinthe, die du mit süßem Lächeln annahmst. — Weißt du noch, wie du mir auf dem Klavier oft noch so spät etwas vorspieltest, wie ich hundertmal Abschied nehmen wollte und doch immer noch dablieb, — wie ich es endlich einmal in einer dämmernden Laube wagte, dich beim vertraulichen Schein des Abends zu küssen, wie du den ganzen Abend über so still warst und am Morgen wieder so freundlich wie sonst — Luise, nicht wahr, wir werden glücklich sein?

Luise. Gewiß! gewiß! — Ach ja, diese Welt hat viele Freuden, sie wäre ein Paradies, wenn alle Menschen so dächten, so empfänden wie du!

Waller. Es wäre nicht gut, du selbst hast ja so oft über meine auffahrende Heftigkeit geklagt.

Luise. Und nicht ohne Ursach'. Wie oft hast du mir nicht dadurch schon tausend Angst gemacht. — Etwas sanfter, lieber Karl, und du bist der beste aller Menschen, — wenn ich dich auch vielleicht deiner Wildheit wegen zuerst liebte. Bald stürzest du mit unbändigen Pferden, bald entzweist du dich mit einem Fremden, der dich zu erschießen droht, — wirst du mir noch öfter solchen Kummer machen?

Waller. Nicht doch, sei ohne alle Sorgen. — Auch dieses Grams um mich wirst du dich einst mit Vergnügen erinnern. Welche Erinnerung kann die Liebe nicht versüßen? — (Indem er Luisen in die Arme faßt.) Ach Gott, wenn ich der Zeit noch gedenke, wie du mir fremd warst, — oft kann ich es gar nicht fassen, daß du nun mein bist! — Luise, jeder Augenblick meines Lebens ist

mir itzt kostbarer, als sonst eine Woche, da ich dich noch nicht kannte.

Luise. Und du kannst noch fragen, ob ich die Freuden der großen Stadt vermissen werde?

Waller. Wir wollen sie gern vermissen; hier in einer einsamen Häuslichkeit leben wir mit unserm kleinen Vermögen froh und glücklich, pflanzen unsern kleinen Garten und genießen jede Stunde; in deinen Armen erhole ich mich von meinen mühevollern Arbeiten, — so schwimmen wir den schönen, hellen Strom des Lebens hinab, bis unser Kahn nach und nach auseinander zu fallen droht, und dann, Luise, das hoff' ich zu Gott, landen wir an einer schönen Insel.

Luise. Scheitern an keiner Klippe.

Waller. Und leben in unsern Nachkommen weiter.

Luise. Wir gehn sanft unter, wie ein schöner Sommertag, und sehn dann noch einmal heiter auf unsre Bahn zurück, — ohne Reue, ohne Thränen.

Waller. Auch ohne Seufzer!

Luise (seufzend). Ohne Seufzer! —

Waller. Und doch seufztest du eben. Aber auch die Freude kann den Busen schwellen und das Herz schwer machen.

Luise. Jawohl, Karl.

Waller (sich nach dem Bilde wendend). Dein Bruder war nicht so glücklich. — Nicht wahr, Luise, so hat er nie gelächelt, wie du itzt lächelst? — Es war ein kalter Mann?

Luise. Nein, gewiß nicht, — ach, er war oft nur zu warm, zu gefühlvoll.

Waller. So hatte der Maler desto weniger Gefühl.

Luise (ihn anlächelnd). Mußt du denn immer wieder auf dies Bild zurückkommen?

Waller. Verzeih! — Hast du kein Messer?

Luise (scherzhaft). Du willst mich doch nicht gar des Bildes wegen erstechen? — Hier.

Waller. Bewahre! ich wollte dir nur ein Geschenk machen.

Luise. Ein Geschenk?

Waller. Sieh, Luise, diesen Apfel! Es ist der erste reife im ganzen Garten.

Luise. Wirklich?

Waller. Sieh das schöne Rot, — wie vom Abendschein überflogen oder wie deine Wangen. (Indem er ihn teilt.) Da hast du die rote Hälfte.

Luise (indem sie sie auf das Klavier legt). Ich will sie mir zum Abend aufheben.

Waller. Vergiß sie auch nicht.

Luise. Gewiß nicht.

Waller. Ei, du böses Kind, du erinnerst mich auch an nichts; ich wollte ja fortgehen. Adieu, Luise!

Luise. Kömmst du bald wieder?

Waller. In einer halben Stunde.

Luise. Gewiß?

Waller. Ich will durch den Garten gehn, der Weg ist dort etwas näher. (Er geht.)

Luise. Karl!

Waller (bleibt stehn). Was willst du?

Luise. Warte nur noch einen Augenblick, ich will dich wenigstens bis zur Gartenthür des Nachbars begleiten, — sieh, wie schön die Sonne untergeht. — Komm! (Sie faßt ihn unter den Arm, beide gehn ab.)

Dritter Auftritt.

Ramstein in Reisekleidern. Ein Aufwärter. Beide treten nach einer Pause herein.

Aufwärter. Spazieren Sie indes nur hier herein.

Ramstein. Also nicht zu Hause? — Auch nicht Madam Waller?

Aufwärter. Ich glaube wohl. Sie wird wahrscheinlich in dem Garten sein, ich will sie sogleich rufen. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Ramstein. Ramstein! Nun bist du da! (Er betrachtet das ganze Zimmer.) Dies ist also ihre Wohnung? — Wenn sie nun kömmt, was soll ich ihr sagen? Was wird sie mir sagen? — Gott! hier, hier lebt sie also, — hier in seinen Armen! Mir ist wunderbar zu Mute. — Alles ist hier in den Straßen so häuslich, so ländlich, — wie ich von dem Berg herabfuhr und mir die Glocken des kleinen Kirchturms entgegentönten, — wie ich über die Brücke wollte — und der Strom ganz im Rot des Abends schwamm, — wie ich von der Anhöhe in die kleinen Straßen hineinsah, — der Rauch aus den Dächern stieg, — Gott! mein Herz klopfte so ungestüm und steht noch nicht still. — Alles hier so patriarchalisch, alles in einer glücklichen Eingeschränktheit, — so nachbarlich und zutraulich, — und ich komme hieher, dieses Glück zu stören? — Nein! nur noch einmal sehn will ich sie, ewig von ihr Abschied nehmen, — das kann sie mir nicht verargen. Ich hätte keine Ruhe gehabt, wenn ich sie nicht noch einmal gesehn hätte! — — (Er erblickt das Bildnis.) — Sie hat noch mein Gemälde! — Ach! wie es gewaltsam in meinen Busen zurückströmt! Wie alle Erinnerungen so schneidend wiederkommen! — Luise! — Ach, in jenen holdseligen Tagen, als ich ihr gegenüber saß und sie die Langsamkeit des Malers schalt, — wie sie immer noch etwas an dem Gemälde zu tadeln hatte, wie es ihr immer noch nicht schön und vollkommen genug war, wie mein Blick sich in ihr Lächeln verwickelte, — ach, es zerdrückt mir das Herz! — Warum kann ich es nicht vergessen? — Es war eine schöne Zeit, — die Welt war mir damals doch ganz anders, — es war eine schöne Zeit. — Was konnt' ich nicht bei jeder Blume, bei jedem grünen Blatt empfinden! Welcher Sinn der Schönheit lag in jedem rauschenden Baum, — alles ist jetzt so ausgestorben. — (Er schlägt schwermütig einen Ton des Klaviers an.) Es ist noch dasselbe Klavier, auf dem sie mir so oft etwas vorgespielt hat. — Wie sie mir so oft Lieder sang und ich ihr so sorgfältig die Blätter umschlug, — wie sie mich dann beim Schluß anlächelte und mir boshaft alles, Ruhe, Freude, Leben stahl, — um es mir nie zurückzugeben! — (Bitter

lächelnd.) Madam Waller! — Verdammt sei dieser fremde, verhaßte Name! — Ich höre jemand kommen. — Mein Herz klopft hörbar. — Ob sie es ist? — Himmel, wo werd' ich die Fassung hernehmen, nur ein Wort zu sprechen?

Fünfter Auftritt.

Ramstein. Luise.

Luise (hereintretend). Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Ramstein (will auf sie zueilen, er fühlt sich zu schwach und bleibt stehn; seine Empfindung löst sich in den Ausruf auf). Luise!

Luise (die ihn erkennt, erschreckend). Ferdinand!

Ramstein. Ach ja, ja! sie ist es noch! es ist noch der Ton der Stimme, der sonst diesen Namen sprach, — ach Luise! Luise!

Luise. Gott! — Ferdinand! — Mir —

Ramstein. O Himmel, nun hab' ich ja den Augenblick gelebt, den ich zu leben wünschte, ich habe sie ja gesehn, sie hat mich angeblickt, — nun habe ich diese Freude überstanden, nun mag kommen, was da will. — (Pause.) Du sprichst nicht? — Du schlägst die Augen nieder? — Verdien' ich denn kein Wort? — Gott im Himmel, Luise, nur einen Blick, nur einen Laut aus jener Zeit, oder du machst mich rasend!

Luise. Seltsam! — Wie? — Sie kommen zu mir?

Ramstein. Du wunderst dich darüber? — Stand es in meiner Macht, nicht zu kommen? — O Luise, sehn mußt' ich dich noch einmal, ich konnte nicht so sterben, und hätt' ich mich dadurch von der Verdammnis loskaufen können!

Luise. Und warum — warum kommen Sie?

Ramstein. O frage mich das nicht. — Ach Luise, alles, alles ist in dir ausgestorben. — Sie — so begrüßest du deinen Geliebten, der vom Grabe herkömmt, um das letzte Lebewohl von deinen Lippen zu holen und dann ins Grab zurückzugehn? — Auch die letzte, fernste Ahndung meiner verschwundenen Seligkeit willst du mir rauben? — Du bist zu grausam, Luise.

Luise (verlegen). Ramstein, — was wollen Sie, — wo kömmst du her?

Ramstein (sie mit festem Auge anblickend). Luise! (Luise sucht ihre Augen vor seinem Blicke zu verbergen.) Luise! — Als wir schieden, dacht' ich nicht, daß wir uns so wiedersehen würden.

Luise (schmerzlich). Ferdinand!

Ramstein. Nein, das glaubt' ich nicht. Ach Luise, warum hast du mir das gethan? — Alles konntest du vergessen, alles? — Auch der letzte Funken der Flamme erstarb in dir, die einst so hell für mich brannte? — Alles, alles? — O des wahnsinnigen Thoren, der seine Seligkeit auf Weibertreue setzte! ich mußte verlieren, die Würfel fielen ja aus der Hand eines falschen Spielers! — Ach, Luise!

Luise. O sprich nicht mehr davon, Ferdinand, — es ist geschehn, — wir können es nicht ändern, — und wollen es auch nicht ändern.

Ramstein. Nein, nein, wir wollen es nicht ändern. — O wie fremd bist du meiner Seele geworden, — das ist nicht Luise, die mich einst ihren Ferdinand nannte.

Luise. Du bist mir fremd —

Ramstein. Ja, denn ich gleiche dem Bilde dort nicht mehr, dies ist nicht mehr der Mann, der einst Luisens Blicke auf sich zog, — o was soll mir noch Gesundheit und Leben, da sie mich nicht mehr liebt.

Luise. Ferdinand, es ist genug.

Ramstein. O ja, ja; — o ich danke dir, Luise. Gottlob! ich fühle den Tod in meinem Innern, lange werd' ich 's nicht mehr machen, dafür hast du schon gesorgt.

Luise. Ich? — ich? — Ferdinand, du thust mir sehr unrecht. — Ach Gott, ich habe viel um dich gelitten. — Grausamer, schon war ich auf dem Wege dich vergessen zu können, und nun kömmst du zurück, schadenfroh, wie ein boshafter Geist, mich an alles zu erinnern, was einst war und nicht mehr ist.

Ramstein. O, daß es nicht mehr ist, Luise!

Luise. Und du sagst das? — O Ferdinand, du solltest mir doch die Vorwürfe erlassen, die ich dir dann machen muß.

Ramstein. Vorwürfe? Luise, mir Vorwürfe?

Luise. Wenn ich an deinen zärtlichen Abschied denke, wenn ich daran denke, wie schmerzhaft unsre Seelen zuckten, als sie voneinander gerissen wurden, — deine ersten Briefe, alles so voll von der Sprache des Herzens, — so ganz die hingeströmte Empfindung, — und kurz nachher —

Ramstein. Nun, Luise, und nachher? — O sprich, sprich weiter!

Luise. Mich so bald zu vergessen! — Gar keine Briefe von dir, — bis ich nach einem halben Jahre durch das Gerücht erfuhr, du seist in der Schweiz verheiratet, — o Ferdinand, mein Herz war schwer verwundet, nur langsam fing es an zu genesen, — ich lernte meinen Karl kennen, und — (eine Pause) warum antwortest du nicht?

Ramstein (mit starrem Blick, kalt). O, sprich nur weiter.

Luise. Ich fand dich so sehr in ihm wieder, nur er noch etwas stürmischer, — meine Eltern waren indes gestorben, — sein Bitten, sein Flehn, — er liebte mich mit einer so heißen, so inbrünstigen Liebe, ach, ich war für diesen Kampf zu schwach, — ich gab ihm meine Liebe mit meiner Hand, — wir verließen meinen Geburtsort, ohne daß man wußte, wohin wir gingen, — wir zogen hieher, — und du weißt das Übrige.

Ramstein. Ach, ich weiß von mir selbst nichts.

Luise. Meinen Brief, den ich dir schrieb, vergib mir, er war kalt, — vielleicht noch etwas mehr, — ich wollte dir jede Kränkung ersparen, — darum meldete ich dir nur mit wenig Worten meine Heirat, — ich hatte von einem Fremden deinen Aufenthalt erfahren, — ich hätte dir nicht schreiben sollen, wenigstens nicht so, — dir nicht den Ort meines Aufenthalts nennen, — o wie gereute mich dieser Brief, als ich ihn abgeschickt hatte, — konnt' ich aber deinen seltsamen Entschluß auch nur ahnden! — Du kömmst zurück, mir Vorwürfe zu machen, mich zu kränken, da du selbst meine Liebe so grausam verschmäht hast; — o Ferdinand, so viel hatt' ich doch wohl um dich verdient, daß du dies nicht thatest?

Ramstein. O meine Ahndungen; — (Wehmütig lächelnd.) Luise, — ich war ja nicht verheiratet, — ach, als ich dir nicht schrieb — (Mit einer Thräne im Auge.) da lag ich auf dem S t e r b e b e t t e.

Luise (zusammenfahrend). Sterbebette? — Krank? — krank, Ferdinand?

Ramstein. O wär' ich doch gestorben, so hätt' ich deine Liebe mit ins Grab genommen. — Luise! — es sollte nicht sein.

Luise. Krank war mein Ferdinand, nicht treulos? — O Gott, Gott! er war krank? — O vergib, vergib mir.

Ramstein. Was hab' ich dir itzt zu vergeben, Luise? — Das Schicksal ist sehr grausam, — ich war so schwach, daß ich dir nicht einmal schreiben konnte, ein Brief von einer fremden Hand sollte dich nicht erschrecken, — meine überkluge Zärtlichkeit war es, die mich betrog.

Luise. Ach, Ferdinand, warum hast du mir das gesagt? O, hättest du doch geschwiegen. — Ach, alles kömmt zurück, alles, was ich einst empfand, ach! mit boshafter Freude tritt die schöne Vergangenheit auf mich zu. Ferdinand! lieber Ferdinand, an diesem Irrtum hing mein Glück!

Ramstein. Lieber Ferdinand, — o, das kömmt nicht aus deinem Herzen, es darf nicht aus deinem Herzen kommen, — kein Wunsch, kein Seufzer darf zu mir zurück über diesen furchtbaren Fels, den die Tugend zwischen uns wirft. — Du bist für mich verloren!

Luise. Verloren bin ich, Ferdinand! — Auf dem Sterbebette war mein Ferdinand, als ich ihn verwünschte, als ich seufzte: warum hab' ich ihn je gesehn?

Ramstein. Das Verhängnis spielt fürchterlich mit dem Glück der Menschen, Luise, — laß es, es ist nicht anders. (Mit Bitterkeit.) Und warum wollen wir denn auch glücklich sein, dazu wurden wir ja nicht geboren.

Luise. O Ferdinand, hör' auf, du spaltest mein Herz —

Ramstein. Von einer Woche hofft' ich zur andern, — endlich ward ich gesund, — ich schrieb — du hattest damals deinen Geburtsort schon verlassen, — mein Brief kam unerbrochen zurück.

Luise. Gott!

Ramstein. Ich stand da wie betäubt, — ich wollt' es lange nicht glauben; du hattest mich verwöhnt, Luise, ich glaubte noch

an Glück in dieser Sterblichkeit, das hättest du nicht thun sollen, ich fuhr um so schrecklicher aus meinem Wahne auf.

Luise. O Ferdinand, schone meiner!

Ramstein. Nur ein fürchterlicher Trost blieb mir noch übrig, — denn daß du mich vergessen habest, daran dacht' ich nicht, — ich glaubte dich tot, — ich wollte zurückreisen, es erforschen, — dich finden, oder auf deinem Grabe sterben, — aber die Ungewißheit, die Furcht, — eine neue Krankheit warf mich aufs Lager hin.

Luise. Ferdinand, ich war es nicht wert, ich Elende, — o Gott! du hast viel um mich gelitten.

Ramstein. Viel? — O das war noch wenig. — Als ich wieder die erste Lebenskraft in meinem Körper fühlte, da erhielt ich deinen letzten Brief.

Luise. O Himmel!

Ramstein. Deinen letzten Brief. — Es waren meine letzten frohen Augenblicke, meine letzten Augenblicke der Hoffnung, — du unterschriebst dich Luise Waller. — O Luise, ich fluchte dir in den ersten Augenblicken. — Doch wem hätt' ich damals nicht geflucht: Ich verwünschte mich, die Welt, das Schicksal, deinen Brief zerriß ich mit den Zähnen. — Beschreiben kann ich dir meine Gefühle nicht, es waren die gräßlichsten Stunden meines Lebens. — Seitdem hab' ich viel erduldet, tausendfache Höllenqualen, — aber ich kann mich kaum dieses Zustandes noch erinnern, — es ist vorüber. — Ich reiste hieher, von dir Abschied zu nehmen, dich noch einmal zu sehn, dies sollte meine letzte Seligkeit sein.

Luise. Ach Gott! du hättest nicht kommen sollen.

Ramstein. Nicht? O du hast recht, Luise, ich hätte ja auch sterben können, ohne dich noch einmal zu sehn, — wozu geschah es auch, — ich konnte ja leicht einige Tage später sterben und dir ein paar mißvergnügte Stunden ersparen.

Luise. Ach Ferdinand, glaubst du das wirklich von mir? — daß du mich so bitter in meinem Unglück kränkst, das wird dich wahrlich einst gereuen.

Ramstein. Du weinst Luise, du weinst? O Himmel! vergib, vergib dem Elenden, der zu dir aus dem Staube hinauflästert! — Ich kränke dich? — Ferdinand Luisen? von deren Blicken er einst lebte, — o vergib, vergib mir!

Luise. Dein Tod liegt schwer auf meiner Seele, — Ferdinand, vergib du mir!

Ramstein. Luise, ich gehe freudig aus dieser Welt, ich habe dich noch einmal gesehn, — du hast mich noch nicht vergessen, das ist mehr, als ich erwartete: — ja, wir waren für einander geschaffen, ein Ohngefähr, ein unglücklicher Mißverstand, — aber dort —

Luise. Dort! Ja da ist alles anders als hier, Ferdinand. — Dort wollen wir uns freudiger wiedersehn. (Pause.) Aber jetzt, — o verzeih mir, Lieber, verzeih dem ängstlichen Weibe, wenn ich dich jetzt bitte, — fortzugehn. — Ach Gott, da siehst du mich nun wieder mit dem wehmütigen Blick an, den ich so fürchtete, — ach, nicht diesen Blick, Ferdinand, nicht so, — ich bitte dich, — ich kann ihn nicht aushalten. — Ach, ich fürchte in jedem Augenblick Karls Ankunft, er muß sogleich kommen, — (Ängstlich seine Hand ergreifend, dringend.) Lebe, lebe wohl, Ferdinand, — ach, ich liebe dich noch wie ehemals, — aber, — es ist, — ach, es war — geh! geh! — sieh, ich weine, und kannst du mehr als Thränen von mir verlangen?

Ramstein (mit erzwungener Kälte). Freilich nicht, — ich habe nun mein letztes Glück genossen, — lebe wohl, — meine letzte Bitte ist: vergiß mich! — Lebe wohl, wir wollen scheiden. — (Er reicht ihr abgewandt die Hand.) Lebe wohl!

Luise (mit weinerlicher, gepreßter Stimme). Lebe wohl!

Ramstein. Wir sehn uns nicht wieder. — (Ihre Hand drückend.) Lebe wohl, Luise! — ein schwarzer Vorhang fällt zwischen uns, — mit diesem Händedruck gebe ich dir deine Eide zurück, — wir haben uns nicht gekannt. — Lebe ewig wohl!

Luise (schluchzend). Lebe — wohl — —

Ramstein (geht an die Thür, bleibt stehn; Pause; er blickt rückwärts und sieht Luisen mit einem langen, wehmütigen Blick an; Luise steht nachdenkend und wagt es nicht, sich umzudrehen). Nein, ich kann nicht, Luise; du

siehst mich gern gehen, ich weiß es, aber ich kann jetzt wahrlich noch nicht.

Luise. O mein Herz! mein Herz! — es blutet, Ferdinand! — Ach, ich möchte dich so gern bitten, noch hier zu bleiben, aber ich wage es nicht, mir ahndet —

Ramstein. Ich hatte überdies noch etwas vergessen. — Ach Luise! mit welchem schmerzlichen Vergnügen ich unsern Abschied verlängere, der Giftbecher ist so süß! (Er zieht seine Brieftasche hervor.) Sieh, es ist noch dieselbe, die du mir schenktest, — du sagtest, ich sollte deine Briefe drin bewahren, ich hab' es gethan; — hast du die meinigen noch?

Luise. Deine Briefe?

Ramstein. Ja, Luise.

Luise. Mein Karl hätte sie finden können, — ich habe sie — (furchtsam) verbrannt —

Ramstein. Verbrannt? — (Mit verhaltenen Thränen.) Das hättest du nicht thun sollen, Luise. — Verbrannt! — Gott! und ich bewahrte die deinigen wie ein Heiligtum! — Nimm sie hier zurück; — es fehlt keiner, — nimm sie, — ich wollte einst, sie sollten mit mir begraben werden, aber Luise hat die meinigen verbrannt, — auch der letzte Faden unsers Bundes ist zerrissen.

Luise (empfängt sie mit zitternden Händen).

Ramstein. Du erinnerst dich wohl nicht mehr, was du mir damals schriebst? — Ach Luise! Kennst du noch diese Rose? — Du schenktest sie mir auf einem Spaziergang, es war ein schöner Abend, — sieh! ich habe sie so viele Jahre aufbewahrt, — noch diesen Kuß, — noch diese Thränen darauf, — und hier hast du sie zurück!

Luise. Ferdinand!

Ramstein. Hier ist noch dein Schatten![1] — Nimm ihn hin, du gabst ihn mir in einer schönen Stunde, — nimm ihn, — ein Schatten kann mir nicht genügen, — nimm, denn alles dies war nie mein. (Er zeigt ihr die Brieftasche.) Sieh, — sie ist leer, —

[1] Schattenriß, Silhouette.

nun hab' ich nichts mehr in dieser Welt von dir, als meinen Schmerz. — Und nun lebe wohl!

Luise. Du willst gehn? — so von mir gehn? — O bleibe noch, nur noch eine Minute, sammle dich etwas.

Ramstein. Wozu? — (Er sinkt ermattet aufs Sofa.)

Luise. Ferdinand! du hast mich zeitlebens unglücklich gemacht.

Ramstein. Luise! sieh um dich! — kömmt es dir auch so finster vor, oder schwebt der Tod schon vor meinen Augen?

Luise. Es ist Abend geworden. — Es kömmt jemand. — Gott, er ist es, ich kenne seinen Gang. — (Ramstein steht vom Sofa auf.) — Was wird er sagen?

Ramstein. Laß ihn, — ich will ihm alles, doch nein, — sage, ich sei einer deiner Anverwandten. — Ich will dann sogleich gehn. (Waller tritt herein.)

Sechster Auftritt.

Vorige. Waller.

Waller (ohne Ramstein zu sehn). Nun, da bin ich wieder, Luise. — Nicht wahr? ich bin etwas lange geblieben?

Luise (die sich indes zu sammeln gesucht hat). Das ich nicht wüßte, denn ich habe unterdessen einen angenehmen Besuch gehabt — Herr Ramstein, einer meiner Verwandten, der von seinen Reisen zurückkömmt.

Waller (der ihn umarmt). Sein Sie uns tausendmal willkommen! Sie bleiben doch diesen Abend bei uns?

Ramstein. Ich —

Waller. Ohne alle Umstände. Sie sind ein Verwandter meiner lieben Luise, und wir wollen also als Freunde miteinander umgehn. — Aber Luise, du hast indes etwas Wichtiges vergessen, es ist hier finster.

Luise. Ich will gleich Licht besorgen. (Sie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Waller. Ramstein.

Ramstein. Verzeihen Sie, ich wollte eigentlich schon wieder fort —

Waller. Fort? Wohin? — Sie wollen uns nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schenken?

Ramstein. Ich reise morgen früh schon weiter —

Waller. Um so eher müssen Sie heut' abend bei uns bleiben.

Ramstein. Ich muß noch einen Gasthof suchen —

Waller. Sie werden keinen finden, der nur mittelmäßig wäre; die Gasthöfe sind in dieser kleinen Stadt äußerst schlecht. — Sie schlafen hier in meinem Hause, es ist wenigstens bequemer und angenehmer als der Gasthof: Sie haben eine hübsche Aussicht in einen kleinen Garten.

Ramstein. Sie sind zu gütig —

Waller. Sie müssen mir das nicht abschlagen. — Haben Sie Sachen bei sich?

Ramstein. Nein, — sie stehn im nächsten Städtchen, ich war mit einem Wagen hiehergefahren, — auch um Sie zu sehn.

Waller. Und wollten uns doch schon wieder verlassen? — Nun, — Sie bleiben; ich höre nicht eher auf, Sie zu quälen, bis Sie ja gesagt haben.

Ramstein. Ich nehme Ihre Freundschaft an, — nun, — ja also.

Waller. Das ist schön!

Achter Auftritt.

Vorige. Luise mit Lichtern.

Waller. Du siehst krank aus.

Luise. Nicht doch, — der Schein von den Lichtern.

Waller. Wirklich. — (Luise setzt das eine Licht auf das Klavier, das andere auf einen Tisch; — Waller fixiert Ramstein mit einem Blick.)

Luise. Verzeihen Sie, daß Sie auf das Abendessen etwas warten müssen, — Ihr angenehmer Besuch war uns so unvermutet.

Ramstein (verwirrt). Sie —

Waller. Ihr Gesicht kömmt mir so äußerst bekannt vor —

Luise (mit einem Seitenblick nach dem Gemälde, leise). Himmel! (Sie nimmt schnell das Licht vom Klavier und stellt es auf den Tisch.)

Ramstein. Ihnen?

Waller. Waren Sie nie in Hamburg?

Ramstein. Nein.

Waller. Sonderbar, mir ist, als hätt' ich Sie schon oft gesehn, — aber ich kann mich gerade nicht erinnern — (Luise hat sich im Dunkeln ans Klavier gestellt und klimpert.)

Ramstein. Spielen Sie nicht?

Luise. Nur sehr wenig.

Ramstein. Wenn ich bitten dürfte —

Luise. Sehr gern, wenn es Ihnen nicht Langeweile macht (Sie schlägt ein Buch auf; Ramstein bringt ihr das Licht hin, und schlägt ein andres Blatt auf)

Ramstein (leise). Dies, — o Himmel, — diese Noten sind mir so bekannt, — dies Lied, das ich dir einst selbst komponierte.

Luise (singt und spielt).[1]

Wie war ich doch so wonnereich,
Dem Kaiser und dem König gleich,
In meinen Jünglingsjahren,
Als Julia, das schönste Kind,
Schön, wie die lieben Engel sind,
Und ich beisammen waren. —

Waller (steht hinter ihnen, in einiger Entfernung; er schlägt den Blick auf und trifft das Gemälde. Er fährt zurück und wird blaß; — mit forschenden Augen, während des Gesanges, leise.) Wie? — Ja, wahrlich, — er ist es! — Nein! — Es kann, es ist nicht! — Und doch ist er's! — Das wär' es also? — Gott! Wie mir ein kalter Schauder durch alle

---

[1] Die folgenden Verse sind der Anfang eines früher sehr beliebten Liedes (1773) von Ludwig Heinrich Christoph Hölty (1748 – 76), das sogar noch in den 2. Band von Arnims und Brentanos Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn" (1808) Aufnahme gefunden hat.

Nerven zittert! — Ein bleicher Nebel bebt um die Lichter, — sie verlöschen. — Ich träume! — Ist das Luise dort? — Ja wahrhaftig! Ich träume nicht. (Luise hat geendigt. Eine Pause.)

Ramstein. Sie spielten schön, — aber die Musik finde ich jetzt nicht ausdrucksvoll genug, — zu matt —

Waller (tritt näher). Luise! Auf ein Wort — (Er führt sie beiseit, lachend.) Luise! — Nicht wahr? — das ist das Porträt deines verstorbenen Bruders? — (Luise steht wie versteinert.)

Ramstein. Wollen Sie nicht fortfahren? (Pause.)

Waller (wie aus einem Traum erwachend.) Fortfahren? — Sie versprachen mir ja eben erst, hier zu bleiben.

Ramstein. Ich meinte, — mich dünkt, Sie sehen sehr blaß aus —

Waller. Ich?

Ramstein. Ja, wirklich.

Waller. Mir ist nicht recht wohl, — es ist im Zimmer hier so schwül, — ich habe heut' viel gesessen —

Ramstein. Es ist Mondschein.

Waller. Ja, — wollen Sie mich begleiten? So wollen wir ein wenig im Garten spazieren gehn.

Ramstein. Mit vielem Vergnügen. — (Zu Luisen.) Wollen Sie uns nicht Ihre Gesellschaft gönnen?

Luise (auffahrend). Nein, — ich, — verzeihen Sie, ich muß die Küche besorgen.

Waller. Kommen Sie! — (Geht mit Ramstein ab.)

Neunter Auftritt.

Luise.

Das ist das Porträt deines verstorbenen Bruders? — Gewiß, ich weiß jetzt nicht, ob Karl das wirklich gesagt hat, — es kann nicht sein. — Aber wovor wäre ich denn so erschrocken? — Ich kann keinen andern Gedanken fassen, als mir diese Worte unaufhörlich wiederholen, und mit eben dem Ton. — Was soll

ich anfangen? — Soll ich ihm nach, ihm alles entdecken, — das würde mir das Leben kosten. — Gott! wie kann eine Stunde alles verändern! — Karl! Ferdinand! — O Himmel, warum gibt es diese beiden Namen in der Welt? — Warum lieb' ich Karln? oder warum liebt' ich Ferdinand einst? — Das ist die Strafe der gebrochenen Treue, — ich werde nicht wieder glücklich sein. — Gott, das wird ein schrecklicher Abend sein, er wird mir gegenüber sitzen, — stumm und tot, — Karl neben mir stumm und tot; und dann, — wenn er nun fort ist, wenn ich mit Karl allein bin, — es werden fürchterliche Stunden sein! — Wenn ich doch diese Zeit verschlafen könnte, — oder indes tot sein, — wie froh würd' ich erwachen, — oder auch nicht wieder erwachen, — denn was für Freuden hab' ich itzt noch vom Leben zu hoffen? (Sie geht ab.)

Zweiter Aufzug.

(Dasselbe Zimmer. — Die Vorhänge sind heruntergelassen; es ist Nacht. Eine Nachtlampe brennt auf dem Tisch.)

Erster Auftritt.

Luise.

Luise (steht gebückt vor einem Schrank, in welchen sie Wäsche einpackt). Es ist schon Mitternacht vorbei. — (Mit einem tiefen Seufzer.) Ach Gott! — Wie still alles umher ist, — still wie ein Totengewölbe; — mir bangt allein zu sein, und doch mag ich nicht zu Karln gehn. Ob ich jetzt gehe? — Nein, nur noch ein paar Minuten. — Es schlug so dumpf zwölf Uhr. — Nun wär' ich ja ganz mit Einpacken fertig, — und nun will ich auch gehn. Ach! ich möchte so gern, daß ich hier noch etwas zu thun hätte, — aber es ist leider nicht wahr. — Ich bin so allein, — und Ferdinands Bildnis sieht mich so wehmütig an, — nein, ich kann es nicht länger hier aushalten, — ich will gehn. (Sie ist im Begriff abzugehn, die Thür öffnet sich, und Ramstein tritt herein.)

Zweiter Auftritt.

Luise. Ramstein.

Ramstein. Luise!

Luise. Gott! Du schläfst noch nicht?

Ramstein. Ich kann nicht schlafen, — mir ist so sonderbar.

Luise. Was fehlt dir? Dein Auge sieht so starr —

Ramstein. Ich weiß nicht, — es ist eine Kinderei, — hast du es wohl hören Zwölfe schlagen, Luise?

Luise (seufzend) Ach ja!

Ramstein. War es nicht schrecklich?

Luise. Es klang so hohl, so dumpf —

Ramstein. Mir klang es wie meine Sterbeglocke.

Luise. Deine Sterbeglocke?

Ramstein. Der letzte Schlag, — so hart, — so fürchterlich schließend, — und hernach alles so still, kein Laut in der ganzen Natur, — alles tot! tot, Luise! — Mir war, als würd' ich es nicht hören Eins schlagen.

Luise. Wie kömmst du darauf?

Ramstein. Der Wind zittert so in den Fenstern, es ist für mich eine schreckliche Nacht, — als ich mich so allein im Zimmer sah, überfiel mich plötzlich ein sonderbares Entsetzen, — es war, als ständen fremde Männer um mein Bett, die mir mit fürchterlichen Gesichtern den Zugang versperrten.

Luise. Du bist sehr krank, — lieber Ferdinand, — und doch steckst du mich mit deiner Furcht an, — seh' ich eben so blaß aus wie du?

Ramstein. Du bist sehr matt.

Luise. Horch! wie der Wind um die Ecke der Straße winselt, — es ist wirklich schauerlich. — Das Licht brennt so bleich und matt, — es macht durch die Dämmerung das kleine Zimmer wie einen großen, weiten Saal. — (Sie schließt sich näher an Ramstein. Waller tritt leise herein und bleibt im Hintergrunde, in der Dunkelheit stehn.)

Ramstein. Wir sind krank, Luise, und in der Krankheit wird der Geist wieder zum Kinde.

Luise. Du hast recht. — Ach, Ferdinand!

Ramstein. Warum seufzest du so tief?

Luise. Wir sehn uns nicht wieder.

Ramstein. Diesseits nicht.

Luise. Diesseits nicht.

Ramstein. Vielleicht auch nicht jenseits, — ich fange an, an allem zu zweifeln.

Luise. Ich habe es nie so gefühlt, als grade jetzt, was es heißt: dich nicht wieder zu sehn! — Ach, Ferdinand, ich liebe dich

noch, ich kann's mir nicht verhehlen, du hast mich unglücklich gemacht. — Dich nicht wiedersehn und unglücklich sein.

Ramstein. Unglücklich?

Luise. Ich werde nie dein bleiches Gesicht vergessen, nie diesen trüben Blick, der sich so langsam aufhebt; — und auch Karl ist mir fremd geworden.

Ramstein. Wie das?

Luise. Du hast es nicht bemerkt? O gewiß, du hast es; so wie heut' war er noch nie, so ernst, so in sich brütend, ohne ein Wort zu sprechen. Nur zuweilen sah er mich seitwärts mit einem festen, prüfenden Blick an, — ich konnte nicht sprechen. — ich suchte die ängstliche Stille einmal durch ein Husten zu unterbrechen, und mein Gesicht glühte eine halbe Stunde, daß ich sie unterbrochen hatte, — er konnte es für Furcht, böses Gewissen, wer weiß wofür, erklären. — Er hatte dein Bild erkannt.

Ramstein. Daher rührte seine Laune? Das Bild hatt' ich ganz vergessen. — O Luise, wir sind sehr unbesonnen gewesen, ich hätte durchaus noch fortgehen sollen, ehe er mich erkannte, — ich dachte gar nicht an dieses verwünschte Bild!

Luise. O schilt es nicht, — ich hatte es auch vergessen, bis ich mit den Lichtern zurückkam. — Du glaubst nicht, mit welchem Herzen ich spielte; du mußt es gesehn haben, wie meine Finger zitterten und kaum den Ton anzuschlagen wagten, und wie ich endlich in der quälendsten Angst fast die Saiten zersprengte. — Was sprach er denn mit dir im Garten?

Ramstein. Nichts, — er ging stumm neben mir, ich hatte sonderbare Empfindungen, — der Mond glänzte wunderbar durch das verschlungene Weinlaub, die Bäume standen so ernst da und rauschten so wehmüthig, ich war die ganze Zeit über wie bezaubert, ich hatte alles vergessen; ich verlor mich in Phantasien meiner Kindheit, — aber als wir zurückkamen, — da sah er mich an, mit einem Blick, — o, ich werde diesen fürchterlichen Blick nie vergessen, — es lag viel in diesem starren, bedeutungslosen Drehen des Auges, — so kalt, so durchbohrend, so wild, als wollt' er durch mein Auge hindurch auf den Grund meiner Seele schauen.

Luise. Er ist fürchterlich, wenn er zürnt. — Er wird sich vielleicht nie mit mir aussöhnen, — Ferdinand, ich habe deiner Liebe ein großes Opfer gebracht.

Ramstein. Nein, das nicht. — Ich sterbe —

Luise. O sprich nicht so, lieber Ferdinand —

Ramstein. Ich sterbe — und werde nicht mehr genannt. Mit dem toten Feinde versöhnt man sich so leicht, — du erzählst ihm unsre ganze Geschichte, — er müßte ein Unmensch sein, wenn er dich nicht ebenso wie vorher lieben sollte.

Luise. Aber ich kann dich nicht wieder vergessen.

Ramstein. Ach, Luise, — ich will dich nicht noch einmal daran erinnern. — Ich sterbe, — und Luise vergißt mich, — sie weint, trauert — und lächelt endlich wieder. — Ferdinand ist dann tot und kömmt nicht wieder zurück, sie in ihren Umarmungen zu stören.

Luise. Ach Ferdinand, du lässest mich viel dulden.

Ramstein. Laß doch morgen das Haus sehr früh öffnen, ich muß noch vor Sonnenaufgang fort, — ich kann deinen Mann nicht wiedersehn! Luise, nun laß uns Abschied nehmen. — Es ist eine feierliche Stunde.

Luise. Du scheidest von mir.

Ramstein. Ich scheide. — Liegt itzt nicht alles, was ich je litt, worüber ich mich je freute, wie ein Traum vor mir? Mir ist, als wäre so etwas nie wirklich gewesen. — Daß ich dich liebte, daß ich dich verlor, diese beiden Empfindungen sind die einzigen, die ich aus dem Ruin gerettet habe; alles übrige liegt in wilden Trümmern.

Luise. Nun, dann ist auch aller Zorn in dir untergegangen?

Ramstein. Luise, ich liebe nicht mehr, aber ich kann auch nicht mehr hassen, — ich nehme als Geist von dir Abschied. — Warum fährst du vor diesem Gedanken zurück? — Und nun, Luise, wirst du mir nun meine letzte Bitte abschlagen?

Luise. Was verlangst du?

Ramstein. Umarme mich zum letztenmal, deinen Kuß will ich dann mit ins ruhige Grab nehmen. — Thu es, Luise, ich werde dann freudiger sterben. (Luise umschlingt ihn mit ihren Armen,

er küßt sie). Dieser Kuß ist das letzte Andenken, das ich dir gebe. Hörst du, Luise? zuweilen denk' noch an mich. (Luise weint und kann nicht sprechen.) Wenn's auch nur so kalt und vorübergehend ist, wie man an einen gleichgültigen Bekannten denkt, nur denk' zuweilen noch an mich, daß ich mit dem Troste sterben kann, ich sei in deinem Gedächtnis nicht ganz gestorben. — Versprichst du mir das, Luise?

Luise (leise). Ja. — (Sie fährt erschrocken aus seinen Armen, laut schreiend.) Es steht jemand hinter uns!

Ramstein. Wo? — wo?

Luise (ohne sich umzudrehen, hinter sich nach der Wand zeigend). Dort!

Ramstein. Es sind unsere Schatten, Luise, — sieh, wie gräßlich verzerrt sie sich hin und her bewegen.

Luise. Ich mag nicht hinsehn. — Lebe wohl!

Ramstein. Lebe wohl, — wenn ich fortdaure, soll mein Geist dich stets umschweben.

Luise. Nein, Ferdinand, nein — das nicht, o, ich bin zu schwach, — ich fühl's, ich könnte wahnsinnig werden. — Höre, wie der Wind die Wetterhähne wirft! Es ist eine fürchterliche Nacht.

Ramstein. Nun, so lebe dann wohl!

Luise. Lebe wohl! — (Sie sieht ihn lange und bedeutend an.) Ach Gott, — Ferdinand!

Ramstein. Warum starrst du mich so an?

Luise (langsam). Du siehst fürchterlich aus, — ganz wie eine Leiche! — (Erschrocken zurückfahrend.) Hinweg! — Ich glaube, du bist tot!

Ramstein. Luise! (Er will auf sie zu eilen.)

Luise. Weg von mir! — (Sie geht schnell ab.)

Ramstein (sieht ihr lange nach; eine Pause; — mit schwerer Stimme.) Es war vorbei! — (Er öffnet die Thür und geht schweigend in sein Zimmer.)

Dritter Auftritt.

Walter (steht wie betäubt und tritt hervor. Er geht auf und ab, seine Brust keucht, sein Gesicht glüht, er will sprechen, er kann nicht. Eine Pause.) Verrat! — Verrat! — Himmel und Erde! — So stehn wir miteinander, Luise? — Betrogen! Ha, wie es siedend zu meinem Herzen strömt! Luft, — Luft! — (Er geht umher und steht wieder still.) Wie kalt bin ich auf einmal, — wie wüst ist mein Kopf, — mir schwindelt! — — Luise! — Ein elendes, gemeines Weib! — Ich liebe sie nicht, — ich habe sie nie geliebt, — ich verachte, — ich hasse sie! — Verflucht sei ihr Name! — — Was sie mögen gesprochen haben, — alle meine Sinne waren betäubt, — ich hörte nur einzelne Worte, — aber seine Umarmung, — sein Kuß — O! — Was hielt mich zurück, daß ich nicht hervorsprang und sie mit diesen Händen erwürgte? — (Er geht umher, steht still, er tritt ans Klavier und findet die Hälfte des Apfels, den er Luisen gegeben hatte. Er schlägt den Blick empor, steht nachdenkend und scheint seine Begriffe zu ordnen.) War es nicht heute, als ich ihr diesen Apfel gab? — heute? — Es ist nicht möglich, — bis zur Unkenntlichkeit fern liegt die Zeit, in der ich sie liebte, — und doch war es heut'! — Wie hat sich alles geändert! — Dies war ein Geschenk von mir, — dem meine Liebe einen so hohen Wert beilegte, — und sie warf es verächtlich hieher! — O hätte sie es nur aus seiner Hand, aus seiner Hand gehabt! — Ha! ihre Eide gehn in Erfüllung! ich ernte den Lohn meiner Liebe ein! — Liebe! Des Klangs ohne Sinn! — Noch niemand hat geliebt, — mir, mir Unglückseligen ward diese Empfindung aufbehalten, um aus ihr eine Hölle zu saugen. — Ha! die schöne Zukunft nimmt ihren Anfang, — meine goldenen Träume werden wirklich! — Das Messer, mit dem ich diesen Apfel spaltete? — Ist mir doch, als sollt' ich mir diesen Stahl ins Herz stoßen! — Es braust und donnert um mich her, eine unbekannte Gottheit drängt diese Spitze gegen meine Brust, — wenn — o dann wäre ja alles vorüber. — Und ich sollte ihr diesen Triumph gönnen? — Ha! wie würde sie den voreiligen Thoren belachen! — Sie liebt ihn, — mein Leichnam wäre der Grund, auf dem sie ihr Glück bauten — nein, diesen Reiz hat

das Leben noch für mich, daß mein Dasein sie quälen wird. — Oder kehre diese Schneide gegen diese Schlange selbst! O, Rache, Rache muß so süß sein! — So gelassen sollt' ich es hinnehmen? — Himmel! itzt erst fühl' ich das ganze Gewicht ihres Verbrechens, — mein Blut war in Eis erstarrt, — ich war fühllos wie ein Stein! — So schändlich ward noch kein Mann betrogen. — (Gegen das Bild gekehrt.) Ha! verdammtes Gesicht! Hatte nun meine mißtrauische Ahndung nicht Recht, Betrüger? — Du lächelst? — so kalt, so verächtlich lächelst du auf mich herab? — (Er durchsticht es mit dem Messer.) Sieh! Dies ist meine Rache! — Noch Lächeln? — (Er zerfetzt das Gesicht.) Sieh! Schändlicher! das ist deine Strafe! — (Er hält ein, lachend.) Wahnsinniger! Es ist ja nur sein Bild! — Er ruht in stolzer Sicherheit und verlacht deine Ohnmacht! — In Sicherheit? — Und wer macht ihn sicher? Wer? — Hier schallte sein Kuß, — hier drückte er sie an sein Herz, — o, diesen Druck muß ich wieder von seinem Herzen holen! — Er schläft, indes tausend Qualen meine Seele nagen! — Er schläft, der Bösewicht! indes mich die Verzweiflung peitscht, — O, schlafen soll er nicht, ich will ihn wecken! — (Er geht rasch in das Nebenzimmer.)

Vierter Auftritt.

Luise (die leise und furchtsam zurückkömmt). Hier ist er auch nicht, ich kann ihn nirgends finden, — und doch muß ich ihn finden, — ich muß ihm alles sagen, — es zerdrückt mir's Herz: — mag er mich nicht mehr lieben, — mag er mich hassen, — mich verabscheun, — ich muß es ihm sagen. — Hier ist er nicht, im Garten auch nicht, — ich wag' es nicht, noch einmal in den Garten zu gehen, — er muß dort sein! — Die Einsamkeit steht dort so stumm, die stille Nacht wandelt mit leisen Schritten übers Feld. — Karl! — Karl! — Ein banges Ächzen von der Wand her antwortet mir. — Ich kann nicht noch einmal rufen. — Mich schaudert! — (Sie erblickt das Gemälde.) Ha! es ist aus! — Wahrhaftig, das hat Karl gethan! — Still! War's doch, als ob mir jemand ant-

wortete. — Ach Ferdinand! du siehst entsetzlich aus! — Was ist das? — Das Bild, — das Bild bewegte sich, — seh' ich nicht sein Blut herabfließen? — Mich dünkt, es seufzt, jetzt stirbt er! — Er ist tot! — Sein Geist schaut wild aus den zerschnittenen Zügen hervor; — ich kann nicht mehr. — Welch Geräusch im Zimmer dort? — Es ist sein Geist! — (Sie sinkt betäubt aufs Sofa, halb ohnmächtig.) Komme was da will, ich kann nicht mehr als sterben!

Fünfter Auftritt.

Luise. Waller.

Waller (der zurückkömmt, leise für sich, mehr murmelnd als sprechend) Er schlief, — in seinen Kleidern, — er schlief, hartherziger Mörder! — Nun, und was ist es denn mehr? Er schläft ja noch! — es wird ihn niemand stören, — er entschlief sanft. — Wunderbar! Warum läuft mein Blut nicht mehr so schnell, wenn ich an ihn denke? — Er hatte mich tödlich beleidigt, — warum zittr' ich so? ich habe ihn ja nur gestraft. — Und was hat er an dieser Welt verloren? Nichts! — Qualen — folternde Schmerzen! — Er hat gewonnen! — Ich bin sein Wohlthäter, — er hätte ja doch einmal sterben müssen. — Der Mond schien ihm grade aufs Gesicht, sein Gesicht war mir seltsam fremd; — er starb ohne zu zucken, — ohne eine Bewegung. — Ein Menschenleben ist doch sehr zerbrechlich! — Fort!

Luise (sich erhebend). Ferdinand!

Waller (laut). Wer ist da?

Luise. Ich — — ich —

Waller. Was willst du?

Luise. Ach!

Waller. Warum siehst du mich so starr an?

Luise. Bist du Karl?

Waller. Denkst du, ich habe etwas Böses gethan, daß du mich so anstarrst?

Luise. Ach nein! nein! — Nicht wahr? Du bist mein lieber Karl?

Waller. Fort! komm!

Luise. Wohin?

Waller. Wohin? — Was weiß ich's?

Luise. Karl, — ich merk' es recht gut, — wir sprechen beide ohne Bewußtsein, — aber ich kann nicht dafür, — ich bin sehr krank!

Waller. Krank?

Luise. Ja, Karl, und du bist es auch.

Waller. Nein, — nein, ich bin gesund! — Was sollte mir fehlen?

Luise. Ich werde bald sterben, ich fühl' es —

Waller. Sterben? — Sterben? — —

Luise. Zürne nur nach meinem Tode nicht weiter auf mich

Waller. Luise!

Luise. Wir wollten glücklich sein, aber das grausame Schicksal rief: Nein!

Waller. Fürchterlich rief es: Nein!

Luise. Ich liebte dich — —

Waller. Wirklich?

Luise. Wie meine Seele —

Waller. Du lügst!

Luise. Ich konnte nicht dafür, daß ich früher als dich Ferdinand liebte.

Waller (wie aus einem tiefen Schlaf erwachend). Ha! das war es! — dieser Name ruft alles in mir zurück! — Steh' ich doch schon so lange und sinne, was mein Schmerz sei, — du triffst die brennende Wunde. — Dieser Name hat mich wahnsinnig gemacht.

Luise. Ja, Karl, ich will es dir gestehen, ich liebte ihn einst.

Waller. O, gesteh es nur, du liebtest ihn? — nicht wahr? — O, ich bin ja dein Freund, mir darfst du es schon vertrauen, — nicht wahr, du zärtliche Gattin?

Luise. Ich will es, — hasse mich, — fluche, oder verzeihe mir dann, — wie du willst!

Waller. O Luise! Luise! — Geh! geh! fort von mir, Schändliche! du bereust nicht einmal dein Verbrechen? — O, hinweg!

Luise. Karl, ich liebte ihn, eh' ich dich sah.

Waller. Nein! Nein! es ist falsch! — Ich sah ja, wie du ihn umarmtest, — itzt eben, — hier, — sieh, so umschlang er dich, — der Schall eures Kusses flog glühend in mein Ohr, — dieser Ton zerriß meinen Verstand, — dieser Augenblick löschte alles in mir aus, dunkle Nacht wohnt seitdem in mir, dunkel wie der Tod. — Du liebst ihn noch!

Luise. Nein! bei Gott!

Waller. Du liebst ihn noch!

Luise. Als Freund, — sowie das Andenken eines entfernten Freundes —

Waller. Du liebtest ihn nicht noch?

Luise. Bei allem —

Waller (mit schrecklicher Kälte). Warum zweifl' ich denn noch länger? — Jetzt wirst du ihn freilich nicht mehr lieben.

Luise. Nein, Karl —

Waller. Beteur' es nicht, ich glaube dir; denn sieh — (Er zieht das Messer unter seinem Rocke hervor.)

Luise. Karl!

Waller. Nun, — was ist dir —

Luise. Er ist tot!

Waller. Ja, — dies ist sein Blut. (Luise sinkt nieder.) O, Künstlerin! — nur ruhig! — Eine Ohnmacht? — Bei Gott! so natürlich, als ich je eine sah, man möchte sie fast für echt halten. — Steh auf! — (Er reicht ihr die Hand.)

Luise (richtet sich matt auf). Sein Blut?

Waller. Das in seinem Herzen noch ebenso warm für dich schlug. — O, Luise! dein Werk ist sein Tod, — dein Werk, daß ich in Verzweiflung umherirre; über dich komme sein Blut!

Luise. Über mich? — Er ist nicht mehr? O, hinweg von mir, Mörder! hinweg! — Er ist also tot? — Berühre mich nicht mit deinen blutigen Händen! — hinweg!

Waller. Luise, — sieh, ich bin nun wieder kalt, — mache mich nicht von neuem wütend.

Luise. O, sein Blut komme zehnfach über dich! — O, ich hasse, ich verabscheue dich, — hassen? Nein, Verachtung [1], — mitleidige Verachtung gebührt dem gemeinen Mörder.

Waller (mit den Zähnen knirschend). Luise!

Luise. O geh, geh, Gebrandmarkter, — siehst du die Henker nicht, die dich fortschleppen wollen? — Dich nannt' ich mein? meinen Karl? — O, du gehörst dem Hochgericht.

Waller. Weib!

Luise. Ich will nicht mit dir sprechen, — selbst dein Blick entehrt mich. — O, wie tief war ich herabgesunken, von seiner Liebe zu dir! — O Himmel! von ihm so tief herab bis zu dir! — So niedrig ward noch keine Liebe verschleudert, so entehrt ward sie noch nie, als daß ein Mädchen dich liebte.

Waller (mit unterbrochener Stimme). Sieh, — sieh — ich bin in Verzweiflung, — meine Hand zittert, — ich bin verrückt, — fürchte mich —

Luise. Dich fürchten? — den ich verachte? — O, meine letzte Kraft will ich aufbieten, dir meinen Haß entgegenzurufen. — Ich war schwach, aber gegen dich —

Waller. Fürchte den Verzweifelten, — sieh — ich — ich — o, ich kann nicht sagen, was ich thun könnte — aber es ist schrecklich! — Ich bitte dich, Luise, liebste Luise, schweig! —

Luise. O, nenne mich nicht. — Flieh! flieh, ehe der Tag dämmert, flieh unter dem Schutz der Nacht, so wie es Mördern geziemt. — Dich wollt' ich um Verzeihung bitten? — Dich? — O schändlicher Gedanke! — Gegen deine That ist meine Schwachheit Tugend! — O Scheusal!

Waller (stürzt rasch auf sie zu und stößt das Messer in ihre Brust; eine Pause; sie sinkt nieder, er betrachtet sie stumm und kalt). Du hast es gewollt! — (Pause.) Luise!

Luise. Karl? — Was willst du?

Waller. Luise, um Gotteswillen, wecke mich auf, — ich träume fürchterlich! — (Schreiend.) Weck' mich auf!

---

[1] „Franz: Du hassest mich? Amalia: Ich verachte dich, geh!" Schillers „Räuber", I, 3.

Luise. Ich kann nicht, Karl, — wollte Gott, du träumtest!

Waller (bitter). O, das dacht' ich wohl, daß es wahr sein würde! das dachte ich wohl! — Wenn wäre Unglück ein Traum? — O, alle meine Freuden sind nur ein Traum gewesen, erst seit heute bin ich erwacht!

Luise. Karl! — Lebe wohl, ich sterbe —

Waller. Du stirbst? —

Luise. Ich fühle meine Kräfte schwinden, verzeih mir, ich habe dich wohl sehr gescholten?

Waller. Nein! ach nein! — Du willst sterben? — O, warum willst du das? — Glaubst du nicht, daß ich schon elend genug bin? — Stirb nicht! — Ich leide genug.

Luise. Gib mir deine Hand, — ich werde fortgerissen —

Waller (stürzt neben ihr nieder). Du sollst, du darfst nicht sterben! — Nein! nein! — O, es kann, es wird noch alles wieder gut werden, — nur nicht sterben, o, das wäre zu viel. — Ha! mir zum Trotz, mich zu zermalmen, wollte das Schicksal vielleicht alle Qualen auf einmal auf mich herabgießen? — Das soll es nicht können, — halt' dich an mein Leben fest, Luise, halt' dich fest, — ich will dich umschlungen halten — (Er nimmt sie in seine Arme.) Wir beide werden doch wohl den Tod abkämpfen können!

Luise. Unmöglich!

Waller (küßt sie wütend). Hier bin ich, furchtbares Verhängnis! — Ich wage es, mit dir zu kämpfen, — mag der Himmel und die Erde Nein drein donnern, — ich sage: sie soll leben!

Luise. Du rasest, — Karl, — lebe wohl — — denk auf deine Sicherheit — — ich kann nicht weiter —

Waller. Ha! wie die bösen Geister meiner Ohnmacht lachen! Wie der hinterlistige Tod grinst und spottet. — Es schleicht so eiskalt ihre Wangen hinab — ihr Auge bricht — es schleicht die Brust hinab — (Sie erschrocken hinwerfend.) Jetzt brach ihr Herz entzwei. (Er steht auf.) Sie ist tot! — (Er betrachtet sie lange stumm.) Ja wahrlich, sie ist tot! — (Er wirft das Messer auf den Leichnam.) Sie wird nie zurück kommen! — Ha! wie kalt, wie leer ist alles in mir, ich könnte lachen, — aber nein! nein! — Die Haare würden

sich mir aufrichten! — (Auf- und abgehend, nach einer Pause.) Mörder! — das Wort hat doch wahrlich wenig Bedeutung. — (Er setzt sich neben dem Leichnam auf die Erde.) Ich wohne unter Leichen, — ich bin hier der einzige Lebende. — Deine Hand ist so kalt, Luise! — — Hier will ich sitzen bleiben! — hier will ich thronen, wie der Sieger auf dem Schlachtfelde — Tot! Tot! — (Er sieht stumm auf die Leiche.)

Der Vorhang fällt.

Der gestiefelte Kater.

Kindermärchen in drei Akten,

mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge.

Personen.

Der König.	Der Souffleur.
Die Prinzessin, seine Tochter.	Ein Schuhmacher.
Prinz Nathanael von Malsinki.	Ein Historiograph.
Leander, Hofgelehrter.	Fischer.
Hanswurst, Hofnarr.	Müller.
Ein Kammerdiener.	Bötticher.
Der Koch.	Leutner.
Lorenz, Barthel, Gottlieb – Brüder und Bauern.	Wiesener.
	Dessen Nachbar.
	Elefanten.
Hinze, ein Kater.	Löwen.
Ein Wirt.	Bären.
Kunz, Michel – Bauern.	Ein Amtmann.
	Adler und andere Vögel.
Gesetz, ein Popanz.	Ein Kaninchen.
Ein Besänftiger.	Rebhühner.
Der Dichter.	Jupiter.
Ein Soldat.	Terkaleon.
Zwei Husaren.	Der Maschinist.
Zwei Liebende.	Gespenster.
Bediente.	Affen.
Musiker.	Das Publikum.
Ein Bauer.	

Einleitung des Herausgebers.

„In einigen heitern Stunden" oder, wie der Dichter gegen A. W. Schlegel gestand, „fast in einem Abend"[1] ward „Der gestiefelte Kater", die älteste unter Tiecks satirischen Komödien, 1797 geschrieben. Noch in demselben Jahre wurde er im 2. Band der „Volksmärchen von Peter Leberecht" und in zwei Einzelausgaben[2] veröffentlicht. Die unmittelbare Veranlassung zu dieser leicht hingeworfenen, genialen Improvisation, dieser „allerliebsten Satire gegen die Albernheiten des verbildeten Publikums" (Julian Schmidt), gab eine 1796 in Leipzig anonym erschienene Schrift mit dem Titel: „Entwickelung des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem weimarischen Hoftheater im Aprilmonat 1796". Der Verfasser war, wie man leicht erraten konnte und alle Welt wußte, der bekannte Hofrat Karl August Böttiger (1760—1835) in Weimar, jener „Freund Ubique", der sich in der Litteratur durch seine Vielgeschäftigkeit und seinen unzuverlässigen Charakter einen zweifelhaften Namen gemacht hat, und den Tieck, welcher später mit ihm in Dresden zusammen wirken mußte und mancherlei von seiner Tücke zu leiden hatte, in der Novelle „Die Vogelscheuche" (1834) noch einmal verewigte. Die genannte Schrift ist eine herzlich abgeschmackte Lobhudelei für Iffland, welche die Größe des gepriesenen Mimen gerade in seinen Schwächen sucht, nämlich in der leidigen Sucht nach sogenannten feinen Zügen und in der kleinlichen Art, einen Charakter in lauter einzelne ausgeklügelte Effektstückchen ohne höhere Einheit zu zerhacken. Das Unvermögen Böttigers in

[1] Vgl. „Schriften", Bd. 1, S. 10; Haym, „Romantische Schule", S. 907, und Brief an Schlegel, Berlin 23. Dez. 1797; handschriftlich auf der Dresdener Bibliothek.

[2] Die eine mit dem Titel „Der gestiefelte Kater ꝛc. Aus dem Italienischen Erste unverbesserte Auflage. Bergamo 1797, auf Kosten des Verfassers. In Kommission bei Onario Senzacolpa"; die andre gleichlautende mit dem Titel „Der gestiefelte Kater ꝛc., von Peter Leberecht. Berlin 1797 bei Karl Aug Nicolai."

ästhetischer Hinsicht tritt womöglich noch greller zu Tage durch die plumpe Art, mit der er es durch die zwecklosestе Notizengelehrsamkeit zu verbergen sucht; auf allen Seiten des Büchleins wimmelt es von Citaten, besonders antiker Schriftsteller: Namen wie Aristophanes, Vitruvius, Cicero, Aristoteles, Lucrez, Plautus, Virgil, Quintilian, Ovid, Athenäus, Tibull, Plinius, Euripides, Pollux, Properz schwirren dem Leser unaufhörlich um die Ohren. Scholien zu Horaz, Ausgaben von Casaubonus und Meursius, vatikanische Codices ꝛc. werden angezogen, überall prunkt der eitle Verfasser mit seinem im Grunde geistlosen Wissen. War Tieck, als einem begeisterten Verehrer der schlichten, einfach großen Kunst eines Fleck und Schröder, schon das „schwächliche, unnatürliche" Spiel des vom großen Publikum übertrieben gefeierten Virtuosen zuwider, so verdroß es ihn vollends, daß Böttigers Buch für solche falsche Kunst gewissermaßen litterarische Propaganda machte. „Wir [Tieck und seine Freunde] erstaunten", so berichtet er selbst[1], „daß alle diese Kleinlichkeiten, diese Nebensachen, die höchstens einen kleinen epigrammatischen Witz aussprechen konnten, so hoch angeschlagen, ja für das Wesen der Kunst ausgegeben wurden. Alle meine Erinnerungen, was ich zu verschiedenen Zeiten im Parterre, in den Logen oder den Salons gehört hatte, erwachten wieder, und so entstand und ward in einigen heitern Stunden dieser Kater ausgeführt. Es kam mir nicht darauf an, irgend jemand durch Bitterkeit erniedrigen zu wollen, einen Satz eigensinnig durchzufechten oder das Bessere nur anzupreisen, sondern das, was mir als das Alberne und Abgeschmackte erschien, wurde als solches mit allen seinen Widersprüchen und lächerlichen Anmaßungen hingestellt und an einem ebenso albernen, aber lustigen Kindermärchen deutlich gemacht."

Den Stoff zu dem Märchenstück, das von dem aufgeklärten Berliner Publikum so erbarmungslos ausgepocht wird, entnahm der Dichter den berühmten, noch jetzt viel gelesenen „Contes de ma mère l'Oie" von Charles Perrault (1628—1703), die zuerst 1697 erschienen, und die er wohl zuerst in der Übersetzung im 1. Bande der „Blauen Bibliothek aller Nationen" (Gotha 1790) kennen lernte. Das fünfte Märchen dieser Sammlung, aus welcher Tieck bereits 1796 die Fabel zu seinem „Blaubart", später (1811) die zum „Däumchen" schöpfte, ist die allbekannte, auch in Deutschland mehrfach als Kindermärchen bearbeitete Geschichte vom „Gestiefelten Kater" („Le chat botté"), der Tieck im ganzen treu folgt, natürlich abgesehen von allem Satirischen in der

[1] „Schriften", Bd. 1, S. XV

Charakterzeichnung (besonders des Königs, der Prinzessin, des Hofgelehrten rc.) und im Dialog. Die Form der harmlos-phantastischen Märchenkomödie fand er bei dem Italiener Gozzi (1722—1806); daneben lernte er aus den heitern Fastnachtsspielen Hans Sachs' und Goethes und den Komödien des Dänen Holberg (1684—1754), bei dem sich (z. B. in dem köstlichen „Ulysses von Ithacien") schon jener übermütige Scherz, „den die Bühne mit sich selbst treibt", das tolle Spiel zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Illusion und Zerstörung derselben findet — der erste Schritt zu der viel bewunderten und gescholtenen Selbstironie, „mit welcher der Dichter des ‚Gestiefelten Katers', in den Spiegel seiner eignen Laune lachend, sein Werk nur zu bilden scheint, um das Gebildete wieder zu zerstören."[1]

Die witzige und ergötzliche Satire, die durch mancherlei Beziehungen auf Berliner Verhältnisse für die Bewohner der Spreestadt noch pikanter wurde, gefiel allgemein, obgleich schon damals eben jene Anspielungen, die heutzutage natürlich fast alle verloren gehen, von gewisser Seite nicht ohne Grund angefochten wurden. „Wenn Sie", schrieb der alte Bildungsphilister und Aufklärer Friedrich Nicolai an Tieck[2] „im ‚Gestiefelten Kater' auf hiesige Theateranekdoten anspielen, so ist's vielleicht schon für hiesige Leser, welche unbedeutende Theater- und Parterreanekdoten für armselig halten, nicht interessant; was sollen denn auswärtige Leser dabei denken, welche gar nicht wissen, was sie lesen?" Doch in solchen Anspielungen beruht ja nicht der Wert des Scherzes, sondern vielmehr in dem „sprudelnden Witz" und der „ungetrübten Lustigkeit" (J. Schmidt) des „tollen Stückes", das freilich Friedrich Schlegel, wie er im November 1797 an seinen Bruder Wilhelm schrieb, „nicht reich, nicht frech, nicht poetisch genug" fand. Niemand aber erkannte das Neue und Erfreuliche der seltsamen Erscheinung freudiger an als A. W. Schlegel, der das Stück, noch ehe er den Namen des Dichters kannte, in der „Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung"[3] und später (1798) im „Athenäum" besprach. An jenem Orte heißt es unter anderm: „Es ist zu befürchten, daß es den Theoretikern viel Not machen wird, die Gattung zu bestimmen, wohin es eigentlich gehört. So viel sieht man ohne tiefe Kennerschaft ein, daß es eine Posse ist, eine kecke, mutwillige Posse, worin der Dichter sich alle Augenblicke selbst zu unter-

[1] Haym, „Romantische Schule", S. 101. Tieck selbst („Kritische Schriften", Band 1, S 44) gibt als Zweck des romantischen Lustspiels an: den Zuschauer gänzlich in die Empfindung eines Träumenden hineinzuwiegen.

[2] „Briefe", Bd. 3, S. 60.

[3] 1797, Bd. 4, S 163 ff.

brechen und sein eignes Werk zu zerstören scheint, um nur desto mehr Spöttereien rechts und links und nach allen Seiten wie leichte Pfeile fliegen zu lassen. Doch geschieht dies mit so viel fröhlicher Gutmütigkeit, daß man es ergötzlich finden müßte, wenn auch unsre eignen Vettern und Basen lächerlich gemacht sein sollten ... Man sieht, es geht ziemlich bunt durcheinander; wenn es den Verfasser nur nicht einmal gereut, sich und andre unterhalten zu haben. Denn — verstehen wir ihn anders recht — so hätte er sich ja gar über das Publikum selbst lustig gemacht" &c. Und im „Athenäum": „In der That ist es eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter diesen Volksmärchen vorzüglich den ‚Gestiefelten Kater' mehr in Umlauf gebracht und nach dem Maße des gegebenen Ärgernisses ihm Leser und Tadler verschafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans[1] das leibhaftige deutsche Theater samt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, ist wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodisch, deklamatorisch, gallicht wäre; aber gerade umgekehrt, sie ist durchaus mutwillig und possenhaft, kurz, gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfasser verloren; er wird sich niemals von den Streichen, die er ausgeteilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder[2] ungestraft antasten zu können?" &c.

Es ist leicht zu sehen, daß Tieck bei der Verspottung von Böttigers lächerlichem Buche nicht stehen bleibt, daß er seine Laune über die Armseligkeit der Rührstücke wie überhaupt der ganzen Modepoesie, über die Borniertheit des auf seine Bildung sehr eingebildeten Publikums wie über die ganze spaßlose Nüchternheit des Aufklärungszeitalters ergießt. Daneben spielt der Humor harmlos neckend nach allen möglichen Seiten hin; auch das politische Leben wird gestreift in der Person des Popanzes „Gesetz" (bei Perrault ‚l'Ogre"), der zuletzt von Hinze aufgefressen wird und dem Tiers état Gottlieb Platz machen muß[3]. Ganz mit Unrecht jedoch hat man satirische Beziehungen in dem hochkomischen König (dem Stammvater aller jener Könige, die in modernen Märchen, z. B. bei Andersen, sich mit Krone und Zepter zu Tische setzen) erblicken wollen. Der durchaus monarchisch gesinnte Tieck hat solche Unterschiebung stets abgewiesen, und auch die wirklich politischen Anspielungen sind so zahm, daß dem Dichter, indem man ihn ganz unpassend mit Aristophanes verglich, sogar der Vorwurf der Unbeherztheit

---

[1] Die oben erwähnten „Contes de ma mère l'Oie" von Charles Perrault.
[2] Emanuel Schikaneder (1751—1812), der bekannte Verfasser der Texte zur „Zauberflöte" und zum „Spiegel von Arkadien".
[3] Vgl. „Kritische Schriften", Bd. 4, S. 378.

nicht erspart blieb. Indes selbst Heine ist billig genug, zuzugestehen: „Man muß auch den politisch unfreien Zustand Deutschlands berücksichtigen.“ Haym, ein völlig unparteiischer Beurteiler, sagt[1]: „Tieck war nichts weniger als ein politisch aufgelegter Kopf; aber wie viele unsrer Landsleute waren es denn in jenen Tagen? Seine Interessen waren abstrakt litterarische, poetische, theatralische; das macht, seit langem hatte man in unserm Vaterlande überhaupt keine andern gehabt, und um diese Dinge ... um ‚Iphigenie‘ und ‚Don Carlos‘, um die ‚Xenien‘ und die ‚Horen‘, noch viel mehr aber um Spieß [den Verfasser damals beliebter Räuberromane] und Lafontaine [den Vertreter der thränenreichen Familiengeschichte], um Iffland und Kotzebue drehte sich das Gespräch der gebildeten Berliner Gesellschaft. Unser gesamtes geistiges Leben, die besten Blüten sogar unsrer Dichtung und Philosophie krankten an dieser Einseitigkeit unsrer Entwickelung, an der Beschränkung der Nation auf die Sphäre des Privat- und Einzellebens.“

Der Dichter hat den Scherz 1811, vierzehn Jahre nach seiner Entstehung, für den „Phantasus“[2] teilweise umgearbeitet. Dabei erfuhr das Stück manche Änderungen und Zusätze, von denen viele unstreitig sehr glücklich sind; namentlich ist die Figur Böttichers viel komischer geworden. Andrerseits kam durch neue Anspielungen auf Thorheiten einer spätern Litteraturepoche etwas Schielendes hinein, indem die alten, auf frühere Zustände sich beziehenden daneben stehen blieben. Da zudem der Scherz gerade in seinem durchaus ephemeren Charakter ein gut Teil seiner eigentümlichen Bedeutung hat, sind wir hier einmal von der Regel, die letzte vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe jeder Dichtung unserm Text zu Grunde zu legen, abgewichen und geben das Stück nach den Drucken von 1797. Wir glaubten, den „Kater“ von unsrer Auswahl nicht ausschließen zu dürfen; denn kann er auch nie eine in breitere Schichten dringende Wirkung hervorbringen, da er nur für Freunde und Kenner der Litteratur berechnet ist, fand er infolgedessen auch bei der sehr verspäteten Aufführung, die Friedrich Wilhelm IV. gegen den Willen des einsichtigen Dichters den 20. April 1844 im Berliner Schauspielhaus veranstalten ließ[3], zwar eine freundliche Aufnahme, aber sicherlich nur wenig Verständnis, so wird sich doch der Leser an den vielen Stellen, wo der

[1] „Romantische Schule“, S. 102.

[2] Band 2, 1812, S. 145; wiederholt „Schriften“ 5, 161 und 2. Ausgabe des „Phantasus“ 2, 303.

[3] Sie wurde nur dreimal wiederholt. Vgl. Schäffer und Hartmann, „Die Königlichen Theater in Berlin“, S. 35

Humor nur um seiner selbst willen, ohne polemische Absicht sich in tollen Sprüngen ergeht, aufrichtig ergötzen können. Gelang es doch noch im Jahre 1834 Karl Immermann, in Düsseldorf durch eine Vorlesung des Stückes „eine Gesellschaft von 80 Personen in ein unauslöschliches, anderthalbstündiges Gelächter zu versetzen".[1]

Die litterarische Wirkung, welche der „Gestiefelte Kater" und seine beiden jüngern Geschwister: „Zerbino" und „Die verkehrte Welt", von denen jenes unstreitig an poetischem Werte am höchsten steht, hervorbrachten, war bedeutend; nicht zwar so, als ob die verspotteten Thorheiten nun verschwunden oder nur kleiner geworden wären — dieser Wirkung hat sich noch kein Dichter rühmen können —, wohl aber insofern, als sie eine ganze Reihe von Poeten anregten, Ähnliches zu schaffen. Wir erinnern nur an A. W. Schlegels „Ehrenpforte und Triumphbogen für Kotzebue" und sein „Fastnachtsspiel" (1801), Eichendorffs „Krieg den Philistern" und „Meierbeths Glück und Ende", an Platens „Verhängnisvolle Gabel" und „Romantischen Ödipus", an Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", an Brentanos, Immermanns, Öhlenschlägers, Menzels Versuche im phantastischen Lustspiel. Baggesens angeblich aristophanisches Drama „Der vollendete Faust" (1804) ist eine direkte Nachahmung des „Katers", die diesen zu verspotten sucht, der aber aller Witz des Vorbildes fehlt. Dagegen steht E. T. A. Hoffmanns epischer „Kater Murr" durch geistreichen Witz seinem dramatischen Vorfahr nicht unebenbürtig zur Seite.

---

[1] „Briefe an Tieck", Bd. 2, S. 71.

Prolog.

Die Szene ist im Parterre, die Lichter sind schon angezündet, die Musiker sind im Orchester versammelt. — Das Schauspiel ist voll, man schwatzt durcheinander, Ankommende u. s. w.

Fischer. Müller. Schlosser. Bötticher. Im Parterre.

Fischer. Aber ich bin doch neugierig — Herr Müller, was sagen Sie zu dem heutigen Stücke?

Müller. Ich hätte mich[1] eher des Himmels Einfall vermutet, als ein solches Stück auf unserm Theater zu sehn.

Fischer. Kennen Sie das Stück?

Müller. Nicht im mindesten. — Ein wunderlicher Titel ist es: Der gestiefelte Kater. — Ich hoffe doch nimmermehr, daß man die Kinderpossen wird aufs Theater bringen.

Schlosser. Ist es denn eine Oper?

Fischer. Nichts weniger, auf dem Komödienzettel steht: Ein Kindermärchen.

Schlosser. Ein Kindermärchen? Aber um Gotteswillen, sind wir denn Kinder, daß man uns solche Stücke aufführen will? Es wird doch wohl nimmermehr ein ordentlicher Kater aufs Theater kommen?

Fischer. Es ist am Ende eine Nachahmung der neuen Arkadier, so eine Art von Terkaleon[2] —

---

[1] Berlinismus; in den spätern Ausgaben in mir verbessert. Ähnliche Verwechselungen des Akkusativs und Dativs bei Tieck (besonders in jüngern Jahren) nicht unerhört.

[2] „Der Spiegel von Arkadien", heroisch-komische Oper in 2 Akten von Schikaneder, Musik von Franz Xaver Süßmeyer; von Vulpius, des tollen Unsinns wegen, den der Text enthält, umgearbeitet unter dem Titel „Die neuen Arkadier"; in Berlin zum ersten Male am 3. August 1796 aufgeführt und bis 1808 37mal wiederholt. Darin: Tarkaleon „ein böser Genius", dem Monostatos in der „Zauberflöte" entsprechend.

Müller. Das wäre nun nicht übel, denn ich habe schon längst gewünscht, eine solche wunderbare Oper einmal ohne Musik zu sehn.

Fischer. Ohne Musik ist es abgeschmackt, denn, lieber Freund, über solche Kindereien, über solchen Aberglauben sind wir weg, die Aufklärung hat ihre gehörigen Früchte getragen.

Müller. Am Ende ist es ein ordentliches Familiengemälde[1], und es ist nur so ein Spaß, gleichsam ein Scherz mit dem Kater, eine Veranlassung, wenn ich so sagen darf.

Schlosser. Wenn ich meine rechte Meinung sagen soll, so halt' ich das Ganze für einen Pfiff, Gesinnungen, Winke unter die Leute zu bringen. Ihr werdet sehn, ob ich nicht recht habe. Ein Revolutionsstück[2], soviel ich begreife.

Fischer. Das glaub' ich auch, denn sonst würde ja der Geschmack abscheulich vor den Kopf gestoßen. Ich muß wenigstens gestehn, daß ich nie an Hexen oder Gespenster habe glauben können, viel weniger an den gestiefelten Kater.

Schlosser. Es ist das Zeitalter für diese Phantome nicht mehr. — Da kommt ja Leutner, der wird uns vielleicht mehr sagen können.

Leutner drängt sich durch.

Leutner. Guten Abend, guten Abend! Nun, wie geht's?

Müller. Sagen Sie uns nur, wie es mit es dem heutigen Stücke beschaffen ist.

(Die Musik fängt an.)

Leutner. Schon so spät? Da komm' ich ja gerade zur rechten Zeit. — Mit dem Stücke? Ich habe soeben den Dichter gesprochen, er ist auf dem Theater und hilft den Kater anziehn.

Viele Stimmen. Hilft? — der Dichter? — den Kater? — Also kommt doch ein Kater vor?

Leutner. Ja freilich, und er steht ja auch auf dem Zettel.

Fischer. Wer spielt ihn denn?

Leutner. Je, der fremde Akteur, der große Mann.[3]

---

[1] Wie von Iffland, Kotzebue 2c.

[2] Stücke gegen die Revolution von Iffland, z. B. „Die Kokarden", 1791.

[3] Iffland, der zum erstenmal 27. Oktober 1796 in Berlin mit außerordentlichem Beifall als Gast auftrat; 17. Dezember desselben Jahres ward er bereits zum Direktor des Nationaltheaters ernannt.

Müller. In der That? — Aber wie kann man denn solch Zeug spielen?

Leutner. Der Dichter meint, zur Abwechselung —

Fischer. Eine schöne Abwechselung – warum nicht auch den Blaubart und Prinz Kobold?[1] — Ei! der vortrefflichen Süjets fürs Drama!

Müller. Wie werden sie aber den Kater anziehn? — und ob er denn wirkliche Stiefeln trägt?

Leutner. Ich bin ebenso begierig wie Sie alle.

Fischer. Aber wollen wir uns denn wirklich solch Zeug vorspielen lassen? Wir sind zwar aus Neugier hergekommen, aber wir haben doch Geschmack.[2]

Müller. Ich habe große Lust zu pochen.

Leutner. Es ist überdies etwas kalt. — Ich mache den Anfang. (Er trommelt, die übrigen akkompagnieren.)

Wiesener (auf der andern Seite). Weswegen wird denn gepocht?

Leutner. Den guten Geschmack zu retten.

Wiesener. Nun, da will ich auch nicht der letzte sein. (Er trommelt.)

Stimmen. Still, man kann ja die Musik nicht hören.

(Alles trommelt.)

Schlosser. Aber man sollte doch das Stück erst zu Ende spielen lassen, denn man hat doch immer auf jeden Fall sein Geld gegeben; hernach wollen wir pochen, daß man es vor der Thür hört.

Alle. Nein, jetzt, jetzt — der Geschmack — die Regeln — die Kunst — alles geht sonst zu Grunde.

Ein Lampenputzer. Meine Herren, soll man die Wache hereinschicken?

Leutner. Wir haben bezahlt, wir machen das Publikum aus, und darum wollen wir auch unsern eignen guten Geschmack haben und keine Possen.

---

[1] „La Barbe-Bleue“, das bekannte Märchen in den „Contes de ma mère l'Oie“ von Perrault; Tiecks Dramatisierung des Stoffes war bereits 1797 gedruckt. „Le prince lutin“, Titel eines Märchens der Gräfin Aulnoy (übersetzt im 3. Bd. der „Blauen Bibliothek“, Gotha 1790); in der Umarbeitung des Stückes (1811) steht statt „Prinz Kobold“: „Rotkäppchen oder Däumchen“.

[2] Ausdrücke wie dieser und die folgenden, „Bildung“, „vernünftig“ ꝛc., waren typisch gewordene Stichworte der Aufklärungszeit.

Der Dichter (hinter dem Theater). Das Stück wird sogleich seinen Anfang nehmen.

Müller. Kein Stück — wir wollen kein Stück — wir wollen guten Geschmack —

Alle. Geschmack! Geschmack!

Der Dichter. Ich bin in Verlegenheit — was meinen Sie, wenn ich fragen darf?

Schlosser. Geschmack! — Sind Sie ein Dichter, und wissen nicht einmal, was Geschmack ist?

Der Dichter. Bedenken Sie einen jungen Anfänger —

Schlosser. Wir wollen nichts von Anfänger wissen, — wir wollen ein ordentliches Stück sehn — ein geschmackvolles Stück!

Der Dichter. Von welcher Sorte? Von welcher Farbe?

Müller. Familiengeschichten — Entführungen — Geschwister vom Lande[1] — so etwas.

Der **Dichter** kömmt hinter dem Vorhange hervor.

Der Dichter. Meine Herren —

Alle. Ist das der Dichter?

Fischer. Er sieht wenig wie ein Dichter aus.

Schlosser. Naseweis.

Müller. Er hat nicht einmal abgeschnittene Haare[2] —

Der Dichter. Meine Herren — verzeihen Sie meine Keckheit —

Fischer. Wie können Sie solche Stücke schreiben? Warum haben Sie sich nicht gebildet?

Der Dichter. Vergönnen Sie mir nur eine Minute Gehör, ehe Sie mich verdammen. Ich weiß, daß ein verehrungswürdiges Publikum den Dichter richten muß, daß von Ihnen keine Appellation stattfindet, aber ich kenne die Gerechtigkeitsliebe eines verehrungswürdigen Publikums, daß es mich nicht von einer Bahn zurückschrecken wird, wo ich seiner gütigen Leitung so sehr bedarf.

Fischer. Er spricht nicht übel.

Müller. Er ist höflicher, als ich dachte.

---

[1] „Die Entführung" und die „Geschwister vom Lande", Lustspiele von Johann Friedrich Jünger (1759—1797), dem Verfasser vieler oberflächlicher Bühnenstücke; jenes 1791, dieses 1792 zuerst in Berlin aufgeführt.

[2] Die damals (im Gegensatz zum preußischen Zopf) für genial galten.

Schlosser. Er hat doch Respekt vor dem Publikum.

Der Dichter. Ich schäme mich, die Eingebung meiner Muse so erleuchteten Richtern vorzuführen, und nur die Kunst unsrer Schauspieler tröstet mich noch einigermaßen, sonst würde ich ohne weitere Umstände in Verzweiflung versinken.

Fischer. Er dauert mich.

Müller. Ein guter Kerl!

Der Dichter. Als ich Dero Pochen vernahm — noch nie hat mich etwas dermaßen erschreckt, ich bin noch bleich und zittre und begreife selbst nicht, wie ich zu der Kühnheit komme, so vor Ihnen zu erscheinen.

Leutner. So klatscht doch! (Alle klatschen.)

Der Dichter. Ich wollte einen Versuch machen, durch Laune, wenn sie mir gelungen ist, durch Heiterkeit durch wirkliche Possen zu belustigen, da uns unsre neuesten Stücke so selten zum Lachen Gelegenheit geben.

Müller. Das ist auch wahr!

Leutner. Er hat recht — der Mann.

Schlosser. Bravo! bravo!

Alle. Bravo! bravo! (Sie klatschen.)

Der Dichter. Mögen Sie, Verehrungswürdige, jetzt entscheiden, ob mein Versuch nicht ganz zu verwerfen sei — mit Zittern ziehe ich mich zurück, und das Stück wird seinen Anfang nehmen (Er verbeugt sich sehr ehrerbietig und geht hinter den Vorhang.)

Alle. Bravo! bravo!

Stimme von der Galerie. Da capo! —

(Alles lacht. Die Musik fängt wieder an, indem geht der Vorhang auf.)

Erster Akt.

Kleine Bauernstube.

Lorenz. Barthel. Gottlieb. Der **Kater Hinz** liegt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz. Ich glaube, daß nach dem Ableben unsers Vaters unser kleines Vermögen sich bald wird einteilen lassen. Ihr wißt, daß der selige Mann nur drei Stücke von Belang zurückgelassen hat, ein Pferd, einen Ochsen und jenen Kater dort. Ich, als der älteste, nehme das Pferd, Barthel, der nächste nach mir, bekömmt den Ochsen, und so bleibt denn natürlicherweise für unsern jüngsten Bruder der Kater übrig.

Leutner (im Parterre). Um Gotteswillen! hat man schon eine solche Exposition gesehen! Man sehe doch, wie tief die dramatische Kunst gesunken ist!

Müller. Aber ich habe doch alles recht gut verstanden.

Leutner. Das ist ja eben der Fehler, man muß es dem Zuschauer so verstohlnerweise unter den Fuß geben, aber nicht so gradezu in den Bart werfen.

Müller. Aber man weiß doch nun, woran man ist.

Leutner. Das muß man ja aber nicht so geschwinde wissen; daß man so nach und nach hineinkömmt, ist ja eben der beste Spaß.

Barthel. Ich glaube, Bruder Gottlieb, du wirst auch mit der Einteilung zufrieden sein; du bist leider der jüngste, und da mußt du uns einige Vorrechte lassen.

Gottlieb. Freilich wohl.

Schlosser. Aber, warum mischt sich denn das Pupillenkollegium[1] nicht in die Erbschaft? Welche Unwahrscheinlichkeiten

[1] Vormundschaftsgericht

Lorenz. So wollen wir denn nun gehn, lieber Gottlieb, lebe wohl, laß dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb. Adieu. (Die Brüder gehn ab.) (Allein. Monolog.) Sie gehn fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unsre Wohnungen, Lorenz kann mit seinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann seinen Ochsen schlachten und einsalzen und eine Zeitlang davon leben — aber was soll ich armer Unglückseliger mit meinem Kater anfangen? — Höchstens kann ich mir aus seinem Felle für den Winter einen Muff machen lassen, aber ich glaube, er ist jetzt noch dazu in der Rauhe[1]. — Da liegt er und schläft ganz geruhig — armer Hinze! wir werden uns bald trennen müssen. Es thut mir leid, ich habe ihn auferzogen, ich kenne ihn wie mich selber — aber er wird dran glauben müssen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er sieht mich an, als wenn er mich verstände, es fehlt wenig, so fang' ich an zu weinen. (Er geht in Gedanken auf und ab.)

Müller. Nun, seht ihr wohl, daß es ein rührendes Familiengemälde wird? Der Bauer ist arm und ohne Geld, er wird nun in der äußersten Not sein treues Haustier verkaufen, an irgend ein empfindsames Fräulein, und dadurch wird am Ende sein Glück gegründet werden. — Es ist vielleicht eine Nachahmung vom Papagei von Kotzebue[2], aus dem Vogel ist hier eine Katze gemacht, und das Stück findet sich von selbst.

Fischer. Nun es so kömmt, bin ich auch zufrieden.

Hinze, der Kater (richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann): — Mein lieber Gottlieb — ich habe ein ordentliches Mitleid mit Euch.

Gottlieb (erstaunt). Wie, Kater, du sprichst?

Die Kunstrichter (im Parterre). — Der Kater spricht? — Was ist denn das?

Fischer. Unmöglich kann ich da in eine vernünftige Illusion hineinkommen.

---

[1] Mauser

[2] Schauspiel in 3 Aufzügen, 1791 in Berlin ohne Beifall aufgeführt. August von Kotzebue (1761—1819), äußerst fruchtbar; seine witzigen, aber oberflächlichen und frivolen Lustspiele werden zum Teil noch aufgeführt, während seine rührseligen, abgeschmackten, oft unsittlichen ernsten Dramen vergessen sind.

Müller. Eh' ich mich so täuschen lasse, will ich lieber zeitlebens kein Stück wieder sehn.

Hinze. Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb. Ich hätt' es nicht vermutet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hinze. Ihr meint, weil wir nicht immer in alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Gottlieb. Ich denke, ihr seid bloß dazu da, Mäuse zu fangen?

Hinze. Wenn wir nicht im Umgang mit den Menschen eine gewisse Verachtung gegen die Sprache bekämen, so könnten wir alle sprechen.

Gottlieb. Nun, das gesteh' ich! — Aber warum laßt ihr euch denn so gar nichts merken?

Hinze. Um uns keine Verantwortungen zuzuziehen, denn wenn uns sogenannten Tieren noch erst die Sprache angeprügelt würde, so wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Das Pferd! es sind dumme Tiere, daß sie sich ihren Verstand merken lassen, sie müssen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben, wir Katzen sind noch immer das freieste Geschlecht, weil wir uns bei aller unsrer Geschicklichkeit so ungeschickt anzustellen wissen, daß es der Mensch ganz aufgibt, uns zu erziehn.

Gottlieb. Aber warum entdeckst du mir das alles?

Hinze. Weil Ihr ein guter, ein edler Mann seid, einer von den wenigen, die keinen Gefallen an Dienstbarkeit und Sklaverei finden, seht, darum entdecke ich mich Euch ganz und gar.

Gottlieb (reicht ihm die Hand). Braver Freund!

Hinze. Die Menschen stehn in dem Irrtume, daß an uns jenes instinktmäßige Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei, sie streicheln uns daher oft auf eine ungeschickte Weise, und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehn, glaube mir, sie würden unsre gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater

bei Eurem Nachbar, läßt es sich sogar zuweilen gefallen, für den König durch einen Tonnenband[1] zu springen.

Gottlieb. Da hast du recht.

Hinze. Ich liebe Euch, Gottlieb, ganz vorzüglich. Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, Ihr habt mich schlafen lassen, wenn es mir recht war, Ihr habt Euch widersetzt, wenn Eure Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir ins Dunkle zu gehn und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb. Edelmütiger Hinze! Ha, mit welchem Unrechte wird von euch schlecht und verächtlich gesprochen, eure Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf — welchen Zuwachs von Menschenkenntnis bekomme ich so unerwartet!

Fischer. Freunde, wo ist unsere Hoffnung zu einem Familiengemälde geblieben?

Leutner. Es ist doch fast zu toll.

Schlosser. Ich bin wie im Traum.

Hinze. Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb — aber nehmt's mir nicht übel, Ihr seid etwas eingeschränkt, borniert, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei heraus sprechen soll.

Gottlieb. Ach Gott, nein.

Hinze. Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was Ihr anfangen wollt.

Gottlieb. Du hast ganz meine Gedanken.

Hinze. Wenn Ihr Euch auch einen Muff aus meinem Pelze machen ließet —

Gottlieb. Nimm's nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher nur so durch den Kopf fuhr.

Hinze. Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt Ihr kein Mittel, Euch durchzubringen?

Gottlieb. Kein einziges!

Hinze. Ihr könntet mit mir herumziehn und mich für Geld sehen lassen — aber das ist immer keine sichere Lebensart.

Gottlieb. Nein.

---

[1] Faßreifen. Der Band (für das Band) auch bei andern norddeutschen Schriftstellern.

Hinze. Ihr könntet ein Journal herausgeben oder eine deutsche Zeitung, mit dem Motto: Homo sum[1] — oder einen Roman, ich wollte Euer Mitarbeiter sein — aber das ist zu umständlich.

Gottlieb. Ja.

Hinze. Nun, ich will schon noch besser für Euch sorgen — verlaßt Euch drauf, daß Ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb. O bester, edelmütigster Mann. (Er umarmt ihn zärtlich.)

Hinze. Aber Ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb. Vollkommen, ich kenne ja jetzt dein redliches Gemüt.

Hinze. Nun, so thut mir den Gefallen und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein Paar Stiefeln anmesse.

Gottlieb. Den Schuhmacher? — Stiefeln?

Hinze. Ihr wundert Euch, aber bei dem, was ich für Euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehn und zu laufen, daß ich notwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb. Aber warum nicht Schuh'?

Hinze. Gottlieb, Ihr versteht das Ding nicht, ich muß dadurch ein Ansehn bekommen, ein imponierendes Wesen, kurz eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zeitlebens nicht hat.

Gottlieb. Nun, wie du meinst — aber der Schuster wird sich wundern.

Hinze. Gar nicht, man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besonders wäre, daß ich Stiefeln tragen will; man gewöhnt sich an alles.

Gottlieb. Jawohl, ist mir doch der Diskurs mit dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins, da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch du; warum willst du noch Komplimente mit mir machen?

Hinze. Wie du willst.

Gottlieb. Da geht grade der Schuhmacher vorbei; — he! pst! Herr Gevatter Leichdorn![2] will Er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

---

[1] „Homo sum; nil humani a me alienum puto" („Ein Mensch bin ich; nichts Menschliches acht' ich für mir fremd"), der bekannte Vers des Terenz („Heautontimorumenos", 77), wohl wirklich Motto einer damaligen Zeitung.

[2] Hühnerauge; eigentlich Dorn im Leib (vgl. Leich-nam).

Der Schuhmacher kömmt herein.

Schuhmacher. Profit! — Was gibt's Neues?

Gottlieb. Ich habe lange keine Arbeit bei Ihm bestellt —

Schuhmacher. Nein, Herr Gevatter, ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb. Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen lassen —

Schuhmacher. Setz' Er sich nur nieder, das Maß hab' ich bei mir.

Gottlieb. Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher. Für den da? — Gut. (Hinze setzt sich auf einen Stuhl nieder und hält das rechte Bein hin.) Wie beliebt Er denn, Musje?

Hinze. Erstlich gute Sohlen, dann braune Klappen und vor allen Dingen steif.

Schuhmacher. Gut. — (Er nimmt Maß.) Will Er nicht so gut sein — die Krallen — oder Nägel etwas einzuziehn, ich hab' mich schon gerissen. — (Er nimmt Maß.)

Hinze. Und schnell müssen sie fertig werden. (Da ihm das Bein gestreichelt wird, fängt er wider Willen an zu spinnen.)

Schuhmacher. Der Musje ist recht vergnügt.

Gottlieb. Ja, es ist ein aufgeräumter Kopf, er ist erst von der Schule gekommen, was man so einen Vokativus[1] nennt.

Schuhmacher. Na, adies. (Ab.)

Gottlieb. Willst du dir nicht etwa auch den Bart scheren lassen?

Hinze. Beileibe nicht, ich sehe so weit ehrwürdiger aus, und du weißt ja wohl, daß die Katzen nachher gleich unmännlich werden. Ein Kater ohne Bart ist nur ein verächtliches Geschöpf.

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, was du vorhast!

Hinze. Du wirst es schon gewahr werden — jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern spazieren gehn, es ist da oben eine hübsche freie Aussicht, und man erwischt auch wohl eine Taube.

Gottlieb. Als guter Freund will ich dich warnen, daß du dich nicht dabei ergreifen lässest —

---

[1] Schalk, Taugenichts; angeblich aus dem lat. fugitivus: flüchtiger Sklave, Feigling, Überläufer.

Hinze. Sei unbesorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdessen. (Er geht ab.)

Gottlieb (allein). In der Naturgeschichte steht immer, daß man den Katzen nicht trauen könne, und daß sie zum Löwengeschlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht. Wenn der Kater nun kein Gewissen hätte, so könnte er mir mit den Stiefeln nachher davonlaufen, für die ich nun mein letztes Geld hingeben muß, und sie irgendwo vertrödeln[1], oder er könnte sich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen und nachher bei ihm in Dienste treten. — Aber der hat ja schon einen Kater. — Nein, Hinz, meine Brüder haben mich betrogen, und nun will ich es einmal mit dir versuchen. Er sprach so edel, er war so gerührt — da sitzt er drüben auf dem Dache und putzt sich den Bart — vergib mir, erhabner Freund, daß ich an deinem Großsinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. (Er geht ab)

Fischer. Welcher Unsinn!

Müller. Warum der Kater nur die Stiefeln braucht? Um besser gehen zu können? — Dummes Zeug!

Schlosser. Es ist aber, als wenn ich einen Kater vor mir sehe.

Leutner. Still, es wird verwandelt!

Saal im königlichen Palast.

Der **König** mit Krone und Zepter. Die **Prinzessin**, seine Tochter.

König. Schon tausend schöne Prinzen, wertgeschätzte Tochter, haben sich um dich beworben und dir ihre Königreiche zu Füßen gelegt, aber du hast ihrer immer nicht geachtet. Sage Uns die Ursache davon, mein Kleinod.

Prinzessin. Mein allergnädigster Herr Vater, ich habe immer geglaubt, daß mein Herz erst einige Empfindungen zeigen müsse, ehe ich meinen Nacken in das Joch des Ehestandes beugte. Denn eine Ehe ohne Liebe, sagt man, ist die wahre Hölle auf Erden.

---

[1] An einen Tröbler verkaufen.

König. Recht so, meine liebe Tochter. Ach, wohl, wohl hast du da ein wahres Wort gesagt: eine Hölle auf Erden! Ach, wenn ich doch nicht darüber mitsprechen könnte! Wär' ich doch lieber unwissend geblieben! Aber so, teures Kleinod, kann ich ein Liedchen davon singen, wie man zu sagen pflegt. Deine Mutter, meine höchstselige Gemahlin — ach, Prinzessin, sieh, die Thränen stehn mir noch auf meinen alten Tagen in den Augen — sie war eine gute Fürstin, sie trug die Krone mit einer unbeschreiblichen Majestät — aber mir hat sie gar wenig Ruhe gelassen — nun, sanft ruhe ihre Asche bei ihren fürstlichen Anverwandten.

Prinzessin. Ihro Majestät erhitzen sich zu sehr.

König. Wenn mir die Erinnerung davon zurückkömmt — o mein Kind, auf meinen Knien möcht' ich dich beschwören — nimm dich beim Verheiraten ja in acht. — Es ist eine große Wahrheit, daß man Leinewand und einen Bräutigam nicht bei Lichte kaufen müsse, eine Wahrheit, die in allen Büchern stehen sollte. — Was hab' ich gelitten! Kein Tag verging ohne Zank, ich konnte nicht in Ruhe schlafen, ich konnte die Regierungsgeschäfte nicht ruhig abmachen, ich konnte über nichts denken, ich konnte kein Buch lesen — immer wurd' ich unterbrochen. — Und doch sehnt sich mein Geist, verewigte Klotilde[1], jetzt zuweilen nach dir zurück — es beißt mir in den Augen — ich bin ein rechter alter Narr.

Prinzessin (zärtlich). Mein Vater.

König. Ich zittre, wenn ich an die Gefahren denke, die dir bevorstehn, denn, wenn du dich nun auch verliebst, meine Tochter — ach! Du solltest nur sehn, wie dicke Bücher weise Männer darüber vollgeschrieben haben — sieh, so kann dich eben deine Leidenschaft wieder elend machen. Das glücklichste, das seligste Gefühl kann uns zu Grunde richten, die Liebe ist gleichsam ein künstlicher Vexierbecher, statt Nektar trinken wir oft Gift, dann ist unser Lager von Thränen naß, alle Hoffnung, aller Trost ist

---

[1] So heißt Emanuels ätherische Geliebte in Jean Pauls „Hesperus“ (erschienen 1795); harmlose Neckerei, da Tieck damals Jean Paul „anbetete“ (Friedrich Schlegel an seinen Bruder Wilhelm, 29. Dezember 1797).

dahin. — (Man hört blasen.) Es ist doch noch nicht Tischzeit? — Gewiß wieder ein neuer Prinz, der sich in dich verlieben will. — Hüte dich, meine Tochter, du bist mein einziges Kind, und du glaubst nicht, wie sehr mir dein Glück am Herzen liegt. (Er küßt sie und geht ab, im Parterre wird geklatscht.)

Fischer. Das ist doch einmal eine Szene, in der gesunder Menschenverstand anzutreffen ist.

Schlosser. Ich bin auch gerührt.

Müller. Es ist ein trefflicher Fürst.

Fischer. Mit der Krone brauchte er nun grade nicht aufzutreten.

Schlosser. Es stört die Teilnahme ganz, die man für ihn als zärtlichen Vater hat.

Die Prinzessin (allein). Ich begreife gar nicht, warum noch keiner von den Prinzen mein Herz mit Liebe gerührt hat. Die Warnungen meines Vaters liegen mir immer im Gedächtnis, er ist ein großer Fürst und dabei doch ein guter Vater, mein Glück steht ihm beständig vor Augen: wenn ihn nur nicht der Jachzorn oft so plötzlich überraschte! Aber so ist Glück immer mit Unglück gepaart. Meine Freude sind die Wissenschaften und die Künste, Bücher machen all mein Glück aus.

Die **Prinzessin. Leander**, der Hofgelehrte.

Leander. Nun, Ihro Königliche Hoheit? — (Sie setzen sich.)

Prinzessin. Hier, Herr Leander, ist mein Versuch — ich hab' es Nachtgedanken[1] überschrieben.

Leander (liest). Trefflich! geistreich! — Ah! mir ist, als hör' ich die mitternächtliche Stunde Zwölfe schlagen. Wenn[2] haben Sie das geschrieben?

Prinzessin. Gestern mittag nach dem Essen.

Leander. Schön gedacht! Wahrlich, schön gedacht! — Aber, mit gnädigster Erlaubnis: — „Der Mond scheint betrübt in der

---

[1] Des Engländers Edward Young (1681—1765) „Nachtgedanken" waren durch Johann Arnold Eberts Übersetzung (zuerst 1754) auch in Deutschland ein Lieblingsbuch sentimentaler Leser geworden und riefen zahlreiche Nachahmungen hervor.

[2] „Wenn" statt „wann", „denn" statt „dann", und umgekehrt, nicht selten in Tiecks ältern Schriften.

Welt herein" — wenn Sie es nicht ungnädig vermerken wollen, so muß es heißen: in die Welt.

Prinzessin. Schon gut, ich will es mir für die Zukunft merken; es ist einfältig, daß einem das Dichten so schwergemacht wird, man kann nicht fünf bis sechs Reihen[1] schreiben, ohne einen Fehler zu machen.

Leander. Das ist so der Eigensinn der Sprache.

Prinzessin. Sind die Gefühle nicht zart und fein gehalten?

Leander. Unbeschreiblich, man begreift kaum, wie ein weibisches Gehirn so etwas hat niederschreiben können.

Prinzessin. Jetzt will ich mich nun an den Mondscheins-Naturszenen versuchen.[2] — Meinen Sie nicht auch?

Leander. Sie kommen notwendig immer weiter, Sie steigen immer höher.

Prinzessin. Ich habe auch ein Stück angefangen: Der unglückliche Menschenhasser, oder: Verlorne Ruhe und wiedererworbene Unschuld![3]

Leander. Schon der bloße Titel ist bezaubernd.

Prinzessin. Und dann fühle ich einen unbegreiflichen Drang in mir, irgend eine gräßliche Geistergeschichte[4] zu schreiben. — Wie gesagt, wenn nur die Sprachfehler nicht wären!

Leander. Kehren Sie sich daran nicht, Unvergleichliche! die lassen sich leicht herausstreichen.

Kammerdiener tritt auf.

Kammerdiener. Der Prinz von Malsinki, der eben angekommen ist, will Ew. Königlichen Hoheit seine Aufwartung machen. (Ab.)

Leander. Ich empfehle mich. (Geht ab.)

Prinz Nathanael von Malsinki. Der König.

König. Hier, Prinz, ist meine Tochter, ein junges, einfältiges

---

[1] Zeilen.

[2] Anspielung auf Martin Millers berühmte Klostergeschichte „Siegwart" (1776), die unzählige Male nachgeahmt wurde.

[3] Anspielung auf Kotzebues Schauspiel „Menschenhaß und Reue", 1789 zuerst in Berlin aufgeführt. Der Doppeltitel ganz im Modegeschmack der Zeit.

[4] Solche gehörten damals zur Lieblingskost des Publikums, die von Grosse, Spieß, Schlenkert, Zschokke u. a. geliefert wurde. Tieck selbst hatte dieser Mode im „Abdallah" gehuldigt.

Ding, wie Sie sie da vor sich sehn. — (Beiseite.) Artig, meine Tochter, höflich; er ist ein angesehener Prinz, weit her, sein Land steht gar nicht einmal auf meiner Landkarte, ich habe schon nachgesehn: ich habe einen erstaunlichen Respekt vor ihm.

Prinzessin. Ich freue mich, daß ich das Vergnügen habe, Sie kennen zu lernen.

Nathanael. Schöne Prinzessin, der Ruf Ihrer Schönheit hat so sehr die ganze Welt durchdrungen, daß ich aus einem weit entlegenen Winkel hieher komme, um das Glück zu haben, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehn.

König. Es ist doch erstaunlich, wie viele Länder und Königreiche es gibt! Sie glauben nicht, wieviel tausend Kronprinzen schon hier gewesen sind, sich um meine Tochter zu bewerben, zu Dutzenden kommen sie manchmal an, besonders wenn das Wetter schön ist — und Sie kommen nun gar — verzeihen Sie, die Topographie ist eine gar weitläuftige Wissenschaft — in welcher Gegend liegt Ihr Land?

Nathanael. Mächtiger König, wenn Sie von hier aus reisen, erst die große Chaussee hinunter, dann schlagen Sie sich rechts und immerfort so, wenn Sie aber an einen Berg kommen, dann wieder links, dann geht man zur See und fährt immer nördlich (wenn es der Wind nämlich zugibt) und so kommt man, wenn die Reise glücklich geht, in anderthalb Jahren in meinem Reiche an.

König. Der Tausend! das muß ich mir von meinem Hofgelehrten deutlich machen lassen. — Sie sind wohl vielleicht ein Nachbar vom Nordpol oder Zodiakus[1] oder dergleichen?

Nathanael. Daß ich nicht wüßte.

König. Vielleicht so nach den Wilden zu?

Nathanael. Ich bitte um Verzeihung, alle meine Unterthanen sind sehr zahm.

König. Aber Sie müssen doch verhenkert weit wohnen. Ich kann mich immer noch nicht daraus finden.

---

[1] Tierkreis.

Nathanael. Man hat noch keine genaue Geographie von meinem Lande, ich hoffe täglich mehr zu entdecken, und so kann es leicht kommen, daß wir am Ende noch Nachbarn werden.

König. Das wäre vortrefflich! Und wenn am Ende uns noch ein paar Länder im Wege stehn, so helfe ich Ihnen mit entdecken. Mein Nachbar ist so nicht mein guter Freund, und er hat ein vortreffliches Land, alle Rosinen kommen von dort her, das möcht' ich gar zu gerne haben. — Aber noch eins, sagen Sie nur, da Sie so weit weg wohnen, wie Sie unsere Sprache so geläufig sprechen können?

Nathanael. Still!

König. Wie?

Nathanael. Still! still!

König. Ich versteh' nicht.

Nathanael (leise zu ihm). Sei'n Sie doch ja damit ruhig, denn sonst merkt es ja am Ende das Publikum da unten, daß das eben sehr unnatürlich ist.

König. Schadet nichts, es hat vorher geklatscht, und da kann ich ihm schon etwas bieten.

Nathanael. Sehen Sie, es geschieht ja bloß dem Drama zu Gefallen, daß ich Ihre Sprache rede, denn sonst ist es allerdings unbegreiflich.

König. Ah so! — Nun kommen Sie, Prinz, der Tisch ist gedeckt! (Der Prinz führt die Prinzessin ab, der König geht voran.)

Fischer. Verfluchte Unnatürlichkeiten sind da in dem Stück!

Schlosser. Und der König bleibt seinem Charakter gar nicht getreu.

Leutner. Man sollte doch immer nur die Natur auf dem Theater darstellen; der Prinz müßte eine ganz fremde Sprache reden und einen Dolmetscher bei sich haben, die Prinzessin müßte Sprachfehler machen, da sie selber gesteht, daß sie unrichtig schreibt.

Müller. Freilich! freilich! — Das Ganze ist ausgemacht dummes Zeug, der Dichter vergißt immer selber, was er den Augenblick vorher gesagt hat.

Die Szene ist vor einem Wirtshause.

Lorenz, **Kunz**, **Michel** sitzen auf einer Bank. Der **Wirt**.

Lorenz. Ich werde bald wieder gehn müssen, ich habe noch einen weiten Weg bis nach Hause.

Wirt. Ihr seid ein Unterthan des Königs?

Lorenz. Jawohl, wie nennt Ihr Euren Fürsten?

Wirt. Man nennt ihn nur Popanz.

Lorenz. Das ist ein närrischer Titel. Hat er denn sonst keinen Namen?

Wirt. Wenn er die Edikte ausgehn läßt, so heißt es immer: Zum Besten des Publikums verlangt das Gesetz — ich glaube daher, das ist sein eigentlicher Name, alle Bittschriften werden auch immer beim Gesetze eingereicht. Es ist ein furchtbarer Mann.

Lorenz. Ich stehe doch lieber unter einem König, ein König ist doch vornehmer. Man sagt, der Popanz sei ein sehr ungnädiger Herr.

Wirt. Gnädig ist er nicht besonders, das ist nun wohl wahr, dafür ist er aber auch die Gerechtigkeit selbst. Von auswärts sogar werden ihm oft Prozesse zugeschickt, und er muß sie schlichten.

Lorenz. Man erzählt wunderliche Sachen von ihm, er soll sich in alle Tiere verwandeln können.

Wirt. Es ist wahr, und so geht er oft inkognito umher und erforscht die Gesinnungen seiner Unterthanen; wir trauen daher auch keiner Katze, keinem fremden Hunde oder Pferde, weil wir immer denken, der Fürst könnte wohl dahinter stecken.

Lorenz. Da sind wir doch auch besser dran, unser König geht nie aus, ohne Krone, Mantel und Zepter anzuziehn, man kennt ihn daher auch auf dreihundert Schritt. — Nun, gehabt euch wohl. (Geht ab.)

Wirt. Nun ist er schon in seinem Lande.

Kunz. Ist die Grenze so nah'?

Wirt. Freilich, jener Baum gehört schon dem König, man kann hier schon alles sehn, was in seinem Lande vorfällt; die Grenze hier macht noch mein Glück, ich wäre schon längst bankerott geworden, wenn mich nicht noch die Deserteure von drüben erhalten hätten; fast täglich kommen etliche.

Michel. Ist der Dienst so schwer?

Wirt. Das nicht, aber das Weglaufen ist so leicht, und bloß weil es sehr scharf verboten ist, kriegen die Kerls so außerordentliche Lust zum Desertieren. — Seht, ich wette, daß da wieder einer kömmt!

Ein **Soldat** kömmt gelaufen.

Soldat. Eine Kanne Bier, Herr Wirt! geschwind!

Wirt. Wer seid Ihr?

Soldat. Ein Deserteur.

Michel. Vielleicht gar aus Kindesliebe[1], der arme Mensch; nehmt Euch doch seiner an, Herr Wirt.

Wirt. Je, wenn er Geld hat, soll's am Bier nicht fehlen. (Geht ins Haus.)

Zwei Husaren kommen geritten und steigen ab.

Erster Husar. Nu, gottlob, daß wir so weit sind. — Prosit, Nachbar.

Soldat. Hier ist die Grenze.

Zweiter Husar. Ja, dem Himmel sei Dank. — Haben wir des Kerls wegen nicht reiten müssen! — Bier! Herr Wirt.

Wirt (mit mehreren Gläsern). Hier, meine Herrn, ein schöner frischer Trunk; Sie sind alle drei recht warm.

Erster Husar. Hier, Halunke! auf deine Gesundheit!

Soldat. Danke schönstens, ich will euch die Pferde unterweilen halten.

Zweiter Husar. Der Kerl kann laufen! Es ist nur gut, daß die Grenze immer nicht so gar weit ist, denn sonst wäre das ein Hundedienst.

Erster Husar. Nun, wir müssen wohl wieder zurück. Adieu, Deserteur! Viel Glück auf den Weg! (Sie steigen wieder auf und reiten davon.)

Wirt. Werdet Ihr hier bleiben?

Soldat. Nein, ich will fort, ich muß mich ja beim benachbarten Herzog wieder anwerben lassen.

Wirt. Sprecht mir doch wieder zu, wenn Ihr wieder desertiert.

Soldat. Gewiß. — Lebt wohl! —

(Sie geben sich die Hände, der Soldat und die Gäste gehn ab, der Wirt ins Haus. Der Vorhang fällt.)

---

[1] „Der Deserteur aus Kindesliebe" (1776), Lustspiel von Gottlieb Stephanie dem jüngeren; 1796 in Berlin ohne Beifall aufgeführt

Zwischenakt.

Fischer. Es wird doch immer toller und toller. — Wozu war denn nun wohl die letzte Szene?

Leutner. Zu gar nichts, sie ist völlig überflüssig; bloß um einen neuen Unsinn hineinzubringen. Den Kater verliert man nun ganz aus den Augen, und man behält gar keinen festen Standpunkt.

Schlosser. Mir ist völlig so, als wenn ich betrunken wäre.

Müller. In welchem Zeitalter mag denn das Stück spielen sollen? — Die Husaren sind doch offenbar eine neuere Erfindung.

Schlosser. Wir sollten's nur nicht leiden und derbe trommeln. Man weiß durchaus jetzt gar nicht, woran man mit dem Stücke ist.

Fischer. Und auch keine Liebe! Nichts fürs Herz darin, für die Phantasie.

Leutner. Sobald wieder so etwas Tolles vorkommt, fang' ich für meine Person wenigstens an zu trommeln.

Wiesener (zu seinem Nachbar). Mir gefällt jetzt das Stück.

Nachbar. Sehr hübsch, in der That hübsch; ein großer Mann, der Dichter — hat die Zauberflöte[1] gut nachgeahmt.

Wiesener. Die Husaren gefielen mir besonders, es riskieren die Leute selten, Pferde aufs Theater zu bringen — und warum nicht? Sie haben oft mehr Verstand als die Menschen. Ich mag lieber ein gutes Pferd sehn als so manchen Menschen in den neueren Stücken.

Nachbar. Im Kotzebue die Mohren[2] — ein Pferd ist am Ende nichts als eine andre Art von Mohren.

Wiesener. Wissen Sie nicht, von welchem Regiment die Husaren waren?

Nachbar. Ich habe sie nicht einmal genau betrachtet. — Schade, daß sie so bald wieder weggingen, ich möchte wohl ein ganzes Stück von lauter Husaren sehn — ich mag die Kavallerie so gern.

[1] Erste Aufführung in Berlin 12. Mai 1794.
[2] „Die Negersklaven, historisch-dramatisches Gemälde" von Kotzebue (1796).

Leutner (zu Bötticher). Was sagen Sie zu dem allen?

Bötticher. Ich habe nur immer noch das vortreffliche Spiel des Mannes[1] im Kopfe, der den Kater darstellt. — Welches Studium! Welche Feinheit! Welche Beobachtung! Welcher Anzug!

Schlosser. Das ist wahr, er sieht natürlich aus, wie ein großer Kater.

Bötticher. Und bemerken Sie nur seine ganze Maske, wie ich seinen Anzug lieber nennen möchte, denn da er so ganz sein natürliches Aussehn verstellt hat, so ist dieser Ausdruck weit passender. Gott segne mir doch auch bei der Gelegenheit die Alten! Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß diese Alten alle Rollen ohne Ausnahme in Masken spielten, wie Sie im Athenäus, Pollux[2] und andern finden werden. Es ist schwer, sehn Sie, das alles so genau zu wissen, weil man mitunter diese Bücher deswegen selber nachschlagen muß. Doch hat man dann nebenher den Vorteil, daß man sie anführen kann. Es ist eine schwierige Stelle im Pausanias[3] —

Fischer. Sie wollten so gut sein, von dem Kater zu sprechen.

Bötticher. Ja so — ich will auch alles Vorhergehende nur so nebenher gesagt haben, ich bitte Sie daher alle inständigst, es als eine Note[4] anzusehn — und, um wieder auf den Kater zu kommen — haben Sie wohl bemerkt, daß es nicht einer von den schwarzen Katern ist? Nein, im Gegenteil, er ist fast ganz weiß und hat nur einige schwarze Flecke, das drückt seine Gutmütigkeit ganz vortrefflich aus, man sieht gleichsam den Gang des ganzen Stücks, alle Empfindungen, die es erregen soll, schon in diesem Pelze.

Leutner. Das ist wahr.

Fischer. Der Vorhang geht wieder auf!

---

[1] Ifflands. Vgl. die Einleitung.

[2] Athenäus und Julius Pollux (2. Jahrh. n. Chr.), alexandrinische Gelehrte, Verfasser zweier umfangreicher Sammelwerke, die viel schätzenswerte Angaben über Leben, Kunst und Wissenschaft der Griechen enthalten.

[3] Seine Reisebeschreibung (2. Jahrh. n. Chr.) von höchstem Wert für Kenntnis des griechischen Landes und Lebens, besonders aber für die alte Kunstgeschichte.

[4] Böttigers Schriften wimmeln von Noten (Anmerkungen).

Zweiter Akt.

Bauernstube.

Gottlieb. Hinz. Beide sitzen an einem kleinen Tisch und essen.

Gottlieb. Hat's dir geschmeckt?

Hinze. Recht gut, recht schön.

Gottlieb. Nun muß sich aber mein Schicksal bald entscheiden, weil ich sonst nicht weiß, was ich anfangen soll.

Hinze. Habe nur noch ein paar Tage Geduld, das Glück muß doch auch einige Zeit haben, um zu wachsen; wer wird denn so aus dem Stegreif glücklich sein wollen! Mein guter Mann, das kommt nur in Büchern vor, in der wirklichen Welt geht das nicht so geschwinde.

Fischer. Nun hört nur, der Kater untersteht sich von der wirklichen Welt zu sprechen! — Ich möchte fast nach Hause gehn, denn ich fürchte toll zu werden.

Leutner. Es ist beinahe, als wenn es der Verfasser drauf angelegt hätte.

Müller. Ein exzellenter Kunstgenuß, toll zu sein, das muß ich gestehn!

Gottlieb. Wenn ich nur wüßte, lieber Hinz, wo du die viele Erfahrung, den Verstand herbekommen hast.

Hinze. Glaubst du denn, daß man tagelang umsonst unterm Ofen liegt und die Augen fest zumacht? — Ich habe dort immer im stillen fortstudiert. Heimlich und unbemerkt wächst die Kraft des Verstandes, daher hat man dann am wenigsten Fortschritte gemacht, wenn man manchmal Lust kriegt, sich mit einem recht langen Halse nach der zurückgelegten Bahn umzusehn. — Übrigens sei doch so gut und binde mir die Serviette ab.

Gottlieb (thut's). Gesegnete Mahlzeit! — (Sie küssen sich.) Nimm so verlieb.

Hinze. Ich danke von ganzem Herzen.

Gottlieb. Die Stiefeln sitzen recht hübsch, und du hast einen scharmanten kleinen Fuß.

Hinze. Das macht bloß, weil unsereins immer auf den Zehen geht, wie du auch wirst in der Naturgeschichte gelesen haben.

Gottlieb. Ich habe einen großen Respekt vor dir — von wegen der Stiefeln.

Hinze (hängt sich einen Tornister um). Ich will nun gehn. — Sieh, ich habe mir auch einen Sack mit einer Schnurre[1] gemacht.

Gottlieb. Wozu das alles?

Hinze. Laß mich nur, ich will einen Jäger vorstellen. — Wo ist denn mein Stock?

Gottlieb. Hier.

Hinze. Nun, so lebe wohl. — (Er geht ab.)

Gottlieb. Einen Jäger? — Ich kann aus dem Manne nicht klug werden. — (Geht ab.)

Freies Feld.

Hinze (mit Stock, Tornister und Sack). Herrlich Wetter! — Es ist doch ein schöner warmer Tag, ich will mich auch hernach ein wenig in die Sonne legen. — (Er spreitet seinen Sack aus.) Nun, Glück, stehe mir bei! — Wenn ich freilich bedenke, daß diese eigensinnige Glücksgöttin so selten die klug angelegten Pläne begünstigt, daß sie immer darauf ausgeht, den Verstand der Sterblichen zu schanden zu machen, so möchte ich allen Mut verlieren. Doch, sei ruhig, mein Herz, ein Königreich ist schon der Mühe wert, etwas dafür zu arbeiten und zu schwitzen! — Wenn nur keine Hunde hier in der Nähe sind, ich kann diese Geschöpfe gar nicht vor Augen sehn, es ist ein Geschlecht, das ich verachte, weil sie sich so gutwillig unter der niedrigsten Knechtschaft der Menschen be=

---

[1] Schnur.

quemen. Sie können nichts als schmeicheln oder beißen, sie haben gar keinen Ton, der im Umgange so notwendig ist. — Es will sich nichts fangen. — (Er fängt an ein Jägerlied zu singen: ‚Im Felde schleich' ich still und wild‘ u. s. w.[1], eine Nachtigall im benachbarten Busch fängt an zu schmettern.) Sie singt trefflich, die Sängerin der Haine — wie delikat muß sie erst schmecken! Die Großen der Erde sind doch darin recht glücklich, daß sie Nachtigallen und Lerchen essen können, soviel sie nur wollen — wir armen gemeinen Leute müssen uns mit dem Gesang zufriedenstellen, mit der schönen Natur, mit der unbegreiflich süßen Harmonie. — Es ist fatal, daß ich nichts kann singen hören, ohne Lust zu kriegen, es zu fressen; Natur! Natur! warum störst du mich dadurch immer in meinen allerzartesten Empfindungen, daß du mich so eingerichtet hast? — Fast krieg' ich Lust, mir die Stiefeln auszuziehen und sacht den Baum dort hinanzuklettern, sie muß da sitzen. — (Im Parterre wird getrommelt.) Die Nachtigall hat eine gute Natur, daß sie sich durch diese kriegerische Musik nicht einmal unterbrechen läßt — delikat muß sie schmecken; ich vergesse meine ganze Jagd über diese süßen Träume. — Es fängt sich wahrhaftig nichts. — Wer kömmt denn da?

Zwei Liebende treten auf.

Er. Hörst du wohl die Nachtigall, mein süßes Leben?

Sie. Ich bin nicht taub, mein Guter.

Er. Wie wallt mein Herz vor Entzücken über, wenn ich die ganze harmonische Natur so um mich her versammelt sehe, wenn jeder Ton nur das Geständnis meiner Liebe wiederholt, wenn sich der ganze Himmel niederbeugt, um Äther auf mich auszuschütten.

Sie. Du schwärmst, mein Lieber.

Er. Nenne die natürlichsten Gefühle meines Herzens nicht Schwärmerei. (Er kniet nieder.) Sieh, ich schwöre dir hier vor dem Angesicht des heitern Himmels —

Hinze (höflich hinzutretend). Verzeihen Sie gütigst — wollten Sie sich nicht anderswo hinbemühen, Sie stören hier mit Ihrer holdseligen Eintracht eine Jagd.

---

[1] „Jägers Nachtlied" (später „Abendlied") von Goethe, zuerst im „Teutschen Merkur", 1776.

Er. Die Sonne sei mein Zeuge, die Erde — und was sonst noch? Du selbst, mir teurer als Erde, Sonne und alle Elemente — Was will Er, guter Freund?

Hinze. Die Jagd — ich bitte demütigst.

Er. Barbar, wer bist du, daß du es wagst, die Schwüre der Liebe zu unterbrechen? Dich hat kein Weib geboren, du gehörst jenseits der Menschheit zu Hause.

Hinze. Wenn Sie nur bedenken wollten —

Sie. So wart' Er doch nur einen Augenblick, guter Freund, Er sieht ja wohl, daß der Geliebte, in Trunkenheit verloren, auf seinen Knien liegt.

Er. Glaubst du mir nun?

Sie. Ach, hab' ich dir nicht schon geglaubt, noch ehe du ein Wort gesprochen hast? — (Sie beugt sich liebevoll zu ihm hinab.) Teurer! — ich — liebe dich! o unaussprechlich!

Er. Bin ich unsinnig? — O, und wenn ich es nicht bin, warum werd' ich Elender, Verächtlicher es nicht urplötzlich vor übergroßer Freude? — Ich bin nicht mehr auf der Erde, sieh mich recht an, Teuerste, und sage mir: Steh' ich nicht vielleicht in der Sonne?

Sie. In meinen Armen bist du, und die sollen dich auch nicht wieder lassen.

Er. O komm, dieses freie Feld ist meinen Empfindungen zu enge, wir müssen den höchsten Berg erklettern, um der ganzen Natur zu sagen, wie glücklich wir sind. — (Sie gehen schnell und voll Entzückens ab. Lautes Klatschen und Bravorufen im Parterre.)

Wiesener (klatschend). Der Liebhaber griff sich tüchtig an. — O weh, da hab' ich mir selber einen Schlag in die Hand gegeben, daß sie ganz aufgelaufen ist.

Nachbar. Sie wissen sich in der Freude nicht zu mäßigen.

Wiesener. Ja, so bin ich immer.

Fischer. Ah! — das war doch etwas fürs Herz; — das thut einem wieder einmal wohl!

Leutner. Eine wirklich schöne Diktion in der Szene.

Müller. Ob's aber zum Ganzen wird notwendig sein?

Schlosser. Ich kümmere mich nie ums Ganze, wenn ich weine, so wein' ich, damit ist's gut; es war eine göttliche Stelle

Hinze. Ist so ein verliebtes Volk doch zu etwas gut in der Welt, sie sind wieder da unten ins Poetische hineingeplumpt, und das Trommeln hat aufgehört. — Es läßt sich nichts fangen. — (Ein Kaninchen kriecht in den Sack, er springt schnell hinzu und schnürt ihn zusammen.) Sieh da, guter Freund. Ein Wildpret, das eine Art von Geschwisterkind von mir ist; ja, das ist der Lauf der heutigen Welt, Verwandte gegen Verwandte, Bruder gegen Bruder; wenn man selbst durch die Welt will, muß man andre aus dem Wege stoßen. — (Er nimmt das Kaninchen aus dem Sacke und steckt es in den Tornister.) Halt! halt! — ich muß mich wahrhaftig in acht nehmen, daß ich das Wildpret nicht selber auffresse. Ich muß nur geschwinde den Tornister zubinden, damit ich nur meine Affekten bezähme. — Pfui! schäme dich, Hinz! — Ist es nicht die Pflicht des Edeln, sich und seine Neigungen dem Glück seiner Mitgeschöpfe aufzuopfern? Dies ist die Ursach', warum wir leben, und wer das nicht kann — o ihm wäre besser, daß er nie geboren wäre[1]. — (Er will abgehn, heftiges Klatschen und Dakapo-Rufen, er muß die letzte schöne Stelle noch einmal hersagen, dann verneigt er sich ehrerbietig und geht mit dem Kaninchen ab.)

Fischer. O, welcher edle Mann!

Müller. Welche schöne menschliche Gesinnung!

Schlosser. Durch so etwas kann man sich doch noch bessern, aber wenn ich solche Possen sehe, möcht' ich gleich dreinschlagen.

Leutner. Mir ist auch ganz wehmütig geworden — die Nachtigall — die Liebenden — die letzte Tirade – das Stück hat denn doch wahrhaftig schöne Stellen!

Saal im Palast.

Große Audienz. Der **König.** Die **Prinzessin.** Der **Prinz Nathanael.** Der **Koch** (in Gala).

König (sitzt auf dem Thron). Hieher, Koch; jetzt ist es Zeit, Rede und Antwort zu geben, ich will die Sache selbst untersuchen.

---

[1] Iffland-Kotzebuesche Phrasen, wie das vorhergehende Liebesgespräch die falsche Sentimentalität der damals gefeiertsten Bühnenschriftsteller verspottend.

Koch (läßt sich auf ein Knie nieder). Ihro Majestät geruhn, Ihre Befehle über Dero getreuesten Diener auszusprechen.

König. Man kann nicht genug dahin arbeiten, meine Freunde, daß ein König, dem das Wohl eines ganzen Landes und unzähliger Unterthanen auf dem Halse liegt, immer bei guter Laune bleibe. Denn wenn er in eine üble Laune gerät, so wird er gar leicht ein Tyrann, ein Unmensch, denn gute Laune befördert die Fröhlichkeit, und Fröhlichkeit macht nach den Beobachtungen aller Philosophen den Menschen gut, dahingegen die Melancholie deswegen für ein Laster zu achten ist, weil sie alle Laster befördert. Wem, frag' ich nun, liegt es so nahe, in wessen Gewalt steht es wohl so sehr, die Laune eines Monarchen zu erhalten, als eben in den Händen eines Kochs? — Sind Kaninchen nicht sehr unschuldige Tiere? Mein liebstes Essen — durch diese Tierchen könnte ich dahin kommen, es gar nicht überdrüssig zu werden, mein Land glücklich zu machen — und an diesen Kaninchen läßt Er es ermangeln! — Spanferkeln und alle Tage Spanferkeln — Bösewicht, das bin ich endlich überdrüssig.

Koch. Verdamme mich, mein König, nicht ungehört. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mir alle Mühe nach jenen niedlichen weißen Tierchen gegeben habe, ich habe sie sogar zu einem höheren Preise einkaufen wollen — aber durchaus sind keine zu haben. — Sollten Sie an der Liebe Ihrer Unterthanen zweifeln können, wenn man nur irgend dieser Kaninchen habhaft werden könnte?

König. Laß die schelmischen Worte, schier dich fort in die Küche und beweise durch die That, daß du deinen König liebst. — (Der Koch geht ab.) — Jetzt wende ich mich zu Ihnen, mein Prinz — und zu dir, meine Tochter. — Ich habe erfahren, werter Prinz, daß meine Tochter Sie nicht liebt, daß sie Sie nicht lieben kann; sie ist ein unbesonnenes, unvernünftiges Mädchen, aber ich traue ihr doch so viel Verstand zu, daß sie einige Ursachen haben wird. — Sie macht mir Sorgen und Gram, Kummer und Nachdenken, und meine alten Augen fließen von häufigen Thränen über, wenn ich daran denke, wie es ihr nach meinem Tode gehn wird. — Du wirst sitzen bleiben, hab' ich ihr tausendmal gesagt; greif zu, so-

lange es dir geboten wird! Aber sie will nicht hören, nun, so wird sie sich gefallen lassen müssen, zu fühlen!

Prinzessin. Mein Vater —

König (weinend und schluchzend). Geh, Undankbare, Ungehorsame — du bereitest meinem grauen Kopfe durch dein Weigern ein — ach, nur allzu frühzeitiges Grab. — (Er stützt sich auf den Thron, verdeckt sich mit dem Mantel das Gesicht und weint heftig.)

Fischer. Der König bleibt seinem Charakter doch nicht einen Augenblick getreu.

Ein **Kammerdiener** kömmt herein.

Kammerdiener. Ihro Majestät, ein fremder Mann ist draußen und bittet vor Ihro Majestät gelassen zu werden.

König (schluchzend). Wer ist's?

Kammerdiener. Verzeihung, mein König, daß ich diese Frage nicht beantworten kann. Seinem langen weißen Barte nach sollte es ein Greis sein, und sein ganz mit Haaren bedecktes Gesicht sollte einen darin fast bestärken, aber dann hat er wieder so muntre jugendliche Augen, einen so dienstfertigen, geschmeidigen Rücken, daß man an ihm irre wird. Es scheint ein wohlhabender Mann, denn er trägt ein Paar vortreffliche Stiefeln, und soviel ich aus seinem Äußern abnehmen kann, scheint er ein Jäger zu sein.

König. Führt ihn herein, ich bin neugierig, ihn zu sehn.

Kammerdiener geht ab und kömmt sogleich mit **Hinze** zurück.

Hinze. Mit Ihrer Majestät gnädigster Erlaubnis ist der Graf von Carabas so frei, Ihnen ein Kaninchen zu übersenden.

König (entzückt). Ein Kaninchen? — hört ihr's wohl, Leute? — o, das Schicksal hat sich wieder mit mir ausgesöhnt! — Ein Kaninchen?

Hinze (nimmt es aus dem Tornister). Hier, großer Monarch.

König. Da — halten Sie mal den Zepter einen Augenblick, Prinz — (er befühlt das Kaninchen) fett! hübsch fett! — Vom Grafen von —

Hinze. Carabas.

König. Ei, das muß ein vortrefflicher Mann sein, den Mann muß ich näher kennen lernen. — Wer ist der Mann? Wer kennt ihn von euch? — warum hält er sich verborgen? Wenn solche

Köpfe feiern, wie steht es da um den Thron![1] Ich möchte vor Freude weinen: schickt mir ein Kaninchen! — Kammerdiener, gebt es gleich dem Koch. (Kammerdiener empfängt's und geht ab.)

Nathanael. Mein König, ich nehme meinen demütigsten Abschied.

König. Ja so, das hätt' ich über die Freude bald vergessen! — Leben Sie wohl, Prinz; ja, Sie müssen andern Freiwerbern Platz machen, das ist nicht anders. — Adieu! Ich wollte, Sie hätten Chaussee bis nach Hause. (Der Prinz küßt ihm die Hand und geht ab.)

König (schreiend). Leute! — Mein Historiograph soll kommen!

Der **Historiograph** erscheint.

König. Hier, Freund, kommt, hier gibt's Materie für unsere Weltgeschichte. — Ihr habt doch Euer Buch bei Euch?

Historiograph. Ja, mein König.

König. Schreibt gleich hinein, daß mir an dem und dem Tage (welchen Datum wir nun heut' schreiben) der Graf von Carabas ein sehr delikates Kaninchen zum Präsent überschickt hat. (Historiograph setzt sich nieder und schreibt.) Vergeßt nicht, anno currentis[2]. — Ich muß an alles denken, sonst wird's doch immer schief ausgerichtet. (Man hört blasen.) — Ah! das Essen ist fertig — komm, meine Tochter, weine nicht, ist's nicht ein Prinz, so ist es ein andrer. — Jäger, Wir danken für deine Mühe, willst du Uns nach dem Speisesaal begleiten? (Sie gehen ab, Hinze folgt.)

Leutner. Bald halt' ich's nicht mehr aus; wo ist denn nun der Vater geblieben, der erst gegen seine Tochter so zärtlich war und uns alle so rührte?

Fischer. Was mich nur ärgert, ist, daß sich kein Mensch im Stück über den Kater wundert; der König und alle thun, als müßte es so sein.

Schlosser. Mir geht der ganze Kopf von dem wunderlichen Zeuge herum.

---

[1] König Philipp in Schillers „Don Carlos", III, 10, zu Posa: „Wenn solche Köpfe feiern, wieviel Verlust für meinen Staat."

[2] Absichtlich falsch statt anni currentis.

Königlicher Speisesaal.

Große ausgerüstete Tafel. Unter Pauken und Trompeten treten ein: Der **König**. Die **Prinzessin**. **Leander**. **Hinze**, mehrere vornehme Gäste und **Hanswurst**. **Bedienten**, die aufwarten.

König. Setzen wir uns, die Suppe wird sonst kalt! — Ist für den Jäger gesorgt?

Ein Bedienter. Ja, Ihro Majestät, er wird mit dem Hofnarren hier am kleinen Tischchen essen.

Hanswurst (zu Hinze). Setzen wir uns, die Suppe wird sonst kalt.

Hinze (setzt sich). Mit wem hab' ich die Ehre zu speisen?

Hanswurst. Der Mensch ist, was er ist, Herr Jäger; wir können nicht alle dasselbe treiben. Ich bin ein armer verbannter Flüchtling, ein Mann, der vor langer Zeit einmal witzig war, der jetzt dumm geworden ist und in einem fremden Lande wieder in Dienste getreten, wo man ihn von neuem auf einige Zeit für witzig hält.

Hinze. Was seid Ihr für ein Landsmann?

Hanswurst. Leider nur ein Deutscher. Meine Landsleute wurden um eine gewisse Zeit so klug, daß sie allen Spaß ordentlich bei Strafe verboten, wo man mich nur gewahr ward, gab man mir unausstehliche Ekelnamen, als: abgeschmackt, unanständig, bizarr — wer über mich lachte, wurde ebenso wie ich verfolgt, und so mußt' ich in die Verbannung wandern[1].

Hinze. Armer Mann!

Hanswurst. Es gibt wunderliche Hantierungen in der Welt, Herr Jäger; Köche leben vom Essen, Schneider von der Eitelkeit, ich vom Lachen der Menschen; wenn sie nicht mehr lachen, muß ich verhungern.

(Ein Gemurmel im Parterre: Ein Hanswurst, ein Hanswurst!)

Hinze. Das Gemüse ess' ich nicht.

Hanswurst. Warum? seid nicht blöde, greift zu.

Hinze. Ich sage Euch, ich kann den weißen Kohl nicht vertragen.

[1] Auf Veranlassung Gottscheds ließ der Schauspieldirektor Neuber in Leipzig den Harlekin oder Hanswurst 1737 durch einen feierlichen Akt vom Theater förmlich verbannen. Justus Möser widmete dem Vertriebenen eine eigne Verteidigungsschrift (1761), auch Lessing nahm sich in der „Hamburgischen Dramaturgie" seiner an.

Hanswurst. Mir wird er desto besser schmecken. — Gebt mir Eure Hand, ich muß Euch näher kennen lernen, Jäger.

Hinze. Hier.

Hanswurst. Empfangt hier die Hand eines deutschen Biedermannes; ich schäme mich nicht, ein Deutscher zu sein, wie viele meiner Landsleute. (Er drückt dem Kater die Hand sehr heftig.)

Hinze. Au! au! — (Er sträubt sich, knurret und klaut[1] den Hanswurst.)

Hanswurst. O weh! Jäger! plagt Euch der Teufel? — (Er steht auf und geht weinend zum Könige.) Ihro Majestät, der Jäger ist ein treuloser Mann, seht nur, wie er mir ein Andenken von seinen fünf Fingern hinterlassen hat.

König (essend). Wunderlich — nu setz dich wieder hin — trage künftig Handschuhe, wenn du ihm die Hand gibst.

Hanswurst. Man muß sich vor Euch hüten.

Hinze. Warum kneift Ihr mich so! Hole der Henker Euer biedres Wesen!

Hanswurst. Ihr kratzt ja wie eine Katze. (Hinze lacht boshaft.)

König. Aber was ist denn das heute? Warum wird denn kein vernünftiges Tischgespräch geführt? Mir schmeckt kein Bissen, wenn nicht der Geist auch einige Nahrung hat. — Hofgelehrter, seid Ihr denn heut auf den Kopf gefallen?

Leander (essend). Ihro Majestät geruhn —

König. Wie weit ist die Sonne von der Erde?

Leander. 2,400,071 Meilen.

König. Und der Umkreis, den die Planeten durchlaufen?

Leander. Hunderttausend Millionen Meilen.

König. Hunderttausend Millionen! — Nichts mag ich in der Welt lieber hören als so große Nummern — Millionen, Trillionen — da hat man doch dran zu denken. — Es ist doch viel, so tausend Millionen.

Leander. Der menschliche Geist wächst mit den Zahlen.

König. Sagt mal, wie groß ist so wohl die ganze Welt im Umfange, Fixsterne, Milchstraßen, Nebelkappen[2] und allen Plunder mitgerechnet?

---

[1] Niederdeutsches Wort: kratzt; Goethe braucht es im „Reineke Fuchs".
[2] Scherzhafte Verwechselung mit Nebelflecken.

Leander. Das läßt sich gar nicht aussprechen.

König. Du sollst es aber aussprechen, oder — (mit dem Zepter drohend).

Leander. Wenn wir eine Million wieder als eins ansehen, dann ohngefähr zehnmal hunderttausend Trillionen solcher Einheiten, die an sich schon eine Million ausmachen.

König. Denkt nur, Kinder, denkt! — Sollte man meinen, daß das Ding von Welt so groß sein könnte? Aber wie das den Geist beschäftigt!

Hanswurst. Ihro Majestät, mir kommt die Schüssel mit Reis hier erhabner vor.

König. Wieso, Narr!

Hanswurst. Bei solchen Zahl-Erhabenheiten kann man gar nichts denken, denn die höchste Zahl wird ja am Ende wieder die kleinste. Man darf sich ja nur alle Zahlen denken, die es geben kann. Ich kann hier nie über fünfe zählen.

König. Aber da ist was Wahres darin. — Gelehrter, wieviel Zahlen gibt es denn?

Leander. Unendlich viel.

König. Sagt mal geschwind die höchste Zahl.

Leander. Es gibt gar keine höchste, weil man zur höchsten immer noch etwas zusetzen kann, der menschliche Geist kennt hier gar keine Einschränkung.

König. Es ist doch aber wahrhaftig ein wunderliches Ding um diesen menschlichen Geist.

Hinze. Es muß dir hier sauer werden, ein Narr zu sein.

Hanswurst. Man kann gar nichts Neues aufbringen, es arbeiten zu viele in dem Fache.

Leander. Der Narr, mein König, kann so etwas nie begreifen, mich wundert überhaupt, daß sich Ihro Majestät noch von seinen geschmacklosen Einfällen belustigen lassen. Sogar in Deutschland ist man seiner überdrüssig geworden, und Sie haben ihn hier in Utopien[1] aufgenommen, wo uns tausend der wunderbarsten und geistreichsten Belustigungen zu Gebote stehn. Man sollte ihn

[1] Das „Land Nirgendwo", eine fabelhafte Insel, auf der Thomas Morus seinen Staatsroman „De optimo reipublicae statu" spielen läßt

gradezu fortjagen, denn er bringt Ihren Geschmack nur in einen übeln Ruf.

König (wirft ihm das Zepter an den Kopf). Herr Naseweis von Gelehrter! was untersteht Er sich denn? Der Narr gefällt mir, mir, seinem Könige, und wenn ich Geschmack an ihm finde, wie kann Er sich unterstehn zu sagen, daß der Mann abgeschmackt wäre? Er ist Hofgelehrter, und der andre Hofnarr, Ihr steht in einem Gehalte, der einzige Unterschied ist, daß er an dem kleinen Tischchen mit dem fremden Jäger speist. Der Narr macht dummes Zeug bei Tische, und Er führt einen vernünftigen Diskurs bei Tische, beides soll mir nur die Zeit vertreiben und machen, daß mir das Essen schmeckt: wo ist denn nun der große Unterschied? — Und dann thut's einem auch wohl, einen Narren zu sehn, der dummer ist als wir, der nicht die Gaben hat; man fühlt sich dann doch mehr und ist dankbar gegen den Himmel: schon deswegen ist mir ein Dummkopf ein angenehmer Umgang.

Der Koch trägt das Kaninchen auf und entfernt sich.

König. Das Kaninchen! — Ich weiß nicht — die andern Herren essen es wohl nicht gerne? — (Alle verneigen sich.) Nun, so will ich es denn mit Ihrer Erlaubnis für mich allein behalten. — (Er ißt.)

Prinzessin. Mich dünkt, der König zieht Gesichter, als wenn er seinen Zufall wieder bekäme.

König (aufstehend, in Wut) Das Kaninchen ist verbrannt! — O Erde! — o Schmerz! — was hält mich zurück, daß ich den Koch nicht eiligst dem Orkus zusende?

Prinzessin. Mein Vater —

König. Wie hat dieser Fremdling sich unter die Menschen verirrt? Sein Auge ist trocken[1] — (Alle erheben sich voll Besorgnis, Hanswurst läuft geschäftig hin und wider, Hinze bleibt sitzen und ißt heimlich.) Eine lange, lange gute Nacht, kein Morgen wird sie mehr röten.[2]

Prinzessin. Hole doch einer schnell den Besänftiger.

---

[1] „Don Carlos", II, 2: „Wer ist das? Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling zu Menschen sich verirrt? .... Sein Aug' ist trocken; ihn gebar kein Weib."

[2] „Die Räuber", Theaterbearbeitung IV, 15: „Räuber Moor. Eine lange — lange gute Nacht! kein Morgen wird sie mehr röten."

König. Der Koch Philipp sei das Jubelgeschrei der Hölle[1], wenn ein Undankbarer verbrannt wird!

Prinzessin. Wo nur der Musikus bleibt!

König. Sein oder nicht sein.[2] —

Der **Besänftiger** tritt mit einem Klockenspiele[3] auf, das er sogleich spielt.

König. Wie ist mir? — (Weinend.) Ach! ich habe schon wieder meinen Zufall gehabt. — Schafft mir den Anblick des Kaninchens aus den Augen. — (Er legt sich voll Gram mit dem Kopf auf den Tisch und schluchzt.)

Ein Hofmann. Seine Majestät leiden viel.

(Es entsteht ein gewaltiges Pochen und Pfeifen im Parterre, man hustet, man zischt, die Galerie lacht, der König richtet sich auf, nimmt den Mantel in Ordnung und setzt sich mit dem Zepter in größter Majestät hin, alles ist umsonst, der Lärm wird immer größer, alle Schauspieler vergessen ihre Rollen, auf dem Theater eine fürchterliche Pause. Hinze ist eine Säule hinangeklettert.)

Der **Dichter** kömmt bestürzt auf das Theater.

Dichter. Meine Herren — verehrungswürdigstes Publikum — nur einige Worte.

Im Parterre. Still! still! der Narr will sprechen!

Dichter. Ums Himmelswillen, machen Sie mir die Schande nicht; der Akt ist ja gleich zu Ende. — Sehn Sie doch nur, der König ist ja auch wieder zur Ruhe, nehmen Sie an dieser großen Seele ein Beispiel, die gewiß mehr Ursache hatte, verdrüßlich zu sein, als Sie.

Fischer. Mehr als wir?

Wiesener (zum Nachbar). Aber warum trommeln Sie denn? Uns beiden gefällt ja das Stück.

Nachbar. Ist auch wahr — in Gedanken, weil es alle thun. (Klatscht aus Leibeskräften.)

Dichter. Einige Stimmen sind mir doch noch günstig — lassen Sie sich aus Mitleid mein armes Stück gefallen, ein Schelm gibt's besser, als er's hat; es ist auch bald zu Ende. — Ich bin so verwirrt und erschrocken, daß ich Ihnen nichts anders zu sagen weiß.

---

[1] „Emilia Galotti", V, 2: „Hohngelächter der Hölle." Schiller, „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" („Verbrecher aus Infamie"): „Es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle".

[2] Bekanntlich die Anfangsworte von Hamlets Monolog, III, 1; von Schiller in „Don Carlos", III, 9, aber in ganz anderem Sinne, verwendet.

[3] Klocke ist berechtigte Nebenform zu Glocke (aus mittellat. clocca; vgl. engl. clock 2c.).

Alle. Wir wollen nichts hören, nichts wissen.

Dichter (reißt wütend den Besänftiger hervor). Der König ist besänftigt, besänftige nun auch diese tobende Flut, wenn du es kannst. (Er stürzt außer sich ab.)

Der Besänftiger spielt auf den Klocken, das Pochen schlägt dazu den Takt; — er winkt, **Affen** und **Bären** erscheinen und tanzen freundlich um ihn herum. **Adler** und andre Vögel. Ein Adler sitzt Hinzen auf dem Kopfe, der in der größten Angst ist. Zwei **Elefanten**, zwei **Löwen**.

Ballett und Gesang.[1]

Die Vierfüßigen. Das klinget so herrlich —

Die Vögel. Das klinget so schön —

Vereinigter Chor. Nie hab' ich so etwas gehört noch gesehn.

(Hierauf wird von allen Anwesenden eine künstliche Quadrille getanzt, der König und sein Hofstaat wird in die Mitte genommen, Hinze und der Hanswurst nicht ausgeschlossen; allgemeines Applaudieren. Gelächter, man steht im Parterre auf, um recht genau zu sehen, einige Hüte fallen von der Galerie herunter.)

Der Besänftiger (singt während dem Ballett und der allgemeinen Freude der Zuschauer):

Könnte jeder brave Mann
Solche Klöckchen finden,
Seine Feinde würden dann
Ohne Mühe schwinden,
Und er lebte ohne sie
In der schönsten Harmonie!

(Der Vorhang fällt, alles jauchzt und klatscht, man hört noch das Ballett eine Zeitlang.)

Zwischenakt.

Wiesener. Herrlich! herrlich!

Nachbar. Das heiß' ich mir noch ein heroisch Ballett[2].

Wiesener. Und so schön in die Haupthandlung eingeflochten!

Leutner. Schöne Musik!

Fischer. Göttlich.

Schlosser. Das Ballett hat das Stück noch gerettet.

Bötticher. Ich bewundre nur immer das Spiel des Katers. — An solchen Kleinigkeiten erkennt man den großen und geübten

---

[1] Die folgenden Verse bis zum Schluß aus der „Zauberflöte".

[2] Ballett aus einer heroischen Oper, von feierlichem Charakter; seit der Zeit Ludwigs XIV. überwucherten solche Ballette oft die dramatische Handlung und die gesungenen Tei e der Oper.

Schauspieler[1]; so oft er zum Beispiel das Kaninchen aus der Tasche nahm, hob er es jederzeit bei den Ohren, es stand ihm nicht vorgeschrieben; haben Sie wohl bemerkt, wie es der König sogleich an den Leib packte? Aber man hält diese Tiere an den Ohren, weil sie es dort am besten vertragen können. Das nenn' ich den Meister!

Müller. Das ist sehr schön auseinandergesetzt.

Fischer (heimlich). Man sollte ihn selbst dafür bei den Ohren nehmen.

Bötticher. Und die Angst, als ihm der Adler auf dem Kopfe saß! Wie er sich aus Furcht so gar nicht bewegte, sich weder rührte noch regte — das kann keine Beschreibung ausdrücken.

Müller. Sie gehen sehr gründlich.

Bötticher. Ich schmeichle mir nur, ein klein wenig Kenner zu sein, das ist freilich mit Ihnen allen nicht der Fall, und darum muß man es Ihnen ein wenig entwickeln.[2]

Fischer. Sie geben sich viel Mühe.

Bötticher. O, wenn man die Kunst so liebt wie ich, ist das eine angenehme Mühe. — Mir ist auch jetzt wegen der Stiefeln des Katers ein sehr scharfsinniger Gedanke eingefallen, und ich bewundre darin das Genie des Schauspielers. — Sehn Sie, er ist anfangs Kater, deshalb muß er seine natürliche Kleidung ablegen, um die passende Maske einer Katze zu nehmen. Jetzt soll er nun wieder ganz als Jäger erscheinen, das schließ' ich daraus, weil ihn jeder so nennt, sich auch kein Mensch über ihn verwundert; ein ungeschickter Schauspieler würde sich auch ganz so gekleidet haben — aber wie würde es um unsre Illusion ausgesehn haben? Wir hätten vielleicht darüber vergessen, daß er doch im Grunde ein Kater sei, und wie unbequem müßte dem Schauspieler eine neue Kleidung über den schon vorhandenen Pelz sein? Durch die Stiefeln aber deutet er sehr geschickt die Jägeruniform nur an; und daß solche Andeutungen äußerst dramatisch sind, beweisen uns ganz vorzüglich die Alten, die oft —

Fischer. Still! der dritte Akt fängt an.

[1] Vgl. die Einleitung über Böttiger und Iffland.
[2] Vgl. den Titel von Böttigers in der Einleitung genannter Schrift.

Dritter Akt.

Bauernstube.

Der Dichter. Der Maschinist.

Maschinist. Meinen Sie denn wirklich, daß das etwas helfen wird?

Dichter. Ich bitte, ich beschwöre Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; meine einzige Hoffnung beruht darauf.

Leutner. Was ist denn das wieder? — Wie kommen denn diese Menschen in Gottliebs Stube?

Schlosser. Ich zerbreche mir über nichts mehr den Kopf.

Maschinist. Aber lieber Freund, Sie verlangen auch wahrhaftig zu viel, daß das alles so in der Eil', ganz aus dem Stegreife zu stande kommen soll.

Dichter. Ich glaube, Sie verfolgen mich auch, Sie freuen sich ebenfalls über mein Unglück.

Maschinist. Nicht im mindesten.

Dichter (fällt vor ihm nieder). Beweisen Sie es mir also dadurch, daß Sie meiner Bitte nachgeben; wenn das Mißfallen des Publikums wieder so laut ausbricht, so lassen Sie auf einen Wink von mir alle Maschinen spielen, der zweite Akt ist so schon ganz anders geschlossen, als es in meinem Manuskripte steht —

Maschinist. Was ist denn das? — Wer hat denn die Gardine aufgezogen?

Dichter. Alles Unglück vereinigt sich, ich bin verloren! — (Er flieht beschämt hinter die Kulissen.)

Maschinist. Solche Verwirrung ist noch an keinem Abende gewesen. (Geht ab. — Eine Pause.)

Wiesener. Gehört denn das zum Stück?

Nachbar. Natürlich — das motiviert ja die nachherigen Verwandlungen.

Fischer. Den heutigen Abend sollte man doch wirklich im Theaterkalender[1] beschreiben.

König (hinter der Szene). Nein, ich geh' nicht vor, durchaus nicht, ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde.

Dichter. Aber Sie — teuerster Freund — es ist doch einmal nicht zu ändern.

Hanswurst. Nun, ich will mein Glück versuchen. (Er tritt hervor und verbeugt sich possierlich gegen das Publikum.)

Müller. Wie kommt denn der Hanswurst nun in die Bauernstube?

Schlosser. Er wird gewiß einen abgeschmackten Monolog halten wollen.

Hanswurst. Verzeihen Sie, wenn ich mich erkühne, ein paar Worte vorzutragen, die eigentlich nicht zum Stücke gehören.

Fischer. O, Sie sollten nur ganz stille schweigen, Sie sind uns schon im Stück zuwider, viemehr nun gar so —

Schlosser. Ein Hanswurst untersteht sich, mit uns zu reden?

Hanswurst. Warum nicht? Denn wenn ich ausgelacht werde, so thut mir das nichts, ja, es wäre grade mein heißester Wunsch, daß Sie über mich lachen möchten. Genieren Sie sich also nicht.

Leutner. Das ist ziemlich possierlich.

Hanswurst. Was dem Könige freilich wenig ansteht, schickt sich desto besser für mich, er wollte daher auch gar nicht vorkommen, sondern überließ mir diese wichtige Ankündigung.

Müller. Wir wollen aber nichts hören.

Hanswurst. Meine lieben deutschen Landsleute —

Schlosser. Ich denke, das Stück spielt in Asien?

Hanswurst. Jetzt rede ich ja aber zu Ihnen als bloßer Schauspieler zu den Zuschauern.

Schlosser. Leute, nun bin ich hin, ich bin verrückt.

---

[1] Heinrich August Ottokar Reichardts Theaterkalender, zuerst unter dem Titel „Taschenbuch für die Schaubühne", vom 3. Jahrgang an als „Theaterkalender", Gotha 1775—1800, brachte Berichte über bemerkenswerte Aufführungen auch Skandalosa und ähnliches.

Hanswurst. Geruhen Sie doch, zu vernehmen, daß die vorige Szene, die Sie eben sahen, gar nicht zum Stücke gehört.

Fischer. Nicht zum Stücke? Wie kömmt sie denn aber hinein?

Hanswurst. Der Vorhang war zu früh aufgezogen. Es war eine Privatunterredung, die gar nicht auf dem Theater vorgefallen wäre, wenn es zwischen den Kulissen nicht so abscheulich eng gewesen wäre. Sind Sie also illudiert gewesen, so ist es wahrlich um so schlimmer, sei'n Sie dann nur so gütig, diese Täuschung aus sich wieder auszurotten, denn von jetzt an, verstehn Sie mich, nachdem ich weggegangen bin, nimmt der Akt erst eigentlich seinen Anfang. Unter uns, alles Vorhergehende gehört gar nicht zur Sache. — Aber Sie sollen entschädigt werden, es wird im Gegenteil bald manches kommen, was sehr zur Sache gehört, ich habe den Dichter selber gesprochen, und er hat's mir zugeschworen.

Fischer. Ja, Euer Dichter ist der rechte Kerl.

Hanswurst. Nicht wahr, er ist nichts wert? Nun, das freut mich doch, daß noch jemand anders meinen Geschmack hat —

Das Parterre. Wir alle, wir alle.

Hanswurst. Gehorsamer Diener, gar zu viel Ehre. — Ja, es ist, weiß Gott, ein elender Dichter — nur um ein schlechtes Beispiel zu geben: welche armselige Rolle hat er mir zugeteilt? Wo bin ich denn witzig und spaßhaft? Ich komme in so wenigen Szenen vor, und ich glaube, wenn ich nicht noch jetzt durch einen glücklichen Zufall herausgetreten wäre, erschien' ich gar nicht wieder.

Dichter (hervorstürzend). Unverschämter Mensch —

Hanswurst. Nun, sehn Sie, sogar auf die kleine Rolle, die ich jetzt spiele, ist er neidisch.

Dichter (auf der andern Seite des Theaters mit einer Verbeugung). Verehrungswürdige! Ich hätte es nie wagen dürfen, diesem Manne eine größere Rolle zu geben, da ich Ihren Geschmack kenne —

Hanswurst (auf der andern Seite). Ihren Geschmack? — Nun sehen Sie den Neid — und soeben haben Sie alle erklärt, daß mein Geschmack auch der Ihrige wäre.

Dichter. Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur erst zu noch ausschweifendern Geburten der Phantasie vorbereiten.

Alle im Parterre. Wie? — was?

Hanswurst. Gewiß zu Stücken, wo ich gar keine Rolle drin hätte.

Dichter. Denn stufenweise muß diese Ausbildung vor sich gehen.

Hanswurst. Glauben Sie ihm kein Wort.

Dichter. Ich empfehle mich indes, um den Gang des Stücks nicht länger zu unterbrechen. (Geht ab.)

Hanswurst. Adieu, bis auf Wiedersehn. — (Geht ab und kömmt schnell wieder.) Apropos! — noch eins — auch was jetzt unter uns vorgefallen ist, gehört nicht zum Stück. (Geht ab. Das Parterre lacht. Hanswurst kommt schnell wieder.) Lassen Sie uns heut das miserable Stück zu Ende spielen, thun Sie, als merken Sie gar nicht, wie schlecht es ist; sowie ich nach Hause komme, setz' ich mich hin und schreibe eins für Sie nieder, das Ihnen gewiß gefällt. — (Er geht ab, einige klatschen.)

Gottlieb und **Hinze** treten auf.

Gottlieb. Lieber Hinze, es ist wahr, du thust viel für mich, aber ich kann noch immer nicht einsehn, was es mir helfen soll.

Hinze. Auf mein Wort, ich will dich glücklich machen.

Gottlieb. Bald, sehr bald muß es kommen, sonst ist es zu spät, es ist schon halb acht, und um acht ist die Komödie aus.

Hinze. Was Teufel ist denn das?

Gottlieb. Ah, ich war in Gedanken — sieh! ich wollte sagen, wie schön die Sonne aufgegangen ist. — Der verdammte Souffleur spricht so undeutlich, und wenn man denn manchmal extemporieren will, geht's immer schief.

Hinze (leise). Nehmen Sie sich doch zusammen, das ganze Stück bricht sonst in tausend Stücke.

Schlosser. Sagt mir nur, wie es ist, ich kann aus nichts mehr klug werden.

Fischer. Jetzt steht mir auch der Verstand stille.

Gottlieb. Also heut noch soll sich mein Glück entscheiden?

Hinze. Ja, lieber Gottlieb, noch ehe die Sonne untergeht. — Sieh, ich liebe dich so sehr, daß ich für dich durchs Feuer laufen möchte — und du zweifelst an meiner Redlichkeit?

Wiesener. Haben Sie's wohl gehört? — Er wird durchs Feuer laufen. — Ah, schön, da bekommen wir noch die Dekoration aus der Zauberflöte, mit dem Wasser und Feuer.[1]

Nachbar. Katzen gehn aber nicht ins Wasser.

Wiesener. Desto größer ist ja des Katers Liebe für seinen Herrn, sehn Sie, das will uns ja der Dichter eben zu verstehn geben.

Hinze. Was hast du denn wohl Lust zu werden in der Welt?

Gottlieb. Ach, das weiß ich selber nicht.

Hinze. Möchtest du wohl Prinz oder König werden?

Gottlieb. Das noch am ersten.

Hinze. Fühlst du auch die Kraft in dir, ein Volk glücklich zu machen?

Gottlieb. Warum nicht? — Wenn ich nur erst glücklich bin.

Hinze. Nun, so sei zufrieden, ich schwöre dir, du sollst den Thron besteigen. (Geht ab.)

Gottlieb. Wunderlich müßt' es zugehn — doch kömmt ja in der Welt so manches unerwartet. (Geht ab.)

Bötticher. Bemerken Sie doch die unendliche Feinheit, wie der Kater immer seinen Stock hält.

Fischer. Sie sind uns schon längst zur Last, Sie sind noch langweiliger als das Stück.

Schlosser. Sie machen uns den Kopf erst noch recht konfuse.

Müller. Sie sprechen immer und wissen nicht, was Sie wollen.

Viele Stimmen. Hinaus! hinaus! er ist uns zur Last.

(Ein Gedränge, Bötticher sieht sich genötigt, das Theater zu verlassen.)

Fischer. Mit seinen Feinheiten!

Schlosser. Er ärgerte mich immer, da er sich für solchen Kenner hielt.

Freies Feld.

Hinze (mit Tornister und Sack). Ich bin der Jagd ganz gewohnt worden, alle Tage fang' ich Rebhühner, Kaninchen und dergleichen, und die lieben Tierchen kommen auch immer mehr in

---

[1] Finale des zweiten Aktes.

die Übung, sich fangen zu lassen. — (Er spreitet seinen Sack aus.) Die Zeit mit den Nachtigallen ist nun vorbei, ich höre keine einzige singen.

Die **beiden Liebenden** treten auf.

Er. Geh, du bist mir zur Last.

Sie. Du bist mir zuwider.

Er. Eine schöne Liebe!

Sie. Jämmerlicher Heuchler, wie hast du mich betrogen!

Er. Wo ist denn deine unendliche Zärtlichkeit geblieben?

Sie. Und deine Treue?

Er. Deine Wonnetrunkenheit?

Sie. Deine Entzückungen?

Beide. Der Teufel hat's geholt! — Das kömmt vom Heiraten.

Hinze. So ist die Jagd noch nie gestört worden — wenn Sie doch geruhen wollten, zu bemerken, daß dieses freie Feld für Ihre Schmerzen offenbar zu eng ist, und irgend einen Berg besteigen.

Er. Schlingel! (Er gibt Hinzen eine Ohrfeige.)

Sie. Flegel! (Gibt ihm ebenfalls eine Ohrfeige. Hinze knurret.) Ich dächte, wir ließen uns wieder scheiden.

Er. Ich stehe zu Befehl. — (Die Liebenden gehen ab.)

Hinze. Niedliches Volk, die sogenannten Menschen. — Sieh da, zwei Rebhühner — ich will sie schnell hintragen. — Nun, Glück, tummle dich, denn fast wird mir auch die Zeit zu lang. — Jetzt hab' ich gar keine Lust mehr, die Rebhühner zu fressen. So gewiß ist es, daß wir durch bloße Gewohnheit unserer Natur alle möglichen Tugenden einimpfen können. (Geht ab.)

Saal im Palast.

Der **König** auf seinem Thron mit der **Prinzessin**, **Leander** auf einem Katheder, ihm gegenüber **Hanswurst** auf einem andern Katheder, in der Mitte des Saals ist auf einer hohen Stange ein kostbarer Hut mit Gold und Edelsteinen befestigt; der ganze Hof ist versammelt.

König. Noch nie hat sich ein Mensch um das Vaterland so verdient gemacht als dieser liebenswürdige Graf von Carabas. Einen dicken Folianten hat unser Historiograph beinahe schon

vollgeschrieben, so oft hat er mir durch seinen Jäger niedliche und wohlschmeckende Präsente übersandt, manchmal sogar an einem Tage zweimal. Meine Erkenntlichkeit gegen ihn ist ohne Grenzen, und ich wünsche nichts so sehnlich, als irgend einmal eine Gelegenheit zu finden, etwas von meiner großen Schuld gegen ihn abzutragen.

Prinzessin. Liebster Herr Vater, wollten Dieselben nicht gnädigst erlauben, daß jetzt die gelehrte Disputation ihren Anfang nehmen könnte? Mein Herz schmachtet nach dieser Geistesbeschäftigung.

König. Ja, es mag jetzt seinen Anfang nehmen. — Hofgelehrter — Hofnarr — ihr wißt beide, daß demjenigen von euch, der in dieser Disputation den Sieg davonträgt, jener kostbare Hut beschieden ist; ich habe ihn auch deswegen hier aufrichten lassen, damit ihr ihn immer vor Augen habt und es euch nie an Witz gebricht.

(Leander und Hanswurst verneigen sich.)

Leander. Das Thema meiner Behauptung ist, daß ein neuerlich erschienenes Stück, mit dem Namen: Der gestiefelte Kater, ein gutes Stück sei.

Hanswurst. Das ist eben das, was ich leugne.

Leander. Beweise, daß es schlecht sei.

Hanswurst. Beweise, daß es gut sei.

Leutner. Was ist das wieder? — Das ist ja eben das Stück, das hier gespielt wird, wenn ich nicht irre.

Müller. Kein andres.

Schlosser. Sagt mir nur, ob ich wache und die Augen offen habe.

Leander. Das Stück ist, wenn nicht ganz vortrefflich, doch in einigen Rücksichten zu loben.

Hanswurst. In keiner Rücksicht.

Leander. Ich behaupte, es ist Witz darin.

Hanswurst. Ich behaupte, es ist keiner darin

Leander. Du bist ein Narr, wie willst du über Witz urteilen?

Hanswurst. Und du bist ein Gelehrter, was willst du von Witz verstehn!

Leander. Manche Charaktere sind gut durchgeführt.

Hanswurst. Kein einziger.

Leander. So ist, wenn ich auch alles übrige fallen lasse, das Publikum gut darin gezeichnet.

Hanswurst. Ein Publikum hat nie einen Charakter.

Leander. Über diese Frechheit möcht' ich fast erstaunen.

Hanswurst (gegen das Parterre). Ist es nicht ein närrischer Mensch? Wir stehn nun beide auf du und du und sympathisieren in Ansehung des Geschmacks, und er will gegen meine Meinung behaupten, das Publikum im Gestiefelten Kater sei wenigstens gut gezeichnet.

Fischer. Das Publikum? Es kömmt ja kein Publikum in dem Stücke vor.

Hanswurst. Noch besser! Also kömmt gar kein Publikum darin vor?

Müller. Je bewahre, er müßte die mancherlei Narren meinen, die auftreten.

Hanswurst. Nun, siehst du, Gelehrter! was die Herren da unten sagen, muß doch wohl wahr sein.

Leander. Ich werde konfus — aber ich lasse dir noch nicht den Sieg.

Hinze tritt auf.

Hanswurst. Herr Jäger, ein Wort! — (Hinze nähert sich, Hanswurst spricht heimlich mit ihm.)

Hinze. Wenn es weiter nichts ist. — (Er zieht die Stiefeln aus und klettert die Stange hinauf, nimmt dann den Hut, springt dann hinunter, dann zieht er die Stiefeln wieder an.)

Hanswurst. Sieg! Sieg!

König. Der Tausend! Wie ist der Jäger geschickt!

Leander. Es betrübt mich nur, daß ich von einem Narren überwunden bin, daß Gelehrsamkeit vor Thorheit die Segel streichen muß.

König. Sei ruhig, du wolltest den Hut haben, er wollte den Hut haben, da seh' ich nun wieder keinen Unterschied. — Aber was bringst du, Jäger?

Hinze. Der Graf von Carabas läßt sich Ew. Majestät demütigst empfehlen und überschickt Ihnen diese beiden Rebhühner.

König. Zu viel! zu viel! — Ich erliege unter der Last der Dankbarkeit! Schon lange hätt' ich meine Pflicht thun sollen, ihn zu besuchen, heute will ich es nun nicht länger aufschieben. — Laß geschwind meine Staatskarosse in Ordnung bringen, acht Pferde vor, ich will mit meiner Tochter ausfahren. — Du, Jäger, sollst uns den Weg nach dem Schlosse des Grafen weisen. (Geht mit seinem Gefolge ab.)

Hinze. Hanswurst.

Hinze. Worüber war denn eure Disputation?

Hanswurst. Ich behauptete, ein gewisses Stück, das ich übrigens gar nicht kenne, Der gestiefelte Kater, sei ein erbärmliches Stück.

Hinze. So?

Hanswurst. Adieu, Herr Jäger. (Geht ab.)

Hinze (allein). Ich bin ganz melancholisch. — Ich habe selbst dem Narren zu einem Siege über ein Stück verholfen, in dem ich die Hauptrolle spiele. — Schicksal! Schicksal! In welche Verwirrungen führst du so oft den Sterblichen! — Doch mag es hingehn! Wenn ich es nur dahin bringe, meinen geliebten Gottlieb auf den Thron zu setzen, so will ich herzlich gern alles übrige Ungemach vergessen. — Der König will den Grafen besuchen? Das ist nun noch ein schlimmer Umstand, den ich ins reine bringen muß; nun ist der große, wichtige Tag erschienen, an dem ich euch, ihr Stiefeln, ganz vorzüglich brauche. Verlaßt mich nun nicht, noch heute muß sich alles entscheiden. (Er geht ab.)

Fischer. Sagt mir nur, wie das ist — das Stück selbst — das kommt wieder als Stück im Stücke vor —

Schlosser. Ich bin ohne viele Umstände verrückt — sagt' ich's doch gleich, das ist der Kunstgenuß, den man hier haben soll.

Leutner. So hat mich noch kein Trauerspiel angegriffen wie diese Posse.

Vor dem Wirtshause.

Der Wirt (der mit einer Sense Korn mähet). Das ist eine schwere Arbeit! — Nun, die Leute können ja auch nicht alle Tage desertieren. Ich wollte nur, die Ernte wäre erst vorbei. Das Leben

besteht doch aus lauter Arbeit, bald Bier zapfen, bald Gläser rein machen, bald einschenken — nun gar mähen. Leben heißt arbeiten — und einige Gelehrte sind in ihren Büchern nun gar noch so boshaft, daß sie den Schlaf aus der Mode bringen wollen, weil man um die Zeit nicht recht lebt. Ich bin aber ein großer Freund vom Schlaf.

Hinze tritt auf.

Hinze. Wer etwas Wunderbares hören will, der höre mir jetzt zu. — Wie ich gelaufen bin! — Erstlich von dem königlichen Palast zu Gottlieb, zweitens mit Gottlieb nach dem Palast des Popanzes, wo ich ihn gelassen habe, drittens von da wieder zum König, viertens lauf' ich nun vor dem Wagen des Königs wie ein Laufer her und zeige ihm den Weg. — He! guter Freund!

Wirt. Wer ist da? — Landsmann, Ihr müßt wohl fremde sein, denn die hiesigen Leute wissen's schon, daß ich um die Zeit kein Bier verkaufe, ich brauch's für mich selber, wer solche Arbeit thut wie ich, muß sich auch stärken, es thut mir leid, aber ich kann Euch nicht helfen.

Hinze. Ich will kein Bier, ich trinke gar kein Bier, ich will Euch nur ein paar Worte sagen.

Wirt. Ihr müßt wohl ein rechter Tagedieb sein, daß Ihr die fleißigen Leute in ihrem Beruf zu stören sucht.

Hinze. Ich will Euch nicht stören. — Hört nur: der benachbarte König wird hier vorüberfahren, er steigt vielleicht aus und erkundigt sich, wem diese Dörfer hier gehören. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, wenn Ihr nicht gehängt oder verbrannt sein wollt, so antwortet ja: dem Grafen von Carabas.

Wirt. Aber, Herr, wir sind ja dem Gesetz unterthan.

Hinze. Das weiß ich wohl — aber wie gesagt, wenn Ihr nicht umkommen wollt, so gehört diese Gegend hier dem Grafen von Carabas. (Geht ab.)

Wirt. Schön Dank! — das wäre nun die schönste Gelegenheit, von aller Arbeit loszukommen, ich dürfte nur dem Könige sagen, das Land gehöre dem Popanz. Aber nein, Müßiggang ist aller Laster Anfang: Ora et labora ist mein Wahlspruch.

Eine schöne Kutsche mit acht Pferden, viele Bedienten hinten, der Wagen hält. **König** und **Prinzessin** steigen aus.

Prinzessin. Ich fühle eine gewisse Neugier, den Grafen zu sehn.

König. Ich auch, meine Tochter. — Guten Tag, mein Freund. — Wem gehören die Dörfer hier?

Wirt (für sich). Er frägt, als wenn er mich gleich wollte hängen lassen. — Dem Grafen von Carabas, Ihro Majestät.

König. Ein schönes Land. — Ich habe aber immer gedacht, daß das Land ganz anders aussehn müßte, wenn ich über die Grenze käme, so wie es auf der Landkarte ist. — Helft mir doch einmal. (Er klettert schnell einen Baum hinauf.)

Prinzessin. Was machen Sie, mein königlicher Vater?

König. Ich liebe in der schönen Natur die freien Aussichten.

Prinzessin. Sieht man weit?

König. O ja, und wenn die fatalen Berge nicht wären, würde man noch weiter sehn. — O weh, der Baum ist voller Raupen. (Er steigt wieder hinunter.)

Prinzessin. Das macht, es ist eine Natur, die noch nicht idealisiert ist, die Phantasie muß sie erst veredeln.

König. Ich wollte, du könntest mir mit der Phantasie die Raupen abnehmen. — Aber steig ein, wir wollen weiterfahren.

Prinzessin. Lebe wohl, guter, unschuldiger Landmann.

(Sie steigen ein, der Wagen fährt weiter.)

Wirt. Wie die Welt sich umgekehrt hat! — Wenn man so in den alten Büchern liest oder alte Leute erzählen hört, so kriegte man immer Louisdore oder dergleichen, wenn man mit einem Könige oder Prinzen sprach. So ein König unterstand sich sonst nicht, den Mund aufzuthun, wenn er einem nicht gleich Goldstücke in die Hand gab. — Aber jetzt! Wie soll man noch sein Glück unverhoffterweise machen, wenn es sogar mit den Königen nichts mehr ist? — Unschuldiger Landmann! Wollte Gott, ich wäre nichts schuldig! — Das machen die neuen, empfindsamen Schilderungen vom Landleben[1] — so ein König ist kapabel und beneidet

[1] Dichter wie Uz, Götz und Geßner, die in ihren Idyllen ein arkadisches Landleben und eine idealisierte Natur empfindsam zu schildern versuchten, waren noch damals beliebt und wurden sogar noch nachgeahmt, z. B. von Xaver Cramer,

unsereinen. — Ich muß nur Gott danken, daß er mich nicht gehängt hat. Der fremde Jäger war am Ende unser Popanz selber. – Wenigstens kömmt es nun doch in die Zeitung, daß der König gnädig mit mir gesprochen hat. (Geht ab.)

Eine andre Gegend.

Kunz (der Korn mäht). Saure Arbeit! Und wenn ich's noch für mich thäte, aber der Hofedienst![1] Da muß man nun für den Popanz schwitzen, und er dankt es einem nicht einmal. — Es heißt wohl immer in der Welt, die Gesetze sind notwendig, um die Leute in Ordnung zu halten, aber warum da *unser Gesetz* notwendig ist, der uns alle auffrißt, kann ich nicht einsehn.

Hinze (kömmt gelaufen). Nun hab' ich schon Blasen unter den Füßen — nun, es thut nichts; Gottlieb, Gottlieb muß dafür auf den Thron. — He! guter Freund.

Kunz. Was ist denn das für ein Kerl?

Hinze. Hier wird sogleich der König vorbeifahren; wenn er Euch frägt, wem dies alles gehört, so müßt Ihr antworten, dem Grafen von Carabas, sonst werdet Ihr in tausend Millionen Stückchen zerhackt. — Zum Besten des Publikums will es so das Gesetz.

Fischer. Zum Besten des Publikums?

Schlosser. Natürlich, weil sonst das Stück gar kein Ende hätte.

Hinze. Euer Leben wird Euch lieb sein. (Geht ab.)

Kunz. Das ist so, wie die Edikte immer klingen. Nun, mir kann's recht sein, wenn nur keine neue Auflagen[2] dadurch entstehen, daß ich das sagen soll. Man darf keiner Neuerung trauen.

---

dessen „Neue Fischergedichte" (1784) ganz in dem schäferlichen, gezierten Geschmacke der Geßnerschen Idyllen geschrieben sind. Erst der Maler Müller und Johann Heinrich Voß haben wirkliches, deutsches Landleben dargestellt.

[1] Altertümlich für Hofdienst (Frondienst).

[2] Steuern.

Die Kutsche fährt vor und hält, **König** und **Prinzessin** steigen aus.

König. Auch eine hübsche Gegend, wir haben doch schon eine Menge recht hübscher Gegenden gesehn. — Wem gehört das Land hier?

Kunz. Dem Grafen von Carabas.

König. Er hat herrliche Länder, das muß wahr sein — und so nahe an den meinigen; Tochter, das wäre so eine Partie für dich. Was meinst du?

Prinzessin. Sie beschämen mich, Herr Vater. — Aber was man doch auf Reisen Neues sieht; sagt mir doch einmal, guter Bauer, warum haut Ihr denn da das Stroh so um?

Kunz (lachend). Das ist ja die Ernte, Mamsell Königin, das Getreide.

König. Das Getreide? — Wozu braucht Ihr denn das?

Kunz (lachend). Daraus wird ja das Brot gebacken.

König. Bitt' ich dich ums Himmels willen, Tochter — daraus wird Brot gebacken! — wer sollte wohl auf solche Streiche kommen? — Die Natur ist doch etwas Wunderbares. — Hier, guter Freund, habt Ihr ein klein Trinkgeld, es ist heute warm. (Er steigt mit der Prinzessin wieder ein, der Wagen fährt fort.)

Kunz. Wenn das nicht ein König wäre, sollte man fast denken, er wäre dumm. — Kennt kein Getreide! — Nu, man erfährt doch auch alle Tage mehr Neues. — Da hat er mir ein blankes Goldstück gegeben, und ich will mir gleich eine Kanne gutes Bier holen. (Geht ab.)

Eine andere Gegend an einem Fluß.

Gottlieb. Da steh' ich nun hier schon zwei Stunden und warte auf meinen Freund Hinze. — Er kömmt immer noch nicht. — Da ist er! aber wie er läuft — er scheint ganz außer Atem.

Hinze kömmt gelaufen.

Hinze. Nun, Freund Gottlieb, zieh dir geschwind die Kleider aus.

Gottlieb. Die Kleider?

Hinze. Und dann springe hier ins Wasser —

Gottlieb. Ins Wasser?

Hinze. Und dann werf' ich die Kleider in den Busch —

Gottlieb. In den Busch?

Hinze. Und dann bist du versorgt!

Gottlieb. Das glaub' ich selber, wenn ich ersoffen bin und die Kleider weg sind, bin ich versorgt genug.

Hinze. Es ist nicht Zeit zum Spaßen —

Gottlieb. Ich spaße gar nicht; hab' ich darum hier warten müssen?

Hinze. Zieh dich aus!

Gottlieb. Nun, ich will dir alles zu Gefallen thun.

Hinze. Komm, du sollst dich nur ein wenig baden. (Er geht mit ihm ab und kömmt dann mit den Kleidern zurück, die er in den Busch hineinwirft.) — Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Die Kutsche, der **König** sieht aus dem Schlag.

König. Was gibt's denn, Jäger? — Warum schreist du so?

Hinze. Hülfe, Ihro Majestät, der Graf von Carabas ist ertrunken!

König. Ertrunken!

Prinzessin (im Wagen). Carabas!

König. Meine Tochter in Ohnmacht! — der Graf ertrunken!

Hinze. Er ist vielleicht noch zu retten, er liegt dort im Wasser.

König. Bediente! wendet alles, alles an, den edlen Mann zu erhalten.

Ein Bedienter. Wir haben ihn gerettet, Ihro Majestät.

Hinze. Unglück über Unglück, mein König. — Der Graf hatte sich hier in dem klaren Flusse gebadet, und ein Spitzbube hat ihm die Kleider gestohlen.

König. Schnallet gleich meinen Koffer ab — gebt ihm von meinen Kleidern. — Ermuntre dich, Tochter, der Graf ist gerettet.

Hinze. Ich muß eilen. — (Geht ab.)

Gottlieb (in den Kleidern des Königs). Ihro Majestät —

König. Da ist der Graf! ich kenne ihn an meinen Kleidern! — Steigen Sie ein, mein Bester — was machen Sie? — Wo

kriegen Sie all die Kaninchen her? — Ich weiß mich vor Freude nicht zu lassen! — Zugefahren, Kutscher! — (Der Wagen fährt schnell ab.)

Ein Bedienter. Da mag der Henker so schnell hinauf kommen — nun hab' ich das Vergnügen, zu Fuße nachzulaufen, und naß bin ich überdies noch wie eine Katze.

Leutner. Wie oft wird denn der Wagen noch vorkommen?

Wiesener. Herr Nachbar! — Sie schlafen ja.

Nachbar. Nicht doch — ein schönes Stück.

Palast des Popanzes.

Der **Popanz** steht als Rhinozeros da, ein armer **Bauer** vor ihm

Bauer. Geruhn Ihro Gnaden —

Popanz. Gerechtigkeit muß sein, mein Freund.

Bauer. Ich kann jetzt noch nicht zahlen —

Popanz. Aber Er hat doch den Prozeß verloren; das Gesetz fordert Geld und Seine Strafe, Sein Gut muß also verkauft werden: es ist nicht anders, und das von Rechts wegen. (Der Bauer geht ab. Popanz, der sich wieder in einen ordentlichen Popanz verwandelt.) Die Leute würden sonst allen Respekt verlieren, wenn man sie nicht so zur Furcht zwänge.

Ein **Amtmann** tritt mit vielen Bücklingen herein

Amtmann. Geruhen Sie — gnädiger Herr — ich —

Popanz. Was ist Ihm, mein Freund?

Amtmann. Mit Ihrer gütigsten Erlaubnis, ich zittre und bebe vor Dero furchtbaren[1] Anblick.

Popanz. O, das ist noch lange nicht meine entsetzlichste Gestalt.

Amtmann. Ich kam eigentlich — in Sachen — um Sie zu bitten, sich meiner gegen meinen Nachbar anzunehmen — ich hatte auch diesen Beutel mitgebracht — aber der Anblick des Herrn Gesetzes ist mir zu schrecklich.

---

[1] So (nicht: furchtbarem) lesen alle Originalausgaben. Der gleiche Fehler findet sich nicht selten bei Tieck.

Popanz (verwandelt sich plötzlich in eine Maus und sitzt in einer Ecke).

Amtmann. Wo ist denn der Popanz geblieben?

Popanz (mit einer feinen Stimme). Legen Sie nur das Geld auf den Tisch dort hin, ich sitze hier, um Sie nicht zu erschrecken.

Amtmann. Hier. — (Er legt das Geld hin.) O, mit der Gerechtigkeit ist das eine herrliche Sache — wie kann man sich vor einer solchen Maus fürchten? (Geht ab.)

Popanz (nimmt seine natürliche Gestalt an). Ein ziemlicher Beutel — man muß auch mit den menschlichen Schwachheiten Mitleid haben.

Hinze tritt herein.

Hinze. Mit Ihrer Erlaubnis — (Für sich.) Hinze, du mußt dir ein Herz fassen — Ihro Exzellenz —

Popanz. Was wollt Ihr?

Hinze. Ich bin ein durchreisender Gelehrter und wollte mir daher die Freiheit nehmen, Ihro Exzellenz kennen zu lernen.

Popanz. Gut, nun so lern' Er mich kennen.

Hinze. Sie sind ein mächtiger Fürst, Ihre Gerechtigkeitsliebe ist in der ganzen Welt bekannt.

Popanz. Ja, das glaub' ich wohl. — Setz' Er sich doch!

Hinze. Man erzählt viel Wunderbares von Ihro Hoheit —

Popanz. Ja, die Leute wollen immer was zu reden haben, und da müssen denn die regierenden Häupter zuerst dran.

Hinze. Aber eins kann ich doch nicht glauben, daß Dieselben sich nämlich in Elefanten und Tiger verwandeln können.

Popanz. Ich will Ihm gleich ein Exempel davon geben. (Er verwandelt sich in einen Löwen)

Hinze (zieht zitternd eine Brieftasche heraus). Erlauben Sie mir, daß ich mir diese Merkwürdigkeit notiere — aber nun geruhen Sie auch, Ihre natürliche, anmutige Gestalt wieder anzunehmen, weil ich sonst vor Angst vergehe.

Popanz (in seiner Gestalt). Gelt, Freund, das sind Kunststücke?

Hinze. Erstaunliche. — Aber noch eins — man sagt auch, Sie könnten sich in ganz kleine Tiere verwandeln — das ist mir mit Ihrer Erlaubnis noch weit unbegreiflicher, denn sagen Sie mir nur, wo bleibt dann Dero ansehnlicher Körper?

Popanz. Auch das will ich machen.

(Er verwandelt sich in eine Maus, Hinze springt hinter ihm her, Popanz entflieht in ein andres Zimmer, Hinze ihm nach.)

Hinze (zurückkommend). Freiheit und Gleichheit! — das Gesetz ist aufgefressen! Nun wird ja wohl der Tiers-état Gottlieb zur Regierung kommen.

(Allgemeines Pochen und Zischen im Parterre.)

Schlosser. Doch also ein Revolutionsstück? — So sollte man doch um des Himmels willen nicht pochen.

(Das Pochen dauert fort, Wiesener und manche andre klatschen, Hinze verkriecht sich in einen Winkel und geht endlich gar ab. — Der Dichter zankt sich hinter der Szene und tritt dann hervor.)

Dichter. Was soll ich anfangen? — Das Stück ist gleich zu Ende, alles wäre vielleicht gut gegangen — ich hatte nun grade von dieser moralischen Szene so vielen Beifall erwartet. — Wenn es nur nicht von hier so weit nach dem Palast des Königs wäre, so holt' ich den Besänftiger, er hat mir schon am Ende des zweiten Akts alle Fabeln vom Orpheus[1] deutlich gemacht — aber bin ich nicht ein Thor? — Ich bin ganz in Verwirrung geraten — das ist ja hier das Theater, und der Besänftiger muß irgendwo zwischen den Kulissen stecken — ich will ihn suchen — ich muß ihn finden — er soll mich retten. (Er geht ab und kömmt schnell zurück.) Dort ist er nicht! — Herr Besänftiger! — Ein hohles Echo spottet meiner — er hat mich verlassen, seinen Dichter — ha! dort seh' ich ihn — er muß hervor.

(Die Pausen werden immer vom Parterre aus mit Pochen ausgefüllt, und der Dichter spricht diesen Monolog recitativisch, so daß dadurch eine Art von Melodram entsteht.)

Besänftiger (hinter der Szene). Nein, ich gehe nicht vor.

Dichter. Aber warum denn nicht?

Besänftiger. Ich habe mich ja schon ausgezogen.

Dichter. Das thut nichts. (Er stößt ihn mit Gewalt hervor.)

Besänftiger (in seiner ordinären Kleidung und mit dem Klockenspiele hervortretend). Nun, Sie mögen's verantworten. — (Er spielt die Klocken und singt.)

---

[1] Der selbst unvernünftige Tiere mit seinem Gesange rührte und bezähmte.

In diesen heil'gen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht,
Dann wandelt er an Freundes Hand
Vergnügt und froh ins bessre Land.[1]

(Das Parterre fängt an zu klatschen, indem verwandelt sich das Theater, das **Feuer** und das **Wasser** aus der Zauberflöte fängt an zu spielen, oben sieht man den offenen **Sonnentempel**, der **Himmel** ist offen, und **Jupiter**[2] sitzt darin, unten die **Hölle** mit **Terkaleon**, Kobolde und Hexen auf dem Theater, viel Lichter u. s. w. Das Publikum klatscht unmäßig, alles ist in Aufruhr.)

Wiesener. Nun muß der Kater noch durch Feuer und Wasser gehn[3], und dann ist das Stück fertig.

Der **König**. Die **Prinzessin**. **Gottlieb**. **Hinze** und **Bediente** treten herein.

Hinze. Das ist der Palast des Grafen von Carabas. — Wie, Henker, hat sich's denn hier verändert!

König. Ein schön Palais.

Hinze. Weil's denn doch einmal so weit ist (Gottlieb bei der Hand nehmend), so müssen Sie erst hier durch das Feuer und dann dort durchs Wasser gehen.

(Gottlieb geht nach einer Flöte und Pauke durch Feuer und Wasser.)

Hinze. Sie haben die Prüfung überstanden; nun, mein Prinz, sind Sie ganz der Regierung würdig.

Gottlieb. Das Regieren, Hinze, ist eine kuriose Sache.

König. Empfangen Sie nun die Hand meiner Tochter.

Prinzessin. Wie glücklich bin ich!

Gottlieb. Ich ebenfalls. — Aber, mein König, ich wünschte meinen Diener zu belohnen.

König. Allerdings: ich erhebe ihn hiemit in den Adelstand. (Er hängt dem Kater einen Orden um.) Wie heißt er eigentlich?

Gottlieb. Hinze, seiner Geburt nach ist er nur aus einer geringen Familie — aber seine Verdienste erheben ihn.

---

[1] Die bekannte Arie des Sarastro aus der „Zauberflöte" (2. Akt).
[2] Wie Terkaleon, die Hölle 2c. aus den „Neuen Arkadiern".
[3] Wie Tamino und Pamina in der „Zauberflöte".

Leander (schnell hervortretend)

Ich bin dem großen Kön'ge nachgeritten
Und will um gütige Erlaubnis bitten,
Daß ich mich darf in Poesie ergießen,
Um so das wunderbare Stück zu schließen.
Ins Lob der Kater möcht' ich mich verlieren,
Der edelsten von allen jenen Tieren,
Die um uns gehn und stehn auf allen Vieren.
Die Katzen waren einst Ägyptens Götter,
Ein Kater war der großen Isis Vetter[1],
Sie schützen jetzt noch Küche, Boden, Keller
Und sind in allen Häusern weit reeller
Von Nutzen, als vormals die alten Götzen,
Drum laßt sie zu den Laren[2] uns versetzen.

(Getrommel. Der Vorhang fällt.)

[1] Die Katzenverehrung der alten Ägypter ist bekannt. Bei dem „Vetter" der Isis denkt der Poet wohl an die (freilich weibliche) ägyptische Gottheit Bast oder Pacht von Bubastis, die mit einem Katzenkopf abgebildet wurde, und der die Katze geheiligt war.

[2] Römische Schutzgötter des Hauses, der Familie, der Stadt, des Reiches.

Epilog.

Der König (tritt hinter dem Vorhang hervor). Morgen werden wir die Ehre haben, die heutige Vorstellung zu wiederholen.

Fischer. Welche Unverschämtheit! (Alles pocht.)

Der König (gerät in Konfusion, geht zurück und kommt dann wieder). Morgen — „Allzuscharf macht schartig".[1]

Alle. Jawohl! jawohl! — (Applaudieren, der König geht ab.) (Man schreit jetzt.) Die letzte Dekoration! Die letzte Dekoration!

Hinter dem Vorhange. Wahrhaftig! — Da wird die Dekoration hervorgerufen!

(Der Vorhang geht auf, das Theater ist leer, man sieht nur die Dekoration.)

Hanswurst tritt mit Verbeugungen hervor.

Hanswurst. Verzeihen Sie, daß ich so frei bin, mich im Namen der Dekoration zu bedanken, es ist nicht mehr als Schuldigkeit, wenn die Dekoration nur halbweg höflich ist. Sie wird sich bemühen, auch künftig den Beifall eines erleuchteten Publikums zu verdienen, sie wird es daher gewiß weder an Lampen, noch an den nötigen Verzierungen fehlen lassen, der Beifall einer solchen Versammlung wird sie so anfeuren — Sie sehen, sie ist von Thränen so gerührt, daß sie nicht weiter sprechen kann.

(Er geht schnell ab und trocknet sich die Augen, einige im Parterre weinen, die Dekoration wird weggenommen, man sieht die kahlen Wände des Theaters, die Leute fangen an fortzugehen, der Souffleur steigt aus seinem Kasten.)

Der **Dichter** erscheint demütig auf der Bühne.

Dichter. Ich bin noch einmal so frei —

Fischer. Sind Sie auch noch da?

---

[1] Titel eines Ifflandischen Schauspiels, in Berlin 1793 zuerst aufgeführt.

Müller. Sie sollten doch ja nach Hause gegangen sein.

Dichter. Nur noch ein paar Worte mit Ihrer Erlaubnis; — mein Stück ist durchgefallen —

Fischer. Wem sagen Sie denn das?

Müller. Wir haben's bemerkt.

Dichter. Die Schuld liegt vielleicht nicht ganz an mir.

Schlosser. An wem denn sonst? — Wer ist denn schuld daran, daß ich noch immer etwas verrückt bin?

Dichter. Ich hatte den Versuch gemacht, Sie alle in die entfernten Empfindungen Ihrer Kinderjahre zurückzuversetzen, daß Sie so das dargestellte Märchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigers zu halten, als es sein sollte.

Leutner. Das geht nicht so leicht, mein guter Mann.

Dichter. Sie hätten denn freilich Ihre ganze Ausbildung auf zwei Stunden beiseit legen müssen —

Fischer. Wie ist denn das möglich?

Dichter. Ihre Kenntnisse vergessen —

Schlosser. Warum nicht gar!

Dichter. Ebenso alles, was Sie von Rezensionen gelesen haben.

Müller. Seht nur die Forderungen!

Dichter. Kurz, Sie hätten wieder zu Kindern werden müssen.

Fischer. Aber wir danken Gott, daß wir es nicht mehr sind.

Leutner. Unsere Ausbildung hat uns Mühe und Angstschweiß genug gekostet.

(Man trommelt von neuem.)

Souffleur. Versuchen Sie ein paar Verse zu machen, Herr Dichter, vielleicht bekommen sie dann mehr Respekt vor Ihnen.

Dichter. Vielleicht fällt mir eine Xenie[1] ein.

Souffleur. Was ist das?

Dichter. Eine neuerfundene Dichtungsart, die sich besser fühlen als beschreiben läßt.

---

[1] Eigentlich: ein Xenion (griechisch „Gastgeschenk"). Die ungeheures Aufsehen erregenden „Xenien" von Schiller und Goethe erschienen im Herbst 1796 in Schillers „Musenalmanach" für 1797.

(Gegen das Parterre.)

Publikum, soll mich dein Urteil nur einigermaßen belehren,
Zeige, daß du mich nur einigermaßen verstehst.

(Es wird aus dem Parterre mit verdorbenen Birnen und Äpfeln und zusammengerolltem Papier nach ihm geworfen.)

Dichter. Nein, die Herren da unten sind mir in dieser Dichtungsart[1] zu stark; ich ziehe mich zurück.

(Er geht ab, die übrigen gehn nach Hause.)

Völliger Schluß.

---

[1] So erhalten auch die vom Verfasser hochverehrten **Xeniendichter** einen harmlosen Pritschenschlag.

Leben und Tod

der

heiligen Genoveva.

Ein Trauerspiel.

Personen.

Der heilige Bonifacius.
Karl Martell, Majordomus des fränkischen Reichs.
Eudo, Herzog von Aquitanien.
Siegfried, Pfalzgraf im Trierlande.
Genoveva, seine Gemahlin.
Schmerzenreich, sein Sohn.
Matthias, Siegfrieds Bruder.
Kunz, dessen Vetter.
Golo, Siegfrieds Hofmeister.
Wolf, ein alter Ritter.
Otho.
Günther.
Drago, Hausmeister Siegfrieds.
Benno } Diener.
Wendelin }
Gertrud, Golos Amme.
Else, ihre Tochter.
Dietrich } Schäfer.
Heinrich }
Grimoald, ein Köhler.
Winfreda, eine Hexe.
Hidulfus, Bischof von Trier.
Ein Kapellan Siegfrieds.
Ein Arzt.
Hauptleute, Knechte, Krieger, Erscheinungen. Kinder. Bürger von Avignon.
Abdorrhaman, Mohrenkönig.
Zulma, dessen Geliebte.
Derar } Anführer.
Ali }
Hauptleute und Krieger.
Ein Unbekannter.

Einleitung des Herausgebers.

Schon im „Peter Leberecht“ (1795) heißt es[1]: „Die gewöhnlichen Leser sollten ja nicht über jene Volksromane spotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen und zwei Groschen verkauft werden; denn ‚Der gehörnte Siegfried‘, ‚Die Heymonskinder‘, ‚Herzog Ernst‘ und die ‚Genoveva‘[2] haben mehr wahre Erfindung und sind ungleich reiner und besser geschrieben als jene beliebten Modebücher [die Ritterromane des 18. Jahrhunderts]. Will der Leser mir nicht auf mein Wort glauben, so mag er jene schlecht gedruckten und verachteten Geschichten selber nachlesen, und wenn sein Geschmack noch nicht ganz und gar zu Grunde gegangen ist, so wird er diesen vor jenen den Vorzug geben.“ Im Anfang des „Sternbald“ (1798) läßt Tieck ferner eine Person unter anderm die Geschichte von der heiligen Genoveva vortragen, zur Andacht und Rührung der Zuhörer, und gegen den Schluß desselben Buches[3] soll der Held in einem Kloster ein Gemälde auffrischen, das Genoveva darstellt, „wie sie mit ihrem Sohne unter einsamen Felsen in der Wildnis sitzt und von freundlichen, liebkosenden Tieren umgeben ist“. Es ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen, wie Tiecks schöner Eifer für die ältere Volkslitteratur bei seinen Zeitgenossen befruchtend gewirkt hat; wir haben in unsrer allgemeinen Einleitung nachgewiesen, wie die Bekanntschaft mit jenen alten Historien und Legenden ihn selbst zu poetischer Thätigkeit anregte Von allen hier in Betracht kommenden Dichtungen Tiecks hat keine stärker auf des Dichters Mitwelt gewirkt als die „Genoveva“, in der er — wie sein Sternbald jenes Bild — die alte Legende „mit den buntesten Farben und mit aller erdenkbaren Kraft und Kunst seiner Poesie“ (Haym) zum Drama

---

[1] „Schriften“, Bd. 15, S. 21.

[2] Über Entstehung, Überlieferung, Fortbildung und Verbreitung der Legende hat gründlich gehandelt B. Seuffert: „Die Legende von der Pfalzgräfin Genoveva“ (1877).

[3] „Schriften“, Bd. 9, S. 370.

auffrischte. In dem Vorbericht, den Tieck der „ersten Lieferung" seiner „Schriften" (1828) vorausschickte, hat er selbst Rechenschaft abgelegt über die Entstehung dieses Dramas[1]. Während eines Aufenthalts in Hamburg 1797 lernte er den Maler Christian Friedrich Heinrich Waagen (1750—1825), seinen nachmaligen Schwager, kennen. „Dieser hatte in frühern Zeiten in Rom studiert und schon vor manchem Jahre von dort ein Manuskript des Malers Müller[2], mit dem er befreundet gewesen, nach Deutschland gebracht." Es war eine Tragödie: „Golo und Genoveva". Unter mannigfachen Zerstreuungen, in Stunden der Abspannung studierte Tieck das fast unleserliche Manuskript. Es blieb kein klarer Eindruck zurück, nur der Umstand, „daß Golo ein Lied singen hört, dessen Melodie bei seinem Tode in der Ferne wieder gespielt wird", prägte sich ihm lebhaft ein. Da sich vor allem an dieses Lied der Vorwurf knüpfte, Tieck habe an Müllers Drama ein Plagiat begangen, sei es hier mitgeteilt:

„Mein Grab sei unter Weiden
Am stillen, dunkeln Bach!
Wenn Leib und Seele scheiden,
Läßt Herz (Schmerz?) und Kummer nach.
Vollend' bald meine Leiden,
Mein Grab sei unter Weiden
Am stillen, dunkeln Bach."

Man vergleiche damit das Lied bei Tieck, S. 185, und man wird sehen, es enthält eine dunkle Reminiszenz an das Müllersche, weiter nichts. Im übrigen kann es kaum zwei verschiedenartigere Werke geben als die wilde, leidenschaftliche dramatische Rhapsodie des Kraftpoeten und die weiche, lyrisch verschwimmende Dichtung des Romantikers. Übrigens reinigte sich Tieck selbst glänzend von jenem Vorwurf, indem er Müllers Drama mit dessen andern Werken 1811 herausgab. Damals indessen lieferte er die Handschrift dem Besitzer zurück, da er — selbst wenig geschäftskundig — sich nicht getraute, dem seltsamen Buche einen Verleger zu finden. Erst ein Jahr später, nachdem er diese dramatische Gestaltung der Legende gelesen hatte, fiel ihm, wie er selbst erzählt[3], „das Volksbüchelchen von der Pfalzgräfin Genoveva in die Hand.

[1] Vgl. Köpke, „Ludwig Tieck", Bd. 1, S. 238 ff., und Haym, „Romantische Schule", S. 470 ff.

[2] Friedrich Müller (1780—1825), bekanntlich eins der „Kraftgenies" der Sturm- und Drangperiode.

[3] „Schriften", Bd. 1, S 27. Die frühere Erwähnung der Legende in „Peter Leberecht" beweist nichts dagegen.

Ich las es ohne Absicht in einer müßigen Stunde, und meine Imagination ward vorzüglich von der Schilderung der Einsamkeit, den Leiden der Frau in dieser und dem wundersamen Zusammentreffen mit dem Gemahl in Bewegung gesetzt; der lieblich fromme und schlichte Ton des Büchelchens rührte mich ebenfalls, und allgemach verknüpften sich Erinnerungen, Vorsätze und poetische Stimmungen mit diesem Märchen. Der schöne Gedanke des wiederholten Liedes in Müllers ‚Genoveva' fiel mir wieder bei; aber so sehr ich auch mein Gedächtnis quälte, so konnte ich mich durchaus nicht erinnern, ob er jenes Gemälde der Einsamkeit, das mich in der Legende vorzüglich angezogen, angebracht, oder wie er das Wiederfinden des Grafen, das Verhältnis zum Golo behandelt hatte." Diese Stimmungen gewannen feste Gestalt, als er, gerade mit der Übersetzung des „Don Quixote" beschäftigt, durch diese Arbeit auch auf andre Dichtungen der Spanier, besonders auf die Dramen Lopes und Calderons[1], geführt ward. „Diese mir neue Art, künstliche Versmaße, lyrische Ergüsse in das Drama einzuführen, schien mir für gewisse Gegenstände trefflich. Ich glaubte, man könne noch auf eine andre Art wie die Alten die Erzählung und Lyrik in den Dialog einführen, und wohl auch seltsamerweise Fels und Wald, die einsame Natur, die Gefühle der Andacht, die Wunder der Legende im Gegensatz mit der bewegten Leidenschaft und das Unglaubliche in Verbindung mit der nächsten und überzeugendsten Gegenwart vortragen." So lebte Wackenroders religiöse Empfindung, durch die Poesie vermittelt, wieder in eigentümlicher Gestalt in ihm auf. Dazu kamen Schleiermachers „Reden über die Religion", die ihn „grausam begeisterten"[2], und neben diesen Ergüssen des abgeklärtesten Mystizismus erschloß sich ihm auch eben damals die wundersame Ideenwelt des berühmten Görlitzer Schusters und „deutschen Theosophen" Jakob Böhme (1575—1624), in dessen Schrift „Aurora oder Morgenröte im Aufgang, das ist: die Wurzel oder Mutter der Philosophie, Astrologie und Theologie aus rechtem Grunde, oder Beschreibung der Natur", dieses „Chaos von Tiefsinn, Frömmigkeit und Einbildsamkeit", er sich mit tiefer Ergriffenheit versenkte.[3] Erfüllt mit solchen mystisch-religiösen Ideen lernte er nun auch im Sommer 1799 den innig from-

[1] Lope de Vega (1562—1635) und Pedro Calderon de la Barca (1600—1681), die beiden größten Dramatiker Spaniens; Calderons Drama „Die Andacht zum Kreuz" teilte Tieck W. Schlegel mit, der aber anfangs an dem bigotten Geist des Spaniers wenig Gefallen fand.

[2] Friedrich Schlegel an Schleiermacher.

[3] Vgl. besonders den schönen Brief an Solger vom 24. März 1817 (Solgers Nachlaß, Bd. 1, S. 538 ff.)

men, gleichfalls tief mystischen Novalis kennen. „Die religiöse Richtung und Umstimmung seiner leicht hingerissenen, beweglichen Phantasie war damit vollendet. Ganz erfüllt von frommer Gläubigkeit oder doch von Stimmung dafür, machte er die Genoveva-Legende zum Rahmen, um all diese Empfindungen poetisch zu fesseln und zu umspannen." (Haym.) Im Sommer 1799 schrieb er in Giebichenstein bei Halle, wo er bei seinem Schwager Reichardt zu Besuch weilte, den Prolog des heiligen Bonifacius und die ersten Szenen, und noch im November ward das Ganze in Jena vollendet. Es erschien als zweiter Teil der „Romantischen Dichtungen von Ludwig Tieck"[1]. So leicht war alles aus der Feder geflossen, daß der Dichter später sagen konnte, dieses Werk habe sich gleichsam selbst geschrieben.

Tiecks Freunde waren voll Bewunderung. „Es ist nicht nur", schrieb Friedrich Schlegel an Schleiermacher (November 1799), „die größte Fülle von Poesie und eine ganz neue Variation seiner Manier, sondern auch mehr Nachdruck und Ernst darin, als noch in irgend einem seiner Werke. Er ist in der schönsten Zeit und hat in der That ein ungeheures Talent." Er beklagt noch 1803, daß „dieses Hauptwerk immer noch gar nicht hinreichend verstanden" werde, und er wie sein Bruder Wilhelm feierten die „Genoveva" in begeisterten Sonetten.

Selbst Goethe sagte dem Dichter „überaus viel Gutes", als dieser ihm an zwei Abenden (wahrscheinlich den 3. und 4. oder den 4. und 5. Dezember 1799) sein Drama auf dem Schlosse zu Jena vorlesen durfte.[2] Der Meister schrieb in seine „Tages- und Jahreshefte": „Tieck las mir seine ‚Genoveva' vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann"[3], und noch im Jahre 1829 schrieb er an Tieck: „Gar wohl erinnere ich mich, teuerster Mann, der guten Abendstunden, in welchen Sie mir die neu entstandene ‚Genoveva' vorlasen, die mich so sehr hinriß, daß ich die nahe ertönende Turmglocke überhörte und Mitternacht unvermutet herbeikam." Wenn also Goethe zu seinem neunjährigen Sohne August, der am zweiten Abend mit zuhörte, sagte: „Nun, mein Söhnchen, was meinst du denn zu allen den Farben, Blumen, Spiegeln und Zauberkünsten, von denen unser Freund uns vorgelesen hat? Ist

[1] Jena, bei Fr. Frommann, 1800. Eine „neue verbesserte Auflage" (Berlin, Reimer, 1820), die im 2. Teil der „Schriften" (1828) wieder abgedruckt ist, enthält manche Änderungen. Unsrer Ausgabe ist der Druck in den „Schriften" zu Grunde gelegt; mit Hilfe der ersten Ausgabe wurden einige Druckfehler verbessert.

[2] Vgl. Dorothea Schlegel an Schleiermacher, den 9. Dezember 1799.

[3] Vgl. auch Goethes Äußerung gegenüber Holtei (1828. – „Vierzig Jahre", Bd. 5, S. 61).

das nicht recht wunderbar?" so glaubte er sicherlich damit keinen Tadel auszusprechen. Nicht auffällig ist es, wenn der Vollblutdramatiker Schiller an der als Drama unstreitig schwachen Dichtung weniger Gefallen fand. Schillers Freund Körner äußerte sich folgendermaßen: „Ich habe viel echtes poetisches Talent darin gefunden. An Phantasie und Innigkeit des Gefühls fehlt es Tieck gewiß nicht. Auch hat er schon ziemliche Gewandtheit in Sprache und Versifikation. Seinen Geschmack halte ich noch nicht für ausgebildet, aber unter den jetzt angehenden Dichtern weiß ich keinen, der sich mit ihm messen könnte." Darauf schrieb Schiller zurück[1]: „Dein Urteil über Tiecks ‚Genoveva' ist auch ganz das meinige: er ist eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur; nur fehlt es ihm an Kraft und an Tiefe und wird ihm stets daran fehlen. Leider hat die Schlegelsche Schule schon viel an ihm verdorben; er wird es nie ganz verwinden. Sein Geschmack ist noch unreif, er erhält sich nicht gleich in seinen Werken, und es ist sogar viel Leeres darin." Und noch strenger lautet ein zweites Urteil[2]: „‚Genoveva' ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, wie alle seine Produkte. Es ist schade um dieses Talent, das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt. Ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir deucht, der Weg zum Vortrefflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle." Die enthusiastische Rezension Bernhardis im „Archiv der Zeit"[3] kann ebensowenig als Kritik gelten wie die plumpe Art, mit der Nicolai in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek"[4] das Ganze als „Ammenmärchen und Gewäsch", als ein „heilloses Drama" voll „Albernheiten" und „tausend Ungereimtheiten" abfertigt, oder Garlieb Merkels hämischer Angriff in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Deutschland". Ein beachtenswertes Zeugnis für die Begeisterung, die das Drama bei jugendlichen Lesern hervorrief, ist der Brief, den der Theaterdirektor Heinrich Schmidt (1779—1857) am 27. August 1830 von Brünn aus an den Dichter richtete[5]. Darin heißt es u. a.: „Besonders merkwürdig ist mir ‚Genoveva'. An sie knüpfen sich die lebendigsten und tiefsten Erinnerungen aus meiner Jugend, als ich noch in Jena studierte. Wie wir da, einige zwanzig

[1] 5. Januar 1801.
[2] An Körner, 27. April 1801.
[3] 1800, I, S. 457 ff.
[4] Band 58 (1801), S. 352 ff.
[5] „Briefe an Tieck", Bd. 3, S. 361 f.

Bursche, .. dieses treffliche Gedicht, das wohl damals gerade erschienen war, in den Mitternachtsstunden zusammen andächtig lasen, welche Freude, welcher Jubel! An die Rolle des Golo mit seinen wiederkehrenden Erinnerungen an das stille, dann ernste Thal schloß ich mich innig an; ich betrachtete sie als die schönste Aufgabe für den jugendlichen Schauspieler. Wieviel Ehrfurcht hegten wir für die nicht unempfindliche und doch heilige Genoveva!" rc.

Seitdem haben sich die Urteile über das jedenfalls merkwürdige Stück allmählich geklärt. Mit Recht glaubte schon Solger, der „Ästhetiker der Romantik" und ein warmer Bewunderer Tieckscher Poesie, zu viel Absichtliches und Willkürliches in Charakteristik und Kostüm darin wahrzunehmen; er fand, daß die Frömmigkeit, die in den Reden der Personen mehr als in ihren Handlungen zu Tage tritt, nicht ganz der damaligen Sinnesart des Dichters zu entsprechen scheine, sondern vielmehr einer tiefen Sehnsucht nach jener entsprungen sei. „Hier haben Sie uns", schreibt er am 23. November 1816 an den Dichter, „mit Absicht in die Einfalt und Liebe alter Zeiten versetzen wollen, und gewiß, Sie würden uns die Zustände derselben nicht so deutlich vorgestellt und ausgesprochen haben, wäre dies nicht durch einen Gegensatz gegen etwas andres geschehen, wodurch das Bewußtsein in sich uneins gemacht und zur Reflexion veranlaßt wird." Sehr bemerkenswert ist es, wie vorurteilslos der Dichter Solgers Einwendungen anhörte und wie unbefangen er selbst über sein Stück urteilte. Aus einem Briefe an Solger vom 30. Januar 1817 heben wir folgendes hervor: „Mir erscheint jetzt das Gedicht wie unharmonisch. Die Töne, die Anklänge, Rührungen, Ahndung, Wald, Luft u. s. w. gehen in Harmonie und Musik auf — dies Klima (wie ich es nennen möchte), dieser Duft des Sommerabends, der Waldgeruch und spätere Herbstnebel ist mir noch ganz recht, aber was eigentliche Zeichnung, Färbung, Stil betrifft, da bin ich unzufrieden und finde die Disharmonie. Mir ist vieles in ‚Genoveva'... wie zu emsig, fleißig und altdeutsch ausgemalt; Otho, Karl Martell, Aquitanien, die Sarazenen sind vielleicht gut gedacht als Gegensatz, aber ihre Großartigkeit ist manieriert. . . . Die Religion nun, die Wüste, die Erscheinungen sind mir der Ton des Gemäldes, der alles zusammenhält, und diesen möchte ich nur verteidigen und ihn nicht gern unwahr, manieriert, einen, der die Lokalfarben stört und auslöscht, nennen lassen. . . . Es gehört zu meinen Eigenheiten, daß ich lange Jahre den ‚Perikles' von Shakespeare[1] vielleicht über-

[1] Ein Jugendwerk Shakespeares, das Tieck auch übersetzt hat („Alt-Englisches Theater oder Supplement zum Shakespeare, übersetzt und herausgegeben von

trieben verehrt habe; ohne diesen wäre ‚Zerbino' nicht, noch weniger ‚Genoveva' oder ‚Octavian' entstanden. Ich hatte mich in diese Form wie vergafft, die so wunderbar Epik und Drama verschmelzt; es schien mir möglich, selbst Lyrik hineinzuwerfen, und ich denke mit wahrem Entzücken an jene Stunden zurück, in denen ‚Genoveva' und später ‚Octavian' in meinem Gemüt aufgingen; dies Entzücken wollte ich wohl zu körperlich, buchstäblich hineinbringen, und so entstand das Manierierte." „Perikles" ist übrigens nicht das einzige Shakespearesche Drama, das auf „Genoveva" eingewirkt hat; auch an „Macbeth", „Romeo und Julia", „Richard II.", den „Kaufmann von Venedig" klingt manches an, und nicht minder deutlich zeigt sich der Einfluß von Goethes „Faust" und „Götz" und — was besonders interessant ist — von Schillers eben erschienenem „Wallenstein". Man vergleiche z. B. die Gestalt der Gertrud mit der Amme in „Romeo und Julia", die Szene im Garten (S. 232 ff.) mit der sogenannten Balkonszene ebendaselbst, die Szene „Wohnung der Zauberin" mit den Hexenszenen in „Macbeth" und „Faust", die Sterbeszene des alten Wolf mit der des alten Gaunt in „Richard II." (Akt 2, Szene 2), die Betrachtung Golos „Du hast recht, wir müssen hindurch" ꝛc. (S. 308) mit der Macbeths (Akt 5, Szene 5): „Ein Morgen und ein Morgen und ein Morgen" ꝛc.; Winfredas und Golos astrologische Anschauungen (S. 311, 361 und öfter) mit Wallensteins Sternenglauben (namentlich „Piccolomini", Akt 2, Szene 6). Fast wörtlich stimmt die Bemerkung des „Unbekannten" S. 229: „Denn Sterne können niemals Lüge sprechen" mit der Wallensteins in „Wallensteins Tod", Akt 3, Szene 9: „Die Sterne lügen nicht", die Worte Genovevas, S. 233, „dann fühlt' ich Himmelskräfte niedersteigen" mit denen Fausts im ersten Monolog: „Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen" ꝛc., und solcher Parallelstellen, welche die Empfänglichkeit des jugendlichen Dichters beweisen, ließen sich leicht noch mehrere anführen.

Die „Genoveva" ist niemals über die Bühne gegangen. Obwohl Tieck bei der Ausführung des Werkes nicht geglaubt hat, ein eigentliches Bühnenstück zu schreiben, obwohl er „auf keine andre Wahrheit als die poetische, durch die Phantasie gerechtfertigte" Anspruch machen wollte, entsprach er doch dem gegen die Frau des Verlegers Unger geäußerten Wunsche Ifflands, das Stück zu sehen, „ob es der Bühne viel-

---

Ludwig Tieck", 1. Bd. [Berlin 1811], S. 233 ff.). Hier tritt der alte Dichter Howe nicht nur als Prolog und Epilog auf, sondern füllt auch durch Erzählung die Lücken der dramatischen Handlung nicht weniger als sechsmal aus; ihm verdankt der heilige Bonifacius in der „Genoveva" sein Dasein.

leicht brauchbar wäre", und richtete an den mächtigen Berliner Schauspieldirektor am 16. Dezember 1799 einen Brief, der in mehr als einer Beziehung Interesse beansprucht. Darin heißt es:[1] . . . „Ich kann es hier nicht abschreiben lassen; wenn ich aber wüßte, daß Sie es wirklich geben wollten, so würde ich es selber für die Bühne umarbeiten und Ihnen dann sehr bald die Abschrift dieser Umarbeitung zusenden können. Sie können sich ohngefähr eine Vorstellung machen, wenn Ihnen die alte Legende bekannt ist, an die ich mich im ganzen sehr angeschlossen habe, weil sie so schön und echt poetisch ist; dadurch ist nun in das Stück viel katholisches Gemüt und Wesen gekommen, welches unsern Zuschauern vielleicht etwas fremd sein dürfte; oft gehen die Vorstellungen ganz ins Kindliche, weil sie nur dadurch rühren und meinem Zwecke dienen konnten . . . Ich habe in diesem Schauspiel den Versuch gemacht, die Shakespearesche Form mit der spanischen zu verbinden, wozu sich der Stoff auch sehr gut eignet..... So wie das Stück jetzt ist, ist es viel zu lang und muß fast um die Hälfte gekürzt nnd vieles geändert werden; der Druck des Originals erscheint erst auf Ostern. Wenn es Ihnen also nach diesem möglich ist, mir zu bestimmen, ob Sie mein Produkt brauchen können, so lege ich auf einige Zeit meine übrigen Arbeiten beiseite, um Ihnen die Umarbeitung sobald als möglich zu senden ..." Iffland bittet hierauf am 21. Dezember um Zusendung der Arbeit; er wolle „mit Gradheit" sein Urteil sagen. „Ich hoffe alles für uns davon." Darauf schickte Tieck die ersten fünf Druckbogen; das Manuskript könne niemand lesen, selbst der Setzer nicht. Das übrige folgte den 14. März 1800. Ifflands uns nicht erhaltene Antwort fiel ablehnend aus, und Tieck, der überhaupt Iffland nicht leiden konnte[2], grollte diesem seitdem, was namentlich aus Anlaß der Aufführung des Beckschen Lustspiels „Das Chamäleon" im November 1800 zu Tage trat[3]. Dagegen schien von einer andern Seite her, von der Tieck am wenigsten etwas Freundliches erwarten konnte, allen Ernstes die theatralische Aufführung des Dramas ins Auge gefaßt zu sein. „Von allen Seiten", erzählt Tieck[4], „vernahm ich Aufmunterndes, und manchen Freund und vieles Wohlwollen hat mir dieses Gedicht erworben. Selbst Übelwollende schien es bewegt zu haben; denn

[1] Vgl. Teichmanns „Litterarischen Nachlaß", herausgegeben von Dingelstedt, Stuttgart 1863, S. 281 ff. Die Antwort Ifflands auch bei Holtei („Briefe an L. Tieck"), der aber irrtümlich von einem „Operntext" spricht.

[2] Vgl. die Einleitung zum „Gestiefelten Kater".

[3] Vgl. die allgemeine Einleitung.

[4] „Schriften", Bd. 1, S. 30 ff

Kotzebue[1], der damals auch in Jena lebte, ließ durch einen Bekannten fragen, ob ich nichts dagegen habe, wenn er die Legende auf die Bühne brächte; er verspreche, nicht ein eignes Wort hinzuzufügen, sondern er wolle nur abkürzen und durch Auslassung das Stück dem Publikum passend zubereiten. So allgemein beliebt er damals war, wäre es unter seinem Schutze wohl ein Volksschauspiel geworden; und indem ich es nun darauf betrachtete, und mancher Freund es auch für die Bühne eingerichtet wünschte, schien es mir selbst durch Weglassung des Prologs und Milderung manchen poetischen Ergusses, und wenn die Leidenschaft mehr in den Vordergrund gezogen würde, zu einem Bühnenstück geeignet. Ich ließ dem berühmten Dichter, dessen Wohlwollen mir verdächtig schien, sagen, das Schauspiel sei gedruckt, und mithin könne jeder damit thun, was ihm gut dünke." Später fand er selbst sein Benehmen unpolitisch oder selbst ungerecht, damals aber meinte er, das Gedicht müsse, „wenn auch populärer, so doch durch diese Umwendung verdorben werden". Er selbst hat niemals einen Schritt zu einer Aufführung des Stückes gethan, auch in Dresden nicht, wo es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sie durchzusetzen, ein Beweis nicht nur dafür, wie deutlich er in späterer Zeit das Undramatische seiner Dichtung fühlte, sondern auch dafür, daß persönlicher, auf äußere Erfolge gerichteter Ehrgeiz seiner vornehmen Natur gänzlich fehlte. So ist denn „Genoveva" niemals in Szene gesetzt worden; nur die zweifelhafte Ehre ward ihr zu teil, zu einem Operntext verarbeitet und mit einer, wie Kenner versichern, kraftlosen Musik aufgeputzt über die Bühne zu gehen, um sogleich wieder dahinter zu verschwinden.[2] Eine Travestie im jungdeutschen Sinne aus der Feder Franz Dingelstedts ward 1845 im Haustheater des Kronprinzen von Württemberg aufgeführt.[3]

Blieb mithin der Dichtung die unmittelbarste Wirkung eines Dramas versagt, so hat sie doch in andrer Beziehung einen gewaltigen Erfolg errungen, nämlich indem sie andre Poeten anregte, mit der jedenfalls neuen und eigentümlichen Erscheinung zu wetteifern. Auch hervorragende Künstler fühlten sich zu bildlichen Darstellungen durch Tiecks

[1] Es läßt sich übrigens nicht leugnen, daß die schwächliche Rührung und Nachsicht, die dem verächtlichen Golo wiederholt gezollt wird, einigermaßen an Kotzebue erinnert.

[2] „Golo und Genoveva", romantische Oper in 3 Akten mit Tanz, nach L. Tiecks „Genoveva" für die Bühne bearbeitet von Görner; Musik von Huth. Aufgeführ in Berlin den 25. und 30. Juni 1845. Schumann machte sich seinen Text „nach Tieck und Hebbel" zurecht.

[3] Vgl. Rodenberg in der „Deutschen Rundschau", 1889/90, II, 473 ff. Der dort abgedruckte Prolog macht nach keinen weitern Proben dieses „lustigen Mummenschanzes", der „den tiefern Sinn einer Litteraturkomödie" haben soll, begierig.

Drama begeistert. Schon 1806 zeichneten die Gebrüder Franz und Johannes Riepenhausen einen Genoveva-Cyklus, denen sich später Joseph von Führich, Bosch, Steinbrück, Schwind u. a. anreihten. Auf die unleugbaren Anklänge in Schillers „Maria Stuart" (Mortimer) und „Jungfrau von Orleans" (artistische Verwertung des mittelalterlichen Christentums, Wechsel der Versmaße u. a.) legen wir kein Gewicht, da Schiller eine viel zu starke Dichternatur war, um durch andre, die nicht über ihm standen, mehr als wie äußerlich angeregt zu werden, und da er sich, zum Dramatiker geboren, Tieck hier in jeder Beziehung überlegen zeigt. Aber wie stark das Gedicht (und mit ihm der „Octavianus") auf ähnlich gestimmte Geister wirkte, ersieht man — um von Kotzebues „Gisela", die eben nur die Mode mitmachte, zu schweigen — aus der dramatischen Poesie der Werner, Brentano, Arnim, Eichendorff, Öhlenschläger, Hertz, Atterbom, Andersen, Immermann u. a., von denen es freilich nur dem Erstgenannten gelang, auf der Bühne festen Fuß zu fassen. Insbesondere ist Werners „Kreuz an der Ostsee" (der erste Teil der „Söhne des Thals" und vielleicht sein genialstes Stück) nicht ohne Tiecks Vorbild denkbar und lehnt sich in Inhalt und Form eng an „Genoveva" an. Ebenso zeigt seine „Kunigunde die Heilige" merkwürdige Anklänge an Tiecks Drama[1]. Einen ganz andern, modern skeptischen Geist dagegen atmet Hebbels erschütternde, aber „in ihren Grundmotiven gequälte" Tragödie „Genoveva".

Wir haben lange geschwankt, ob wir Tiecks Dichtung unsern Lesern darbieten sollten oder nicht; denn wie gänzlich anders geartet sind — von Sophokles, Shakespeare, Lessing, Schiller zu schweigen — die dramatischen Produkte, die heutzutage die lebhafteste Teilnahme erregen. Wir haben uns schließlich aber doch sagen müssen: ein Werk, von dem der Verfasser selbst bekannte, es sei „eine Epoche in seinem Leben gewesen, es sei ganz aus seinem Gemüte gekommen", dürfe in einer Auswahl Tieckscher Schriften nicht fehlen und müsse deshalb, wenn es auch hinter dem ältern „Blaubart" an dramatischem Leben, hinter dem spätern „Kaiser Octavianus" an poetischem Reichtum entschieden zurücksteht, diesen vorgezogen werden.

[1] Vgl. Minor, „Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern", S. 10 und 21 ff.

Eine Kapelle schwach erleuchtet.

Der heilige **Bonifacius** tritt mit Schwert und Palmzweige herein.

Bonifacius.

Ich bin der wackre Bonifacius[1],
Der einst von Englands Ufern in die Wälder
Der Deutschen Christus' heil'gen Glauben brachte.
Schon war Italia von dem Glanz erleuchtet,
Hispania kniete vor dem Kreuze nieder,
In Frankreich wie in Deutschland war die Kirche
Auf ihren festen Säulen schon gegründet:
Nur blieb das Volk der Sachsen roh und wild.
Ich kam mit Friedensbotschaft, unermüdet
Und redlich war mein Streben für den Herrn.
Ich war es, der die roh zerstreuten Kräfte
Zuerst dem heil'gen Vater Roms verband:
Drauf ging ich in die Wildnis zu den Friesen
Und starb alldort den Tod der Märtyrer.
Mein Name ward an Karol Magnus' Hofe
Mit lautem Preis genannt, der Strom der Zeit
Trug mich auf seinen mannigfalt'gen Wogen,
Und immer hieß ich noch Deutschlands Apostel.
Das Alter sprach von mir, und meiner dachte
Die Jugend mit des Herzens Innigkeit;
Man zählte mich den großen Helden zu,
Die schon in frühern Zeiten für die Wahrheit,
Für Christus ihren Tod den Sündern gaben. —
Nun kehr' ich wieder,

---

[1] Bonifacius (Winfried, 680—755), von Geburt Angelsachse, hochverdient um die Christianisierung Thüringens und Hessens, um die Zeit, in der etwa die Handlung des Stückes vor sich gehen soll (ca. 732—739), als Erzbischof und Primas von ganz Deutschland auf der Höhe seiner Thätigkeit.

Und oftmals geht in dieser späten Zeit
Mein Geist umher und schaut nach Christen um,
Und wenn ich die Gesinnung und die Herzen
Der Menschen prüfe, die an selber Stätte wohnen,
Wo sonst die Tempel standen mit den Bildern,
Wo sonst in Andacht stille Seelen knieten,
Wo sonst der Englein süßer Otem
In Bitt' und Klage der Bedrängten floß
Und Feuerfunken in die Herzen goß: —
Und wenn mein schweres Auge nunmehr schaut,
Wie keiner sich und Gotte mehr vertraut
Und auf dem Sande seine Wohnung baut,
Wie wenige nur meinen Namen kennen,
Die wenigen ihn nur mit Mitleid nennen,
Die Schlimmeren mit Höhnen und mit Spott
Und lachen drob, daß ich geglaubt an Gott,
Geglaubt, daß er mich in die Wüste sandte
Und mich zu seinem Prediger ernannte:
Ja, wenn ich sehe, daß der freyle Mut
Verachtet der Apostel heil'ges Blut
Und selbst der Heiland ihnen dünkt nicht gut:
So wend' ich härmend und voll Zorn den Blick
Und geh' in die Verborgenheit zurück.

(Gesang des Priesters aus der Ferne.)

Jetzt wird ein Spiel euch vor die Augen treten,
O, laßt den harten Sinn sich gern erweichen,
Daß ihr die Kunde aus der alten Zeit,
Als noch die Tugend galt, die Religion,
Der Eifer für das Höchste, gerne duldet.
Alsbald wird ein Gedicht vor euch erscheinen:
Leben und Tod der heil'gen Genoveva,
Die noch vor Zeiten Karol Magnus' lebte.
Als Majordomus herrschte Karl Martellus[1],
So zubenannt von seiner Tapferkeit;
Er war ein Hammer für der Christen Feinde.
Jetzt sind in Spanien Mohren[2] eingebrochen,

[1] Karl, gen. Martell, d. h. Hammer, Sohn Pippins von Heristal, 719—741 Regent (Majordomus, Hausmeier) der Franken; sein berühmter Sieg über die Araber zwischen Tours und Poitiers 732.

[2] Hier, wie oft, s. v. w. Mauren, Araber, Sarazenen, Mohammedaner, Heiden

Die Mahoms Zeichen auf die Tempel pflanzen,
Sie stürzen ungezähmt ins fränk'sche Reich;
Da schickt er Herold' aus durch seine Staaten,
Da schickt er Schreiben in des Reichs Provinzen
Und bietet auf die Grafen, Ritter, Herrn,
Daß alle sich dem Reichspaniere fügen
Und ihm den Abdorrhaman[1] schlagen helfen.
Das Aufgebot ist auch nach Trier kommen,
Wo Siegfried lebt als wackrer Graf und Ritter.

Siegfried tritt mit seinem Gefolge auf, sie gehen durch die Kapelle, einige von dem Gefolge bleiben zurück.

Da geht der edle Mann, zum Streit gewappnet,
Doch will er vorher beichten, Sakramente
Empfahen aus des Priesters heil'ger Hand.
So seid nun aufmerksam und laßt euch gern
In alte deutsche Zeit zurückeführen. — (Geht ab.)

Grimoald. Benno. Wendelin.

Grimoald.

Es ist noch früh am Tage, alles ist ruhig draußen, und im Schlosse brennen noch die Lichter.

Benno.

Man kann kaum um sich schauen, und die Ampel wirft nur einen matten Schimmer durch die Kirche.

Grimoald.

Ich bin von draußen aus meiner Köhlerhütte hereinkommen, um meinen Sohn noch einmal zu schauen und ihm auf seinem Feldzuge lebewohl zu sagen. Wer weiß, ob ich ihn wiedersehen mag; jetzt empfängt er das heilige Abendmahl und Absolution.

Wendelin.

Sprecht leiser, Lieben, in dem Kreuzgewölbe
Und betet für euch still: Ave Maria,
Und kreuzigt eure Brust, daß ihr nicht so
Die heil'ge Kirchenruhe stört und plaudert.

---

[1] Abd-ur-Rahmân (Abderrahman), arabischer Statthalter von Spanien, überschritt 732 die Pyrenäen, schlug den Herzog Eudo von Aquitanien an der Dronne und fiel in der Niederlage bei Tours und Poitiers.

Grimoald.

Bist du denn älter, daß du so darfst sprechen?
Schweig stille, junges Blut, laß andre reden,
Die mehr erfahren in der Welt und klüger.

Benno.

O, laß ihn, denn er ist ein halber Pfaff'
Und wäre besser, bei der Meſſ' zu dienen
Dem Priester, als ein Ritterknecht zu sein.

Grimoald.

Die Sonne kommt herauf, die bunten Fenster
Erhellen sich — es ist die vierte Stunde.
's ist einem seltsam in der ruh'gen Kirche,
Seht die Gewölb', die Bilder in den Fenstern,
Die alten Chör', Gemälde an den Pfeilern,
Altäre da, die Ampel aus der Mitten;
Ich war hier lange nicht zugegen, ehrbar
Dünkt mich der Ort, die christliche Versammlung,
Sie muß sich hier gar sehr erbaut befinden.

Wendelin.

Warum begehrst du nicht zur Kirche öfter?

Grimoald.

Der Weg aus meinem Wald ist ziemlich weit,
Und vielerlei hab' ich im Holz zu schaffen,
Denn leicht ist nicht mein Handwerk, und ein Köhler
Darf nicht viel müßig sein, die Hände schonen;
Ich bin nicht aufgelegt zum Beten, Singen;
Da geh' ich manchmal wohl zur Waldkapelle,
Wo unsre heil'ge Jungfrau bildlich steht,
Und thu' die Andacht, wie sich's schicken will.

Benno.

Glaubt mir, es kömmt auch all auf eins hinaus.

Grimoald.

Die Mönche sind zum Beten in der Welt,
Ritter und Knecht, um wacker drein zu schlagen,
Wir aber, mit der Hand uns zu ernähren.

Wendelin.

Doch mag sich alles gut zusammenfügen.

Grimoald.

Sagt an, was hat das Bild hier zu bedeuten?

Wendelin.

Es stellt den heiligen Laurentius[1] vor,
Der in des Feuers Schmach den Leib verzehrte,
Die Seele in des Himmels Raum verklärte.
Die Heiden legten ihn in Feuerbrunst,
Die Seele stand in lichter Himmelbrunst,
Wie sich Elias hob im Himmelsfeuer,
Ward er erhoben durch ein irdisch Feuer,
Sie wollten ihm die härtste Qual bereiten
Und gaben ihm des Himmels Seligkeiten.

Grimoald.

Es hat doch immer böse Leut' gegeben.
So zieht der wackre Graf auch gegen Heiden,
Die unser Land, die Christenheit bedrohn.

Wendelin.

Auf dieser Tafel steht Sebastian[2],
Seht her, an einen Baum ist er gebunden,
Die Brust entblößt, ein Ziel den wilden Schützen;
Die Kriegesknechte, die in blinder Wut
Ein Spiel mit seinem frommen Herzen treiben:
Er sieht mit heitern Augen nach dem Himmel,
Er weiß, dort wohnt der Vater, dort der Sohn,
Für den er alles gern erduldet, leicht
Gibt er den Leib den blinden Wütern hin,
Den Leib wohl können sie, doch nie den Glauben töten.

Grimoald.

Sind denn die wilden Männer nicht gestraft?
Wie kann es Gott erdulden, daß die Kinder,
Die ihm die liebsten sind, gemartert werden?

Benno.

Wer weiß, ob alles sich so hat begeben.

Grimoald.

Das denk' ich auch, es ist wohl lange her.

---

[1] Laurentius, aus Spanien gebürtig, seit 257 Diakonus und Schatzmeister in Rom; soll auf einem Rost lebendig gebraten worden sein.

[2] Sebastian, aus Narbonne in Gallien, seinem Beruf nach ursprünglich Hauptmann in der Prätorianergarde, 288 getötet.

Siegfried kommt mit seinem Gefolge zurück, der **Kapellan** begleitet sie.

Kapellan.

So wird euch Gott mit seinem Schirm geleiten,
Wie ihr für Christum Leib und Leben waget,
Des Herren Engel steht zu eurer Seiten,
Und wenn ihr nicht im schweren Kampf verzaget,
Wird er voran zu eurem Besten streiten.
Zieht hin mit meinem Segen. Seht, es taget;
Gott mit euch! Fürchtet nichts auf blut'gen Bahnen,
Euch stärkt das rote Kreuz in euren Fahnen.

(Sie gehen alle ab.)

Freies Feld mit Bergen.

Heinrich und **Dietrich**, zwei Schäfer.

Heinrich.

Spielen und singen wir das Lied noch einmal?

Dietrich.

Es ist nicht so gar leicht.

Heinrich.

Ich will wieder anfangen, denn ich habe gar großes Gelust zur Kunst. — Heda! Tyras! (pfeift) treib die Schafe am Abhange da herunter. Waldmann! — von der Saat! — Nun, wenn du willst. — (Singt.)

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn. —

Dietrich.

Warum hältst du ein im Singen?

Heinrich.

Sieh da drüben den Reiter auf dem weißen Hengste! Hurra, was das Pferd Sprünge den Berg herunter macht!

Dietrich.

Wer ist der Herr?

Heinrich.

Kennst du den Golo nicht, den Hofmeister des Grafen Siegfried? Ein edler Herr! Sieh, wie ihm der bunte Feder-

busch im Winde flattert! Wie stolz er auf dem Rosse sitzt! Wie es sich unter ihm mit herrlichen Sprüngen gebärdet — still, mir deucht, er singt.

Gesang draußen.

Reit' ich beim roten Schein
In den frischen Morgen hinein,
Dünk' ich mir König zu sein.
Der grüne Hain
Macht mit dem Winde Gruß und Nicken,
Von Bergen steigt ein herrliches Erquicken.

Dietrich.

Der Herr hat eine schöne Stimme.

Heinrich.

Er kann alles: er singt, er musiziert, er kann Gemälde machen und Reimweisen. — Jetzt reitet er zum Bache — sieh! es springt hinüber — o weh! da liegt das stolze Roß am Ufer — er steigt herab —

Golo tritt auf.

Heinrich.

Habt Ihr keinen Schaden genommen, Herr Ritter?

Golo.

Nein, ich weiß nicht, was den Hengst im Sprunge irrte.

Dietrich.

Ihr reitet, mit gnädiger Erlaubnis, ein wenig allzu keck — ich habe für Euch gezittert.

Golo.

Ihr macht, daß ich lache; ich habe das Reiten nicht anders gelernt. — Ihr sangt, wenn mich mein Gehör nicht trügt, laßt euch nicht stören; fahre fort, mein lieber Heinrich.

Heinrich.

Wenn Ihr es so haben wollt.[1]

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.

---

[1] Das folgende Lied (vgl. die Einleitung) auch in den „Gedichten" unter dem Titel „Der Trostlose".

Dort im kühlen, abgelegnen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmähn —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmähn —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen, einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal.

Golo.

Ein trübseliges Lied und höchst klägliche Weise, die sich meines Ohrs so leise bemeistert hat, so mein Herz überwältigt, daß ich mich kaum der Thränen enthalten kann. — Aber wie bist du leichtfüßiger Knabe so schwermütig geworden?

Heinrich.

Ach, es ist nicht meine Art so, Herr. Dietrich hat mir nur das Lied gelehrt, weil mir die Weise so besonders gefiel, und weil ich gern alle schönen Gesänge singen möchte; es ist ein altes Lied, das ein verstoßner unglücklicher Liebhaber gedichtet hat.

Golo.

Da habt ihr beide ein Geschenk, damit ihr bei frischem Mut zum Singen bleibt.

Heinrich.

Großen Dank, gnädiger Herr, nun will ich Euch ein anderes singen, das ich selbst gereimet habe; nimm die Schalmei, Dietrich, und blas eins dazu.

Dietrich (bläst), **Heinrich** (singt).[1]

Himmel blau,
Hellbegrünte Frühlingsau'
Lerchenlieder
Zur Erde nieder.

---

[1] Das folgende Lied (1797 gedichtet) steht zuerst im „Sternbald"; später auch in den „Gedichten" unter dem Titel „Schalmeiklang".

Frisches Blut,
Zur Liebe Mut,
Beim Gesang
Hüpfende Schäfchen auf Bergeshang.

Froh und zufrieden
Mit mir und der Welt,
Was Gott mir beschieden,
Mein Liebchen hienieden;
Die Sorgen im Dunkel weit von mir gestellt.

Wie fern liegt dies Thal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumal
Nur Fried' und Freud'.
Ach Herzeleid —
Wie weit
Um Geld und Größe das nagende Herzeleid!

Nun ist es Mai,
Sie ist mir treu,
Und fährt auch Frühling und Sommer hin,
Und wenn ich auch nicht mehr Bräutigam bin,
Kommt Sommerszeit doch balde zurück,
Und Ehestand ist noch schöneres Glück.

Frisch und froh
Ohne Ach und Oh!
Vergehen
Verwehen
Die Tage mir so! —

Seht, das habe ich ganz besonders für mich eingerichtet.

Grimoald kommt.

Grimoald.

Grüß' euch Gott, Schäfer, ihr mögt wohl in Frieden das Glück des Landlebens preisen, mein Sohn ist fort.

Golo.

Ist der Graf schon aufgebrochen?

Grimoald.

Noch stehen die Ritter und Knechte im Schloßhof versammelt, mein Sohn Traugott unter ihnen.

Golo.

Ist die schöne Gräfin schon aufgestanden?

Grimoald.

Die edle Genoveva zeigte sich einmal auf dem Altan, in einer Stunde wollen sie alle aufbrechen; ich konnte nicht länger bleiben, denn ich muß zu meinen Meilern — lebt wohl, ich gehe in den einsamen Wald, zu meiner leeren Hütte; mein Traugott ist nicht mehr dort, um mich zu erwarten.

(Geht ab.)

Golo.

Lebt wohl. (Geht ab.)

Heinrich.

Ein schöner, edler Herr, hat er uns da nicht ein Goldstück verehrt?

Dietrich.

Wenn er mit dem Zuge ginge, könnte was Großes aus ihm werden. Sieh, da rennt er nach dem Schlosse zurück. Ich habe noch keinen so schönen Junker, solange ich lebe, gesehen.

Heinrich.

Die Jugend und die Freude sehn ihm aus den Augen, er ist nicht wie die übrigen, man muß ihm gut werden, wenn er einen nur ansieht. Er bleibt nun zurück, um das Schloß des Grafen in Obacht zu nehmen, der Herr Siegfried setzt ein großes Vertrauen auf ihn.

Dietrich.

Er ist noch jung und hat schon ein so großes Glück gemacht.

Heinrich.

Alles Gesinde steht unter seinem Befehl in der Abwesenheit des Grafen, ja, auch der alte Ritter, der ihn zuerst in das Schloß gebracht hatte, Herr Wolf.

Dietrich.

Wenn er nur nicht so unbändig ritte, wie leicht kann er Schaden nehmen.

Heinrich.

O, daran denkt er nicht, und das begegnet ihm auch nicht. — Komm, wir wollen nach dem kleinen Walde gehen, unsere Herde hat sich entfernt. — (Sie gehen.)

Saal auf dem Schlosse.

Graf **Siegfried** und **Genoveva.**

Siegfried.

Nun sammle dich, liebwertestes Gemahl,
Und zeige dich als eine deutsche Frau.
Nicht diese Thränen — warum willst du weinen?

Genoveva.

Werd' ich dich jemals, jemals wiedersehn?

Siegfried.

Als Sieger kehr' ich bald zur Heimat wieder.

Genoveva.

Dann bin ich tot, so spricht mein armes Herz.

Siegfried.

Du sollst nicht jammern; ruft mich nicht die Pflicht?
Mein Lehnsherr, unser guter, lieber König,
Der tapfre Mann, der große Majordomus,
Der längst ein Schrecken seiner Feinde war?
Du stehst im Bündnis mit den blinden Heiden,
Wenn deine Seufzer, deine Thränen mich zu halten
Versuchen, vorwärts solltest du mich treiben:
Sieh, Frankreich zittert vor den Sarazenen,
Schon haben sie Hispania unterjocht,
Schon sind sie Meister von den südlichen
Provinzen Frankreichs, dräuen nun dem Rhein.
Von dort das Heidentum, nicht weit von uns
Die Sachsen, in der deutschen Christenheit
Nur zu oft Zwiespalt, Haß: da muß der Mann
Sich fest dem Mann verbünden, daß das neue Kreuz
Nicht umgerissen Götzenbildern weiche,
Daß von den armen Menschen die Erlösung,
Die teu'r erkaufte, blutbesiegelte,
Nicht wieder in den alten Wahn verschwinde;
Da müssen wir so Blut wie Leben opfern,
Mit unserm Blut das heil'ge Kreuz besprengen,
Damit es höher wachse, weiter glänze.
Und jeder Tropfen unsers roten Bluts
Ist dann ein neues Siegel unserm Glauben!

Genoveva.

Ja, Christ hat uns zu seinem Dienst geworben,
Er ist für unser Seelenheil gestorben.
Seitdem ist Tod ein blütenvolles Leben;
Im Sterben hat uns Christ Geburt gegeben,
Wer wollte nicht den Leib der Erde bringen,
Die Seele zum Erlöser aufzuschwingen? —

Siegfried.

Nun, warum denn willst du zurück mich halten?

Genoveva.

Nicht halten, nein, zum Ruhm möcht' ich dich treiben,
Zu widerstehn den feindlichen Gewalten.
Doch zittr' ich, hier allein zurück zu bleiben: —
Es schweben vor mir furchtbare Gestalten,
Ich muß an seltsam gräßlich Elend glauben,
Mir ist, als harrte mein ein tiefes Trauern,
Als trieben Geister mich aus diesen Mauern.

So jung sah ich schon manche trübe Stunde,
Und mehr noch stehn und warten auf dein Scheiden,
Kein Vater gab den Segen unserm Bunde,
Die Mutter starb, ich kannte kaum die beiden,
Noch fühlt die Brust den Schmerz von dieser Wunde,
Und sieh', da wachsen schon die neuen Leiden.
Das liebste Gut, dich selbst, muß ich verlieren
Und soll in diesem Jammer mich regieren.

Drago tritt auf.

Drago.

Verzeiht, mein edler Graf, wenn ich Euch störe.

Siegfried.

Hausmeister, sei willkommen! Willst du was?

Drago.

Noch einmal Abschied nehmen, einmal noch
Die teure Hand an meine Lippen drücken,
Dann will ich Euch des Herren Schutz befehlen.

Siegfried.

Warum thut ihr denn alle so gar ängstlich?
's ist nicht das erste Mal daß wir entboten,
's soll nicht, mit Gottes Hülf', das letzte sein.

Drago.

Wir alle sind in seine Hand gegeben,
Er sei in Ewigkeit gelobet. Amen!

Golo und **Wolf** treten auf.

Siegfried.

Nun sieh, da kommt der wackre Golo auch
Und Wolf, der Alte, mich noch mal zu grüßen.
Lebt wohl, ihr Freunde, Gott behüt' euch alle.

Genoveva.

So gehst du von mir, Herr, Gemahl, mein Leben,
So ist die Stunde nun, der Augenblick,
Der längst gefürchtete, gekommen wirklich?

Drago.

Mein lieber Herr, mein wackrer, edler Graf —

Siegfried.

Du weinst? Ein Mann und Thränen?

Drago.

Laßt sie fließen,
Ich weiß es ganz gewiß, wir sehn uns nimmer.

Siegfried.

Ihr alle wollt mir nur mein Herz beschweren,
Geh fort von mir, kindisch gesinnter Mann. (Drago ab.)

Wolf.

Herr Siegfried, seht, ich will nicht klagen, weiß
Ist dieser Schädel, alt und mürb mein Herz,
Die Arme kraftlos, blöd' mein Auge; keck
Darf ich es sagen, fahret wohl, seid glücklich,
Auch wenn wir uns nicht wiedersehn.

Siegfried.

Du, Wolf,
Ich weiß es, gingest gern mit mir zu streiten.

Wolf.

So thät' ich, wär' nicht meine Zeit vorüber.
Wem wird's nicht in den Adern warm beim Namen
Des Helden Karl? Dem Hammer, dem Martellus,
Dem Würger aller Frankenfeinde, ihm,
Dem Blitze Gottes, möcht' ich gerne folgen.
Doch Abend ist's mit mir geworden, und
Kein Sohn geht für mich in das schöne Feld,

Wo unsre Christenfahnen wehn, den Arm
Ins Sarazenenblut zu tauchen.

Golo.

Dennoch,
Mein Vater (duldet diesen Namen gern,
Denn Ihr habt mich an Kindes Statt genommen),
Soll ich den Grafen nicht ins Feld begleiten,
Ihr beiden edlen Freunde wart dagegen.

Siegfried.

Du bleibst zu Haus und bist des Hauses Stütze,
Hofmeister über mein Gesinde, Vogt
Des Schlosses, meines teuern Weibes Hüter.
Gern hätt' ich dich in mein Gefolg' genommen,
Gern, lieber Knab', dich bei mir streiten sehn;
Doch weil ich keinen kenne, dessen Treue,
Des Herz mir so von Herzen ist ergeben,
So hab' ich dich gewählt, zurückzubleiben.
Dem Vaterland kannst du hier wenig nutzen,
Doch mir als Freund magst du hier alles sein,
Mein Schützer, mein Berater und mein Auge.

Golo.

Die Seele wäre in der tiefsten Hölle,
Im letzten Abgrund ewiglich verdammt,
Die taub und fühllos für die große Liebe,
Die Ihr seit lang' zu mir getragen, bliebe,
Ja, gerne füg' ich mich und bleib' zurück,
Ich schirme Euch das allergrößte Glück,
An Worten arm, an Thaten sollt Ihr kennen
Den treuen Knecht und mich den treusten nennen.

Trompeten von außen.

Siegfried.

Wir weilen im Gespräch, die Reiterei
Ist aufgesessen, alle Mannschaft schon
Im Zuge — nun, in Gottes Namen denn.

Genoveva.

O Siegfried! — Golo, Wolf, laßt uns allein. —

Golo und Wolf ab.

Siegfried.

Was willst du, Genoveva? Wahrlich, nicht
Erkenn' ich wieder, was du vordem warst.

Genoveva.

O mein Gemahl, seit wenig Monden erst,
Auf viele Monden mir zum Leid entrissen,
Ach! könntest du die Herzensqualen wissen,
Die meine junge Brust wie Dolche schneiden,
Du trügst Erbarmen mit den bittern Leiden.

Siegfried.

Die Liebe fühl' ich, doch ich muß nun fort.

Genoveva.

Du gehst, mein Licht, mein Trost, mein Leben, Hort?
O, nimm mich mit dir in das blut'ge Feld,
Wer soll dein pflegen, deine Wunden heilen?
Wer kümmert sich um dich mit treuer Sorgfalt,
Wer achtet wohl auf deine leisen Wünsche?
Wer möchte deinen Schlummer doch bewachen,
Wenn nicht dein treues Weib zugegen ist?

Siegfried.

Sprich nicht dergleichen Worte, Genoveva.
Sollt' ich dem weib'schen Römer gleich ins Lager
Ein neuvermähltes Weib denn mit mir führen,
Daß alle alten Krieger auf mich deuten
Und spöttelnd sagen: seht, er konnt' sein Herz
Nicht zwingen, mehr als Krieg gilt ihm die Frau;
Wie dürft' ich doch Martellus' Antlitz schauen?
Nein, Genoveva, mach' mich nicht erzürnen
Und lern' von mir, wie man entbehren soll.

Genoveva.

O, mögt Ihr mich nicht lebend wiederfinden,
Wenn nicht die treuste Liebe aus mir spricht,
Die Bitte gab kein weltlicher Gedanke,
Kein ungeziem'nder Wunsch auf meine Lippen.
Siegfried, die Welt ist einsam mir und öde,
Die Mauern schaun auf mich mit grimm'gen Zügen,
Kaum seid Ihr fort, so tritt aus jedem Winkel
Ein Unhold auf mich zu, ich suche Schutz
Und finde keinen, keinen als in Euch.
Ihr dürft nicht bleiben, darum nehmt mich mit,
O ja, Ihr werdet, ja, Ihr müßt es thun.

Siegfried.

Schweig, Weib, es kann nicht sein, es soll nicht sein;
Darf ich ins Lager ein Gespötte bringen?

Genoveva.

Bist du so rauh, Gemahl, so wenig freundlich
Dem schwachen, kranken Weibe? — Nun, so höre,
Ich will die Zunge zwingen, es zu sagen.
Ich fühle mich seit wenig Wochen Mutter.

Siegfried.

Daher kommt dir so Angst wie leere Furcht,
Ich freue mich und zieh' mit doppelm Mut
Und kehre froher heim, den Sohn zu finden.
Drum sei der Bitte Thorheit dir verziehn.
Leb' wohl, noch einen Kuß, und diesen noch.

Genoveva wird ohnmächtig.

O schwaches Weib! Ermuntre dich, sei mutig!
Wie, Genoveva?

Genoveva.

Lebe wohl!

Siegfried.

Leb' wohl! — Geht ab.

Genoveva.

Er geht, ich bin mit meinem Gram allein.

Das **Heer** draußen singt.

So streiten wir für Gott den Herrn.
Gehn in den Feind von Herzen gern,
Fleug uns voran, o teurer Christ,
Der du uns Heil und Retter bist.

Golo kömmt zurück.

Golo.

Ihr habt wohl, Gräfin, den Gesang vernommen?
Sie ziehn mit frischem Herzen fröhlich fort,
Bald ist der Feind besiegt, sie kommen heim. —
Ihr sprecht nicht, und ich seh' die stillen Thränen,
Die Ihr mir lieber noch verbergen möchtet.

Schaut um Euch, wie der Frühling aufgegangen,
Im jungen Laube neues Leben spielt,
Wie hold in ihrer Blüt' die Bäume prangen,
Im Zweig der Vogel sich vergnüglich fühlt,

Schon färben sich der Blumen zarte Wangen,
Die Winterfrost im dunkeln Hause hielt,
Allseitig fühlt die Welt ein muntres Regen
Und drängt sich süß dem Frühlingsglanz entgegen.

Von Bergen ab die silbern Bächlein kommen
Und tanzen in die grünen Thäler munter,
Den Nachtigallen ist die Furcht benommen,
Sie singen laut den dunkeln Wald hinunter,
All' süße Farben sind nun angeglommen,
Der Garten wird von tausend Blumen bunter,
Mit Strahlen ist die ganze Welt umzogen,
Um jede Blume spielt ein Regenbogen.

Genoveva geht ab.

Golo.

Dem Troste ist die holde Brust verschlossen,
Doch ist es Pflicht, man läßt sie nicht allein,
Jetzt ist die Schwermut um sie ausgegossen,
Doch sucht sie bald den zarten Frühlingsschein,
Dann wird ihr tiefer Gram, hinweggeflossen,
Nur lieblich dämmernde Erinnrung sein.
Ich will ihr nach hinab zum Garten gehen,
Allein darf sie nicht sein mit ihren Wehen.

(Geht ab.)

Vor dem Schlosse.

Heinrich. Else.

Else.

Die Gegend ist leer an Menschen, alles ist in den Krieg gezogen.

Heinrich.

Nun gibt es bald schöne Neuigkeiten von da und von dort, wie die Feinde geschlagen sind, wer von den Unsrigen im Treffen geblieben ist.

Else.

Du bist immer munter, immer vergnügt.

Heinrich.

Wie sollt' ich es anders? Wenn meine Schafe zur Ruhe gebracht sind, habe ich in der ganzen Welt nichts zu sorgen;

auf dem Felde denk' ich an dich und unsre Liebe, schnitze einen künstlichen Stock oder dichte ein Lied für uns; ich weiß, daß du mich liebst, ich fühle, wie ich dir gut bin, was bleibt mir da noch zu sorgen übrig?

Else.

Und du liebst mich recht von Herzen?

Heinrich.

Von Herzen und mit meiner ganzen Seele. Laß mich nur, ich spare jetzt, wo ich mag und kann; in einem Jahre kauf' ich mich aus der Leibeigenschaft, dann hab' ich meine eigne kleine Herde, dann bist du mein Weibchen, und dann ist diese Erde mein Himmelreich.

Else.

Ach, Heinrich! ist denn das alles so gewiß?

Heinrich.

So gewiß mir deine Liebe ist, denn nichts anders kann uns trennen als dein Wille. Was geht mir ab? Wär' ich jetzt ein Freier gewesen, so hätte ich mit in den Krieg gemußt, und dann waren alle unsre Hoffnungen geendigt.

Else.

Lebe wohl, lieber Knab', meine Mutter möchte uns gewahr werden.

Heinrich.

Leb' wohl. — (Beide ab.)

Fränkisches Lager.[1]

Otho, Günther und zwei andere Hauptleute.

Günther.

Was mag Karl denken und im Sinne führen, daß er sein Heer ohne Schanzen, ohne Verteidigung hier dem Feinde gegenüber legt?

Erster Hauptmann.

Eine Schlacht ist unvermeidlich, wenn er sich nicht tiefer ins Land zurückzieht.

---

[1] Bei Poitiers.

Zweiter Hauptmann.

Eine Schlacht? Und bedenkt Ihr denn nicht, daß die Heiden zehnmal stärker sind als wir?

Otho.

Wer fragt, wie stark sie sind? Wenn Karl es befiehlt, so schlagen wir; wenn er es uns heißt, so siegen oder sterben wir. Der Unterthan muß nie die Pläne seines Obern meistern.

Erster Hauptmann.

Ei, du böser und höchst verdrüßlicher Kriegsmann, sollen wir denn nicht einmal sprechen, wie es uns einfällt?

Otho.

Nein, denn ihr macht dadurch euch und andre weibisch. Was geht den Diener die Überlegung an? Er ist der Arm, sein Feldherr das Haupt: was dieser gebietet, muß er verrichten, sein größter Stolz sei, diese Verrichtung gut auszuführen, dann ist er im Felde zu gebrauchen: wenn ihr aber klügelt und dahin und dorthin zweifelt, so seid ihr schon halb verloren.

Günther.

Ei, du wärst dem Bischof Bonifacius ein willkommener Schüler, solcher Leute bedarf er, um das geistliche Regiment einzurichten.

Otho.

Hütet euch, Freunde, anders als mit Ehrerbietung von dem großen Manne zu reden, ihr seid nicht gestellt, ihn zu begreifen oder zu tadeln, begnügt euer einfältiges Gemüt, ihn von Herzen hoch zu halten.

Erster Hauptmann.

Der Feldherr!

Otho.

Der stattliche, herrliche Mann. O du edle Stütze des fränkischen Reichs! Seht, seine Miene ist voll Zorn; o, laß es den Sarazenen entgelten, nicht den Christen.

Karl Martell kommt mit dem Gefolge

Karl.

So weit sind wir in Frieden fortgezogen,
Nun stehn wir in des Feindes Angesicht,

Nicht länger gilt's zu zögern und zu harren,
Die meisten Herrn und Grafen sind zugegen,
Der edle Herzog Aquitaniens ist
Mit seinem frischen Heere angelangt.

Otho.

Die Bundsgenossen alle sind zugegen,
Vasallen, Unterthanen, keiner fehlt,
Nur Siegfried, Pfalzgraf in dem Trierlande,
Er zögert noch zu kommen.

Karl.

Siegfried ist
Ein treuer Mann und hat das Aufgebot
Gewiß zuletzt erfahren, denn er wäre,
Zuerst entboten, auch zuerst zugegen.

Der **Herzog von Aquitanien**[1] kommt.

Herzog.

Nun, großer Martell, beim allmächt'gen Gott!
Ich dürfte recht, zur Seite dir zu kämpfen!
Was warten wir noch länger, warum ruhn
Die Schwerter noch in ihren Scheiden, daß
Die Felder nicht, die Berge von dem Hall
Geschlagner Waffen, Schilderklang ertönen?

Karl.

Bezähm' den Mut, o dreimal edler Jüngling,
Verzeih, daß ich mit diesem Namen grüße,
In deiner Jugend seh' ich Heldenthaten,
Zum Ruhm der Christenheit, zur Glorie,
Der heiligen Religion, in zarten Knospen
Noch schlummern, die Gelegenheit, die Stunde
Sehnsüchtig heiß erwarten, aufzubrechen,
Damit die Welt dem neuen Glanz erstaune.

Herzog.

Lenk' meinen Arm und den ergebnen Sinn,
Mein Geist ist deinem Geiste unterthan,

---

[1] Eudo von Aquitanien (Guyenne, der südöstliche Teil von Gallien, unter den spätern Merowingern unabhängig vom Frankenreich), 688—735 Herzog, besiegte die Araber bei Toulouse 720, geriet in Streit mit Karl Martell, wurde 732 von Abderrahman geschlagen, floh zu Karl und zog, von diesem freudig aufgenommen, mit ihm sofort gegen die Mauren

Lehr' mich das große Kriegeshandwerk, Held,
Der zu den Waffen nur geboren ward,
Die fabelhafte Zeit, die vor'gen Helden
Von Rom und Griechenland, Theoderich
Samt Alarich, selbst Attila zu verdunkeln.
Dir streb' ich nach mit allen meinen Kräften,
Zwar überzeugt, dich niemals zu erreichen,
Doch schon zufrieden, wenn du nur zuweilen
Mir Beifall winkst auf meinem rauhen Wege.

Karl.

Beschämt mich nicht mit diesen Schmeichelei'n,
Gebt mir die Hand, mein edler Herzog, seid
Für Gott und Christum in dem Streite wacker,
Und Gott und Christus krönen Euch mit Ruhm.

Herzog.

O Ruhm, du Palme der erhabnen Geister,
Du schönster Thron, aus lauter Glanz erbaut,
Sei du mein Preis am heißesten der Tage,
So will ich wie der allerkühnste Falke
Mit jugendlichen Schwingen zu dir schießen,
Und noch Gefahr noch Tod soll mich erschrecken.

Otho.

Mein Feldherr, von dem Sarazenenheere
Sind jetzt Gesandte allhier angelangt,
Sie bitten, daß du sie doch hören magst
Und ihnen Sicherheit gewähren.

Karl.

Laßt
Sie kommen, sicher sind sie durch den Stand,
Durch heil'ges Recht, das selbst die Heiden ehren,
Vielmehr denn wir, die wir uns Christen nennen.

Derar und **Ali** treten mit Gefolge auf, Diener bereiten für Karl einen Sessel, die Ritter und der Herzog stellen sich ihm zur Seite.

Karl.

Nun redet, Männer, was zu sagen not thut.

Derar.

Beim Allah, der auf uns herniederschaut,
Bist du der Mann, auf den der fränk'sche Thron,

Der lang erschütterte, die Hoffnung setzt?
Bist du es, den sie ihren Helden nennen,
Mit dessen Namen sie den Feinden drohn?

Karl.

Ich bin der Karl, den unser König sandte,
Der Ungebühr, von euch erzeugt, zu steuren;
Den Freunden wird es wohl, wenn sie mich anschaun,
Doch seid ihr Feinde, sollt ihr diesen Arm,
Mein gutes Schwert empfinden: aber wart
Ihr nur gesandt, die Frage zu verhören?

Derar.

Abdorrhaman hat uns hierher gesendet,
Der für die Lehre des Propheten streitet,
Er läßt dir, seinen Gruß entbietend, sagen:
Was willst du doch der Armen nicht verschonen,
Die dir aus weit entlegnen Landen folgten?
Glaubst du, es werde einer deiner Schar
Entrinnen und den Tod der andern künden?
O, laß die Thorenhoffnung fahren, sieh
Die tausend halben Monde, die Paniere,
Die hunderttausend und noch hunderttausend!
Ihr denkt doch nicht zur Heimat umzukehren,
Ihr wähnt doch nicht, das Schlachtfeld zu behaupten?
Wie Sternennacht unzählbar unser Heer,
Gestärkt, ermutigt durch den hohen Glauben
An Mahom, hochbeseligt durch Verheißung —
Wie wird es doch das kleine zage Häuflein
Umzingeln und erdrücken, das nur kam,
Die Rüstung uns zur Beute herzuschleppen,
Zu unserm Prunk die buntgestickten Fahnen,
Zur Sklaverei die nicht ermord'ten Ritter
Und Grafen und dich Übermüt'gen selbst.

Herzog.

Bei Gott, du feiger Mohr, dafür will ich
Dir Bart samt Haupt vom schnöden Rumpfe reißen.

Karl.

O, laß ihn sprechen, stehn wir alle doch
In jenes Hand, der alles sieht und lenkt.

Derar.

Drum läßt Abdorrhaman dir dies entbieten:
Da er, dein Freund und aller Christen Freund,
Gern ihres Lebens, ihres Blutes schont,
So magst du dich mit deinem Haufen retten,
Er fordert nur die Waffen eurer Scharen,
Und daß eu'r keiner gegen ihn sich stellt
In diesem Jahr, damit er ungehindert
Durch Frankreichs Ebnen ziehen mag und frei
Den Lauf der Flüsse und das Land besuchen:
Er ist von Gott zum Herrscher auserkoren,
Ihr aber seid zu Dienern ihm geboren.

Karl (aufstehend).

Bei Gott, ich mag nicht gern mit Hochmut sprechen,
Auch ziemt sich Stolz für keinen Christen nicht[1],
Doch muß ich mich am Übermüt'gen rächen,
Das schwör' ich hier bei diesem Sonnenlicht!
Nicht soll die künft'ge Nacht zur Erden steigen,
Ich habe ihn dann unter mich gebracht,
Noch morgen soll sich die Erklärung zeigen,
Ob größer Mahoms oder Christus' Macht.
Ungläub'ge Hund', an allen Sinnen blöde,
Der Christenheit zur Strafe hergesandt,
Als Geißel scharf für ihre Sünden schnöde,
Und drum besiegtet ihr Hispanias Land.
Doch haben wir uns all' zu Gott gekehrt,
Und keine Heidenmacht kann uns bezwingen,
Wir sind mit seinem heil'gen Wort bewährt,
In seinem Namen muß es uns gelingen.
Ihr Bettler aus Arabiens Wüstenein,
Die nackt gelegen dort im heißen Sand,
Die nie gesehn des Goldes Glanz und Schein,
Die weder Acker, Pflug noch Brot gekannt,
Bis euch empört ein hochverfluchtes Haupt
Und euch gestellt in die verruchten Rotten,
Daß ihr die teure Christenheit beraubt,
Es wagt, den dreimaleinigen Gott zu spotten,

[1] Doppelte Negation oft bei Tieck.

Euch Tigertieren will ich dies verkünden,
Ihr sterbt auf diesem ebnen Schlachtgefilde,
Oder niemals will ich ferner Gnade finden
Vorm allerteuersten Marienbilde.
Jetzt schweigt, ich will nicht weiter Antwort hören,
Kein Wort, bei Himmelsmacht will ich es schwören,
Ich achte nicht, daß ihr hierher gesandt,
Und morde euch mit meiner eignen Hand.

Herzog.

Jetzt eilt zurück, verkündigt unser Zürnen
Und fleht vergeblich heut zu den Gestirnen.

Otho.

Ihr seid gesandt, das schützt euch, lieben Brüder,
Doch morgen sehn wir uns im Felde wieder.

(Otho mit den Gesandten ab.)

Karl.

Rück' bald herauf, du wicht'ger großer Tag,
Und schlinge schnell die kurze Nacht hinweg,
Mir brennt zum Kampf so Herz wie Eingeweide.
Welch frohes Spiel von Zimbeln und Trompeten,
Welch Freudejauchzen tönt durch unser Lager?

Otho kommt zurück.

Otho.

Graf Siegfried ist soeben angelangt.

Karl.

Ich dacht' es wohl, daß er nicht fehlen würde.

Siegfried tritt auf

Siegfried.

Da bin ich, edler Fürst, auf dein Gebot,
Doch kam dein Ruf nur spät in unser Schloß;
Gleich macht' ich mich zum heil'gen Kriege auf.

Karl.

Und geht es allen wohl bei dir daheim?

Siegfried.

Gottlob, ich habe alle wohl verlassen.
Mein junges Weib wollt' zwar ein wenig bangen,
Doch hat sie auch sich endlich finden müssen.

Karl.

Du bist vermählt?

Siegfried.

Erst seit drei Monden, Herr.

Karl.

So wünsch' ich unsern Feldzug schnell geendigt,
Damit du bald zur Heimat kehren mögst.

Siegfried.

Ich hab 'nen treuen Dienstmann heim gelassen,
Der mir mein Schloß und teures Weib beschirmt.

Karl.

Lebt Euer Bischof noch, Hidulf der Weise?

Siegfried.

Er hat Euch seinen Segen mitgeschickt.

Karl.

Ich danke ihm! Seid nochmals mir willkommen,
Ich denk', wir gehn schon morgen an das Werk,
Drum rüstet Euch, mein edler, tapfrer Graf,
Ich will noch einmal jetzt das Lager mustern.

(Ab mit dem Herzoge und Gefolge.)

Siegfried.

Schon morgen? Nun, je früher desto besser,
Je eh'r vollbracht, die Freude desto größer.

Otho.

Könnt Ihr Euch meiner, teurer Freund, erinnern?

Siegfried.

Ihr seid ja Otho wohl, mein Waffenbruder?

Otho.

Derselbe.

Siegfried.

Nun, so laßt Euch froh umarmen.
Ei, wie man unvermutet Freunde trifft!
Kommt mit zu meinem Zelt, wir wollen trinken,
Als Freunde uns beim Becher Willkomm sagen!

(Gehn ab.)

Siegfrieds Schloß.

Golo. Benno.

Golo.

Wo ist die Gräfin?

Benno.

In ihrem Zimmer, mit dem alten Kaplan in einer Andachtsübung.

Golo.

Die edle Frau! Immer denkt sie nur an ihren fernen Gatten: wollte Gott, wir könnten etwas ersinnen, ihren Gram zu zerstreuen.

Benno.

Wenn Ihr sie nicht fröhlich machen könnt, so ist es der ganzen Welt unmöglich.

Golo.

Wie meinst du das?

Benno.

Je nun, ich meine, daß Euer lustiger, vergnügter Umgang, Euer helles Auge, Euer wackres Ansehen dem traurigsten Menschen das Herz erfrischen müssen. Wenn Ihr so dreinschaut und lacht einem entgegen, so fühlt jedermann einen frischen Mut in seiner Brust.

Golo.

Du schilderst mich wie einen leichtsinnigen Thoren.

Benno.

Bewahre, gnädiger Herr, ich kann die Worte freilich nicht so recht setzen —

Golo.

Nimm! ich weiß, du trinkst gern; — wo ist der Hausmeister Drago?

Benno.

Er sitzt mit dem Wendelin drinne ob einem heil'gen Buche, ich weiß aber nicht, wovon es handelt. — Gehabt Euch wohl, ich will einen Krug Wein auf Eure Gesundheit leeren. (Geht ab.)

Golo.

Was willst du hier? Weiß ich doch wahrlich nicht,
Weswegen ich hierher gekommen bin;

Wie unsichtbare Mächte hält es mich
Umstrickt und lenkt die Schritte, wenn ich träume,
Hierher, und wie ein Nachtwandler erwach' ich
Und finde mich, wo ich am mind'sten dachte.
Was soll es denn, daß ich mich nicht beherrsche?
Ich fühl's, das leichte Leben nimmt den Abschied,
Es schleicht das Blut in meinen Adern, nimmer
Will Wein mir schmecken; keine Fröhlichkeit,
Gesellschaft, nichts will mich fortan erquicken;
Mein schönes Roß ist mir zuwider, alles,
Was sonst mir auf den andern Tag so Freude
Wie Lust versprach, ist mir dahingeschwunden.
Zu träge bin ich, Waffenwerk zu treiben,
Zu trübe, Lieder zu dichten und zu singen,
Nicht Weis' und Reim will mir wie sonst gelingen.
Es muß sich ändern! Soll in jungen Tagen
Mein Leben mir so ungenossen schwinden?
Ich möchte mich mit eignen Fäusten schlagen,
Die alte Kraft, sie soll sich wiederfinden!
Ich will, du goldner Wein, zu dir mich flüchten:
Ich muß die alten Liebesreime singen,
Ich will in frischer Jugend wieder dichten,
Auf meinem Roß über Bach und Gräben springen:
O, fern von mir, trübselige Gedanken,
An euch will ich wohl nimmermehr erkranken.

Wolf kömmt herein.

Wolf.

He! Golo! bist du im Gemach allein?

Golo.

Allein, was willst du mir denn, alter Vater?

Wolf.

Ist Genoveva wohl?

Golo.

In heiliger
Ergötzung mit dem würd'gen Kapellan,
Da sprechen sie von biblischen Geschichten,
Von Helden aus dem Alten Testament,
Die auch einmal, vielleicht noch vor der Sündflut,
Von ihrem Ehgemahl getrennt gewesen.

Dann zeigt er ihr den Riß der Arche Noäh,
Und wieviel Säulen standen in Saloms Tempel,
Wodurch sie sich gar sehr erbauet fühlt
Und neugestärkt den Herrn Siegfried erwartet.

Wolf.

Wie rollt dir denn die Zung' im Kopf so wild?
Hast wieder 'mal getrunken? Golo, Knabe,
Sei doch besonnen, nimm vernünft'ge Weis' an.
Wie lange soll die Zeit der Jugend dauern?

Golo.

Verzeiht mir, Alter, denn es war nur Scherz.
Habt Ihr mir wohl 'was Ernstes aufzutragen?

Wolf.

O, Ernst genug, wenn dein Sinn darnach steht.
Ich sah, wie's meine Sitt' ist, gestern abend,
Es war die zehnte Stunde oder später,
— Doch laß es nur die zehnte Stunde sein,
Ein wenig auf und ab hat nichts zu sagen —
Nun also, wie gesagt, ich schaut' zum Fenster
Hinaus und überhin das grüne Feld,
Der Himmel war von allen Wolken rein,
Ein dunkles Blau umzog die Silbersterne,
Und in der Mitte hing der goldne Mond:
Wie ich noch so den blanken Schein betrachte
Und im Gemüt die helle Nacht erwäge,
Die Wunder Gottes preise, kommt vom Walde
Ein leises, leises Rauschen, rührt die Bäume,
Daß sich die vollen Wipfel neigen und nicken;
Währt gar nicht lange, wird das Brausen stärker,
Da fängt der Rhein an, seine Ufer zu klatschen —
So dacht' ich innerlich: ist's doch nicht anders,
Als führt das Wasser mit den Bäumen Gespräche,
Was mögen sie sich doch erzählen, die beiden,
Der alte Rhein und diese alten Eichen?
So dacht' ich und gemahnt' mich wie ein Kind:
So hob ich auf den Blick, da zogen Wolken
Dicht um den Mond und immer dichter und dichter,
Und plötzlich waren sie wieder weg, aber um die Scheibe
Lag weit umher ein Meer, so wie von Blut,
Recht dunkelrotes Blut und zum Entsetzen.

Golo.

Es spielt der Himmel mit dem Glanz, mit Wolken.

Wolf.

Sprich so nicht, lieber Golo, Krieg bedeutet's,
Unglück bedeutet's, ob nun uns, oder ob
Den Sarazenen, das ist nur die Frage.

Golo.

Der Himmel wird sein Kriegesheer beschützen.

Wolf.

Es geht da in der Natur manch Wunder vor.
So sagen sie auch, nämlich die das verstehn,
Es wäre anjetzt in den Sternen großer Zwiespalt,
Da kämpfte einer gegen den andern, erbost
Sind aufeinander die Kräfte der Natur.
Doch schweig davon; mein allerliebster Golo,
Nur dir allein hab' ich's vertrauen mögen,
Weil ich wohl weiß, du findest dich als Mann.
Noch gestern sprach ich solchen Sternengucker,
Der mir bei seinen Wissenschaften schwur,
Es stehe um das Heer der Christen schlimm,
Er sprach da von Planeten und Kometen,
Von wunderbaren Konjunkturen[1], siehst du,
Von Auf- und Niedersteigen, daß sich mir
Die Haare aufwärts bäumten; er beschloß,
Wir hätten eine blut'ge Schlacht verloren,
Graf Siegfried sei mit seiner Schar geblieben.

Golo.

Dies sind die nicht'gen Träumer, die mit Künsten,
Mit unerlaubten, unsern Sinn betrügen,
Es lehrt uns die Vernunft und unsre heil'ge
Religion, daß wir dergleichen nicht
Erfahren können durch ein falsches Wissen.

Wolf.

Mit Einschränkung, mein lieber Golo, alle
Sind nicht Betrüger. O, es wäre viel,

---

[1] Wörtlich: Verbindungen; in der Astrologie gewisse Stellungen derjenigen Sterne zu einander, die von Einfluß auf das Menschenleben sein sollen.

Sehr viel davon zu sprechen, doch du bist
Noch jung, ich will dir nicht das Herz beschweren,
Ich wollte dir nur sagen, was ich wüßte,
Kein andrer weiß hier noch um das Geheimnis,
Verschweig es, bitte, ja vor Genoveva.

Golo.

Sie soll kein einzig Wort davon erfahren.

Wolf.

Sie ist ein Weib, zu jung, vielleicht — ich schweige,
Du weißt, mein Golo, was ich sagen will,
Da muß man sie um alles nicht erschrecken.
Leb' wohl, gib mir die Hand. Halt reinen Mund!

(Geht ab.)

Golo.

Du guter alter Mann!
Du Abbild der verfloss'nen treuen Zeit,
Wie könnt' ich doch ob deinem Glauben spotten,
Dein kindliches Gemüt doch bitter tadeln?

Genoveva und der **Kapellan** treten auf.

Genoveva.

Ihr geht aus meinem Hause nie, Ihr laßt
Mir Hoffnung, Andacht hier als liebe Freunde.

Kapellan.

Gott kann die Seinen nimmermehr verlassen,
Im Herzen steht sein Name eingeschrieben,
Ist dieser nur in uns zurückgeblieben,
Wir schaun ihn an und wissen uns zu fassen.

Doch wenn wir unser eignes Herze hassen,
So bleibt uns fern Andacht und frommes Lieben,
Von neuem aus dem Paradies getrieben,
Sind wir von Gott und Welt und uns verlassen.

Doch wer den Engel Demut in sich heget,
Dem ist die Andacht auch zum Gast gegeben,
Er sieht im Herzen Christi wahren Zeugen:

Drum gläubt er fest, so sich auch Trübsal reget,
Er führt die Kraft im innerlichsten Leben
Und bleibt verfolgt, im Kerker, tot, sein eigen.

Es segne Euch der Herr, behüte Euch,
Er sei mit Euch auf allen Euren Wegen. (Geht ab.)

Genoveva.

Ihr seid hier, Golo? — Eben seh' ich Euch.

Golo.

So heiligen Gedanken müssen freilich
Die andern all' entweichen, niemals möge
Mein Nam' Euch ins Gedächtnis fallen, wenn
Die heil'ge Sehnsucht Euren Geist regiert.

Genoveva.

Warum das nicht? Ihr seid so gut und edel,
Der edle Mensch ist nur ein Bild von Gott.

Golo.

Ja, Ihr habt recht, Ihr seid ein göttlich Bild,
Drum muß man Euch Reliquien gleich verehren
Mit stummer Inbrunst und aus frommer Ferne.

Drago tritt auf.

Drago.

Hier ist das Buch, wohledele Frau Gräfin,
Das Ihr befahlt von Straßburg zu verschreiben,
Es ist in schöner Schrift, ein wackrer Mönch
Hat alle Züge rein und klar gezeichnet.

Genoveva.

Wie lieb ist mir, daß es nun angekommen,
Ich hegte große Sehnsucht, es zu lesen;
Nun ist es da, ich will mich dran erquicken.

Drago.

Gar wunderwürdig ist da die Beschreibung
Von Sankt Laurentio, vom heiligen
Sebastian und der heil'gen Katharinen[1]
Nebst andern alt verlaufenen Geschichten,
Die inniglich so Herz wie Geist erregen.
Ich hab' ein wenig schon darin geblättert,
Ihr werdet mir verzeihn, wohledle Frau.

Genoveva.

Ich kenne deinen lehrbegier'gen Sinn.

Drago.

Jetzt will ich mich zur Abendtafel richten. (Geht ab.)

[1] Es gibt in der katholischen Kirche sechs verschiedene heilige Katharinen.

Genoveva.

Ihr seid nicht froh in diesen Tagen, Golo.

Golo.

Ich denke oft an unsern edlen Grafen,
An die Gefahr —

Genoveva.

Wohl habt Ihr Recht zu trauren —
Was war es für ein Lied, das ich Euch erst
Im Hofe singen hörte, als der Vater
Mit mir im Zimmer war?

Golo.

Verzeiht, ein bäurisch
Einfältiges Gedicht, das ich durch Zufall
Vor ein'gen Tagen hörte, und das so,
Ob ich's gleich nicht begreife wie, mich faßte,
Daß mein Gedächtnis es mit Widerwillen
Behält und ich es allerwegen singe.

Genoveva.

Die Weise ging recht still und traurig fort,
So daß es mich bis in mein Herz bewegte.
Hier ist die Laute, spielt es noch einmal.

Golo.

Es kann Euch wirklich nicht ergötzen, Herrin.

Genoveva.

Doch wünsch' ich mir die sanften Töne wieder,
Und daß Ihr's ganz so schlicht und herzlich singt.

Golo.

Wenn Ihr befehlt, so muß ich wohl gehorchen.

(Er spielt und singt.)

Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn

(Er läßt die Laute plötzlich fallen.)

Genoveva.

Was ist Euch, Golo? Wie, Ihr weint? Ihr könnt
Vor Schluchzen nicht mehr sprechen? — Faßt Euch, Lieber!
Was kommt Euch denn so plötzlich in den Sinn? —

(Golo geht fort.)

Der treue Mensch, ihm geht der Schmerz von Herzen,
Er liebt den Herrn mit wunderbarer Tugend;
O, jeder muß ihn lieben, der ihn kennt.
Die schwarze Nacht kömmt schon vom Wald herauf,
Nun sitzt er wohl mit trübem Blick im Lager
Und schaut nach unsern lieben Bergen her,
Ihn reu'n im stillen seine strengen Worte.
Vielleicht ist jetzt die wilde Schlacht geendigt,
Man sucht ihn unter den Verwundeten
Und kann ihm keine Hülfe mehr erschaffen.
O, Auge Gottes, das vom Himmel schauet,
Nimm du ihn gern in deinen großen Schutz,
Wer auf den Herrn mit sicherm Mut vertrauet,
Der beut den allerärgsten Feinden Trutz.
O, Allmacht, wer auf deine Hülfe bauet,
Der ist verwahrt, geschirmt vom schönsten Schutz.
Dir übergeb' ich ihn und will nicht klagen,
Nicht Wohlgefall' ist dir der Menschen Zagen.

Verworren wandern wir in bunten Reihen,
Und Tod und Unglück gehn durch uns dahin,
Wen du mit deiner Milde willst erfreuen,
Der findet im Verderben den Gewinn;
Er darf nicht drohende Gefahren scheuen,
Er singt: Im Tod und Leben dein ich bin;
Du gabst ihn mir, dir sei er übergeben,
Er sei der dein' im Tode oder Leben. — (Geht ab.)

Sarazenisches Lager. Nacht.

Derar und Abdorrhaman. Ali.

Abdorrhaman.

Der Himmel hat sie unsrer Hand gegeben,
Wir wollen ihm gefällig Opfer bringen,
Daß keiner dieser Christenhund' entrinne.

Derar.

Ihr Feldherr sprach von dir verachtungsvoll,
Dafür mußt du den Stolzen züchtigen.

Ali.

Sie können unsrer Macht nicht widerstehn,
Die Scharen all' in wilder Glut entbrannt,
Nach Beute gierig und zum Morden schnell.
Dir, junger Held, hat Allah vorbehalten,
Von Spanien aus Europa zu verwüsten
Und Christus' falsche Lehre zu vernichten.
Ist nur der Karl zu Boden erst geworfen,
So findest du bis zu den Eisgebirgen,
Bis zu den Ländern, wo die Zwerge wohnen,
Kein Auge mehr, des Feuer es noch wagte,
Mit Trotzen dir ins Angesicht zu blicken.

Abdorrhaman.

Gepriesen sei der mächtige Prophet,
Der bis hierher mit uns gekämpfet hat.
Doch möcht' ich diesen Karl zum Freunde lieber
Als gegenüber mir zum Feinde haben,
Der Ruhm hat ihn mit allen seinen Kränzen
Geschmückt, und dürft' ich einen Mann beneiden,
So wär' es dieser heldenmüt'ge Karl.
Sieh, er ist König von dem fränk'schen Reich,
Denn hat der König mehr als nur den Namen?
Italien eifert um des Helden Freundschaft,
Was gilt's, er stellt das Reich des Occidentes,
Das alte Kaisertum mit erstem her,
Wenn nicht das Schicksal ihm den Tod bereitet?
Daß keiner dieser Christen seinen Vorteil
Erkennen will, und was ihm wahrhaft nützt,
Sonst müßte der Martell mit mir sich einen:
So dürft' er kühn mit mir die Welt beherrschen.
Doch haben es die Sterne so gefügt,
Daß wir als Feinde Stirn der Stirne bieten,
Und Allah lenkt zu seinem Vorteil alles.

Derar.

So steht der Mensch dem Menschen stets entgegen,
Ein jeder geht für sich auf eignen Wegen,
Dir dient's, dich vom Kalifen loszusagen
Und auf dein eignes Glück dein Glück zu wagen;
Er hat Konstantinopel nicht gewonnen,
Ihm ist die Gunst der Sterne schon zerronnen!

Dir blühen glänzend alle günst'gen Zeichen!
So magst du denn die höchste Palm' erreichen.

Abdorrhaman.

Mit Allah und im Namen des Propheten,
Denn bald beginnt der Morgen sich zu röten. (Sie gehen.)

Zulma (tritt in Kriegeskleidung auf).

O Zelte, die ihr meinen Liebsten bergt!
O nächtlicher, mondbeglänzter Himmel!
O ihr Bäume! Wo wandelt jetzt sein Fuß?
Er weiß nicht, daß ich hier zugegen bin,
Er will nicht, daß ich ihn begleiten soll,
Er wähnt nicht, wie so nah' mein Herz ihm schlägt.
Die Wachen gehn umher mit ernstem Gange,
Schon lassen sie das bleiche Feu'r erlöschen,
Der Mond wird blasser mit den kleinen Sternen,
Die Hähne krähen aus den nahen Dörfern,
O Abdorrhaman, liebst du deine Zulma?
Fühlst du den Geist durch ihre Gegenwart erregt?

Gegen dein Gezelt,
Wo der Waffen Klang,
Wend' ich den Gesang,
Du bist mir die Welt!

Willst im Harnisch gehn?
Schlachten willst du streiten,
Und es soll von weiten
Ungekannt die Liebe stehn?

Lockt dich kein Heimweh zurück?
Gönnst du mir gar keinen Blick?
Bleib zurücke, roter Morgen!
Ach, er dämmert mehr und mehr,
Mit ihm Pein und Angst und Sorgen,
Blaß sieht nun der Mond daher;
Ja, der Mond ist in der Trauer,
Daß sein Bildnis soll entfliehn,
Daß nun fällt die span'sche Mauer,
Daß mein Liebster soll verblühn!
O, ihr hohen Himmelsmächte,
Ist die Zeit dahinverschwunden?

Wo sind jene Tag' und Nächte,
Jene Brunst der Liebesstunden?
Jene Blicke,
Jenes Winken,
All mein Glücke,
Alle Küsse,
Die Genüsse,
Muß so schnell das all versinken?
Schwert ertönt an Schild geschlagen,
Und der Tod hält Musterungen,
Wen er will als Beute schlagen.
O, dies Herz will schon verzagen;
Allah, sei es uns gelungen!

Abdorrahman zurück.

Abdorrhaman.

Wer bist du?

Zulma.

Ach, ein armer Knabe, den
Sie jung her in den wilden Krieg geführt,
Um in dem Treffen umzukommen.

Abdorrhaman.

Warum bist du zu Hause nicht geblieben,
Wenn du dem Herzen und dem Arm nicht traust?

Zulma.

Mich zog die Liebe her zu meinem Herrn,
Ich sterbe hier, doch wär' ich auch gestorben
Am innern Weh der Trennung und Entfernung.

Abdorrhaman.

Ergib dich dem Gebet, bald rückt das Heer aus. (Ab.)

Zulma.

Er kennt mich nicht,
Er argwöhnt nicht, daß ich es sei;
Ja, beten will ich, brünstig Allah flehen,
Daß ich gesund den Abend möge sehen
Und lebend, Liebster, dir zur Seite stehen.
O Sterne, hüllet ihn in eure Gunst,
Werft um ihn Netze, stärker denn von Stahl,
Treibt ihm zurück der Feinde Zahl,
Liebt ihn mit meines Herzens Brunst! (Geht ab.)

Das fränkische Lager.

Karl Martell (allein)

Wie, wenn ich hier mein bestes Glück versuchte?
Wer kann mir sagen, daß ich übel thäte?
Es kömmt Fortuna niemals uns entgegen,
Wir müssen ihr vielmehr entgegengehn.
Ich bin ja König, nur fehlt mir der Name —
Doch ist der Name, diese äußre Ehre,
Der Glanz des Throns, die Anbetung des Volks,
Das Diadem, wonach mein Ehrgeiz ringt:
Der ist nicht groß, der das verachten mag.
Was frommen meine Schlachten, meine Siege,
Daß sich nach meinem Wink das Reich bequemt?
Wenn ich nicht dreist es sagen darf: Ich bin's!
So ist es doch nur halbe Büberei,
Erschlichene Gewalt und unrechtmäßig.
Und, o, der süße, süße Name König,
Gebeugtes Knie von Rittern, Grafen, Herrn,
Die heil'ge Scheu des Volks vor meiner Krone,
Der Sitz hoch über allen Häuptern weg. —
Mein Herz bequemt sich nicht, das zu verachten,
Ich weiß, der Papst, er wär' mir nicht zuwider,
Der Bischof Bonifacius ist mir freund.
Zwar hab' ich keinen großen Dank von Priestern
Und Mönchen mir verdient, denn wo ich mag,
Vermindr' ich gern die großen Kirchengüter;
Allein mein Name und der Drang der Zeiten,
Sie würden alle rauhen Hügel ebnen
Und meinen Weg mir frei und leichte bahnen.
Der König endete im Kloster dann,
Wie vor ihm schon so mancher Schwache that,
Und keiner wagte mich deshalb zu tadeln.

Wer hat doch nie die große Lust empfunden,
Nach einer Krone seinen Arm zu strecken?
Die stolze Brust muß kühne Wünsch' erwecken,
Dem Kühnen ist das Glücke stets verbunden.

Auf ferner Höh' ist Furcht und Angst verschwunden,
Der Glanz des Throns muß jede Schuld verdecken,

Der Pöbel kriecht, den Staub vom Fuß zu lecken,
Und Jahre lebst du dann in allen Stunden.

Der Ew'ge kann die Triebe nicht verdammen,
Die unsern Geist mit neuem Mut beflügeln,
Uns auf des Gipfels höchsten Gipfel stellen.

Gelegenheit facht höher an die Flammen!
Wer wird noch da die wilden Wünsche zügeln?
Nicht Himmel fürchtend, biet' ich Trutz der Höllen. —

Und wieder führt die Phantasie Gebilde
Mir vor den Blick, die ich oft zu verdrängen
Zu schwach mich fühle, denn es zwingt der wilde,
Ehrsücht'ge Satan ihnen nachzuhängen;
O, komm auf mich, du Geist des Friedens, milde,
Sing' in mein Ohr mit deinen sanften Klängen,
Und herzlich sei im Herzen der verflucht,
Der mich zu derlei Übelthat versucht.

Oft, wenn ich mich im Feld allein befinde,
Tritt der Versucher heimlich auf mich zu
Und zischelt mir ins Ohr die große Sünde,
Läßt auf der Jagd im Walde mir nicht Ruh',
Ja, wenn ich mich zu beten unterwinde,
Flüstert er mir die schnöden Worte zu.
Nimm mich, du heil'ger Gott, in dein Beschirmen,
Daß sich in mir nicht bös' Gedanken türmen.

Mit Purpur angethan zeucht Morgenröte
Herauf und schreitet durch das Himmelblau,
Es flammt die Glorie der frühen Röte
Herab und spielet auf die grüne Au,
Der Tod schaut nieder; welchen er ertöte,
Weiß jener nur, jenseit des Himmels Blau;
Vertilg' die Sündenschuld aus meinem Leben,
Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben!

Der **Herzog von Aquitanien** kommt.

Aquitanien.

Seht, fröhlich hat der Tag sich angethan,
Er glänzt daher im festlichen Gewand,
Des Feindes Scharen stehn schon Mann an Mann
Und decken weit umher das grüne Land.

Karl.

Auch unser Herz ist schon zum Streit gewappnet.

Siegfried und **Otho** treten auf.

Otho.

Die Schlacht der Ungetauften steht geordnet,
Der Schein der Waffen deckt so Feld wie Hügel,
Die leichten Reuter sprengen hin und her.

Karl.

Der Heiden Macht ist wohl um zehnmal größer,
Doch weh', wer heut' nach Zahl und Scharen fragt;
Ist unsers Mutes Rüstung um so besser,
So sei's in Gottes Namen kühn gewagt.

Aquitanien.

Der Feige wird an diesem großen Morgen
Des Mutes und der tapfern Thaten voll,
Jedweder Brust entweichen ird'sche Sorgen,
Weil jeder Sinn nur Ruhm gedenken soll.

Siegfried.

Wir sind mit Gottes Hülf' zum Schlagen fertig
Und nur des Worts und der Trompet' gewärtig.

Karl.

In Gottes Namen dann!
Rückt aus! Trompeten, blast!

(Das Zeichen zur Schlacht wird gegeben, sie rücken mit lautem Feldgeschrei aus.)

Schlachtfeld.

Feldgeschrei, die Mohren ziehn sich zurück, Getümmel.

Zulma (gewaffnet, mit Schwert und Schild).

Sie weichen! Sie fliehn!
Die Mohren weichen
Der Christen Streichen,
Ich seh' die Monde ziehn!

O Qual! o Schmerz!
O Allah, höre,
Wie ich beschwöre —
O, brichst du, Herz?

Laß Blitze zücken,
Wirf Donner von oben,
Soll'n wir dich loben,
So laß es uns glücken.

Abdorrhaman kömmt.

Abdorrhaman.

Zurück in die Schlacht! — (Zulma ab.) Ihr feigen Sklaven!
Dich, Derar, lass' ich um 'nes Kopfes kürzen,
Du bist es, der den großen Tag verliert!

Ein Haufen **Flüchtiger** tritt auf.

Abdorrhaman.

Wer seid ihr? Seid ihr jene Sarazenen,
Vor deren Tritt der Orient erbebte?
Ein feig Gewürm, 'ne niederträcht'ge Herde,
Die vor dem blanken Schlächtermesser fliehn.
Brüll'n möcht' ich, so fühl' ich mein Herz erglühn,
Ich könnt' euch all' mit diesem Arm vernichten,
Allein mich mitten unter die Feinde flüchten!
Mir her den halben Mond! Ich will ihn tragen
Und so mich in den dicksten Haufen wagen,
Wer Muselmann noch ist, der folgt mir nach. — (Ab.)

Alle.

Allah, Allah, Mahom, Allah, ihm nach! (Alle ab.)

Getümmel. **Otho** bringt den verwundeten **Günther.**

Otho.

Hier lieg', bis ich dich weiter fördre,
Fühlst du dich matt?

Günther.

Zum Tode matt!
Der Abdorrhaman wütet wie ein Teufel,
Nicht Menschenkraft vermag zu widerstehn.

Otho.

Sie soll ihm widerstehn, solang' ich Blut
In meinen Adern spüre. Welch Geschrei?

Ein **Hauptmann**, flüchtig.

Hauptmann.

O heißer Tag! O blut'ge Stunde!

Otho.

Was gibt's?

Hauptmann.

Der Aquitanien ist ganz geschlagen,
Die Christen färben rot die grüne Flur.

Otho.

Auch Heidenblut soll sie besprengen, leb' ich.

Siegfried mit einer Schar.

Siegfried.

Zu Karl, zu Karl, der Hammer ist im Gedränge!

Otho.

Wir alle gehn zur Hölle, wenn er fällt! (Alle ab.)

Günther.

Ich bleibe — matt mein Herz — leb' wohl, du Welt.
(Stirbt.)

Trompeten, Feldgeschrei, Sarazenen mit christlichen Fahnen, **Derar** an ihrer Spitze **Aquitanien** gefangen.

Derar.

Triumph! Allah sei Dank!

Alle.

Triumph! Allah!
Allah gepriesen und sein großer Prophet!

Aquitanien.

O, führt mich fort und tötet mich alsbald.

Alle.

Triumph! Allah gepriesen! Mahom Dank! — (Alle ab.)

Karl Martell.

Karl.

Ich muß hier Atem schöpfen! Blut'ge Stunde!
Gedenk' nicht meiner Sünde! Geh, o Herr,
Nicht mit mir ins Gericht! — Auf, meine Geister,
Geht neu gestärkt zum Waffenwerke wieder.

Siegfried kommt.

Siegfried.

Der Herzog Aquitaniens ist gefangen,
Und seine ganze Schar auf Flucht begriffen.

Karl.

Ich sah sie wohl, die jugendliche Eil.
O Himmel, regne Kraft auf uns hernieder,
O heil'ge Mutter Gottes, deiner Fahnen
Erbarme dich und lenk' du uns zum Ziel.

Otho kommt mit einem Haufen.

Otho.

Nun rennt ja alles toll und wild zusammen,
Man weiß nicht, welchem Haufen man sich fügt,
Die Fahnen fliehn, die Christen sind verworren,
Wär's Sünde nicht, mein Schwert stieß' ich ins Herz

Karl.

Frisch auf, mein Landsmann, sei nur wohlgemut,
Ich kehre jetzt an meinen Posten wieder,
Der Herzog Aquitaniens ist gefangen,
Befreie du ihn uns, mein wackrer Otho.

Otho.

Das soll geschehn, wenn ich nicht kämpfend sterbe. (Alle ab.)

Abdorrhaman im Kampf mit einem Franken.

Abdorrhaman.

Die Stunde deines Todes ist gekommen.

Franke.

Prahl' nicht zu früh, dies ist ein fränk'sches Schwert.

Ein **Franken-Hauptmann.**

Hauptmann.

Dies ist der Oberste der Mohren! Gutes Glück!

Abdorrhaman.

Bleib' fort, bis ich's mit diesem ausgefochten!

Hauptmann.

Ergib dich uns, so magst du leben bleiben.

Abdorrhaman.

Dies Wort hat meine Zunge nicht gelernt. (Sie fechten)

Zulma tritt auf und sticht den Hauptmann von hinten nieder.

Abdorrhaman.

Nun bin ich frei, du folg' ihm hin zur Hölle.
(Der Franke fällt.)
Du hast mir, Knabe, guten Dienst gethan,
Drum nenn' mir deinen Namen, daß ich danke.

Zulma (das Visier öffnend).

Kennst du mich nicht?

Abdorrhaman.

Ihr Sterne, ist es Zulma?
Wo kommst du her? Was hast du unternommen?
Was willst du hier? Geh schnell in mein Gezelt!

Zulma.

Dir nimmer von der Seite will ich gehn,
Deswegen bin ich dir so weit gefolgt,
Mit dir den Sieg, wo nicht, den Tod zu teilen!

Abdorrhaman.

Ich kann nicht fechten, weiß ich dich gefährdet.

Zulma.

Bewachend folg' ich jedem deiner Schritte.

Abdorrhaman.

Komm hier aus dem Getümmel! Beim Propheten,
Ich weiß nicht, ist es wahr, ist es ein Blendwerk?

(Sie gehen.)

Otho und **Aquitanien** kommen.

Aquitanien.

Wie soll ich dich belohnen, tapfrer Degen?
Du hast mein Leben mir zurückgegeben,
Ja, mehr als Leben, meine Ehr' gerettet,
Die ich im Felde wieder lösen will.

Otho.

's ist gern geschehn; es kann nochmal geschehn.

Aquitanien.

Nein, meine Jugend soll mich nicht verführen,
Dein Schwert noch einmal in Gefahr zu bringen.

Otho.

Da kommt der tapfre Karl.

Karl kommt.

Karl.

Die Feinde weichen!
Seid Ihr zurück, mein allzurascher Herzog?

Aquitanien.

Ja, ich verdiene den gerechten Tadel,
Doch schwör' ich hier bei meiner Eltern Adel,
Ich schwör' es hier bei diesem guten Schwert,
Bei allem, was dem Ritter lieb und wert,
Bleibt nur das Leben meinem Leib getreu,
So wasch' ich heut' noch meine Ehre neu.

Karl.

Horch! die Trompeten rufen uns ins Feld,
Es gilt nicht Mindres als die halbe Welt!

(Ab mit Aquitanien.)

Otho.

Ich bleibe, denn da tobt der Hund verflucht,
Den ich schon in der ganzen Schlacht gesucht,
Den Prahler, der als Bote gestern stand,
Heut wird er mir zum Schlachten abgesandt!
Hierher, hierher, du feiger Renegat,
Du willst dem Tod entfliehen, doch zu spat.

Derar kommt.

Derar.

Ihr schnöden Christenhunde, Mahom zeigt,
Daß seiner Macht des Nazareners[1] weicht.

Otho.

Schweig still mit deiner Zung' im Lästerrachen,
Das Schwert muß hier dem Streit ein Ende machen.

Derar.

Gepriesen sei Mahom!

Otho.

Der Lügen Vater,
Du Leutverführer, Schelmenzunft=Berater —
Jetzt hör', du Thor, wie man mit Recht soll flehn:
Herr Christ, magst mir in meinem Streit beistehn.

(Sie fechten, Derar fällt.)

Otho.

Siehst wohl, daß dies die rechte Art zu beten?
Sie hilft uns gern ungläub'ge Feinde töten.
Er ist gestorben und mag nicht mehr hören,
Es hilft nicht viel, dem Tauben Wahrheit lehren.

(Geht ab.)

Abdorrhaman und **Aquitanien** im Gefecht

Aquitanien.

Dich hab' ich mir von allen ausgesondert,
Du mußt dein Leben mir als Beute lassen.

Abdorrhaman.

Erbebe, Christ, denn viele deiner Freunde
Hat heute schon dies grimme Schwert gefressen;
Die Haufen fliehn, es wankt der halbe Mond,
Mahom ist uns entgegen, sich entgegen,

---

[1] Ergänze: Macht.

Doch dieses Blut, das mir im Herzen wohnt,
Verkauf' ich nur für deines Herzens Blut!

Aquitanien.

Ich muß, ich muß dich Stolzen überwält'gen,
Es regen sich zehn Geister mir im Busen.

Abdorrhaman.

Sollt' ich mein großes, thatenreiches Leben,
Den Ruhm der Welt und meine großen Plane,
Die schöne Zukunft einem Jüngling opfern?

Aquitanien.

Durch deinen Tod werd' ich berühmt, ein Mann,
Jetzt ist die Stunde meiner Prüfung da,
Bin ich in Christ bestanden, bin ich wohl.

Abdorrhaman.

Soll denn nur Schmach die Sarazenen decken,
Soll Mahoms Glaube wieder untergehn?
Nein, Prophet, nein, ich will auf dich vertrauen,
Auf dein Verheißen meine Wohlfahrt bauen,
Magst du auf Sieg, auf Tod herniederschauen.

Aquitanien.

Gedoppelt fühlst du alle deine Schläge,
Es träuft dein Blut zu deinen Füßen nieder,
Du bist schon überwunden, sei gefangen.

Abdorrhaman.

Nie sollst du so den Muselmann erblicken,
Eh' will ich ja im eignen Blut ersticken. — (Er fällt)

Aquitanien.

Du bist ein Held, ich schone deines Lebens.

Abdorrhaman.

Lös' mir den Helm vom matten Haupte ab.

Aquitanien.

Ich thu' es gern — fühlst du dich nun erquickt?

Abdorrhaman (zieht den Dolch).

So finde neben mir, du Christ, dein Grab.

Aquitanien (ersticht ihn).

Nein, diesmal ist die Bosheit nicht geglückt,
Unedler Krieger, gern hätt' ich geschont,
Die eigne Tücke hat dir so gelohnt.

Karl Martell mit Siegfried, Otho und einem Teil des Heeres.

Karl.

Weit in den Bergen ist des Feindes Heer
Zerstreut, sie wenden nach Hispanien um.

Aquitanien.

Hier, großer Feldherr, liegt ihr wilder Führer,
Das Haupt der Sarazenen, Abdorrhaman.

Karl.

Weiß man, wer diesen Ungestümen schlug?

Aquitanien.

Durch ihn ist meine Ehre nun gelöst.

Karl.

So dank' ich dir im Namen unsers Landes,
O junger Held, denn dieser war es, der
Den Willen aller dieser Heiden lenkte.
Schön hast du durch die That den Tag geschmückt,
Denn wenn sie sich von neuem auch versammeln,
Fehlt ihrer Unternehmung doch das Herz.
O glorreich, Sonne, scheinst du jetzt hernieder,
Der Herr hat wundervoll für uns gestritten,
Man preise ihn durch laute Freudenlieder,
Man bring' ihm Dank, und laßt uns kindlich bitten,
Daß er uns stets beschirme, lieben Brüder,
Daß nie der Glaube weich' aus unsrer Mitten,
So grimmig auch des Feindes Bosheit dräut:
Gelobt sei Jesus Christ.

Alle.

In Ewigkeit!

Zulma eilt herbei.

Zulma.

Wo ist er verborgen?
Ich kann ihn nicht finden,
Ich klage den Winden
Die Angst und Sorgen!

Wohin ich nun blicke,
Nur Feinde und Leichen,
Doch darf ich nicht weichen,
Ich finde denn dich, mein Glücke.

(Sie sieht den Leichnam.)

O Abdorrhaman!
Bist du's? Entstellt? Unkenntlich?
Ist dies dein Ruhm? Sind dies die Plane?
Ist dies die Herrlichkeit der goldnen Zukunft?
Ist dies die Liebe, die du mir gelobt?
Du Allah, dies dein uns verheißner Schutz?

(Sie fällt ohnmächtig nieder.)

Karl.

Steht, Freunde, diesem jungen Krieger bei,
Er scheint von edlem Stande nach der Tracht,
Der Tote mag vielleicht sein Bruder sein.

Aquitanien.

Er scheint kein Jüngling, sieh, mein Fürst, die Fülle
Der schwarzen Locken und die Mädchenwangen,
Den zartgeschloßnen Mund wie Rosenknospe.
O Himmel, sieh den schönsten Busen, der
Sich aus dem losgeschnallten Harnisch hebt,
Mein Sinn ist wie geblendet.

Karl.

Wundervoll!
Ein schwaches Mägdlein stritt an seiner Seite?

Zulma.

Ich bin sein Weib, o, nehmt ihn nicht hinweg!
Ich will hier neben ihm ersterben, hier
An seiner Seite soll man mich begraben.
Geliebter, hast du keinen Blick für mich?
Nicht einen Laut des holden Grußes mehr?
O, schienen deine Augen doch zwei Sonnen,
Aus denen die Natur ihr Leben sog,
Aus denen Frühling auf die Erde kam,
Und sind sie nun geschlossen? Wild verödet
Steht rings die Welt, die Wonne ist entflohn,
Kein Frühling kömmt mit jungen Rosen wieder,
Die Liebe ist erstorben und verwelkt,
Der Stern des Abends wird nun nicht mehr funkeln,
Er ist verlöscht, er ist hinweggeweint,
Der sonst so freundlich auf uns niederblickte.

Aquitanien.

Gib dich zufrieden, schönes Mohrenmädchen,
Die Jugend findet Hülfe leicht und Trost!

Zulma.

Zufrieden bin ich, ist dies Herz erkaltet,
Ist meine Jugend mit dem Staub gemischt,
Kein Trost soll diese Schmerzen mir entweihn;
Wo ist dann Trost, wenn aller Trost erstorben,
Wo Jugend, wenn die Jugend ist verblüht,
Wo Hülfe, wenn der Himmel nicht mehr hilft?
Ihr steht und seht den blut'gen Leichnam hier
Und mich, die ob dem blut'gen Leichnam klagt,
Nur als ein selten, unerwartet Schauspiel,
Doch könnt, Ungläub'gen, ihr es nicht empfinden,
Wie mir das Herz zerspringt, die ich die Rolle
Vor euren Augen spiele, könnt nicht wissen,
Was er mir war, ach! ihr habt ihn ja niemals
Gekannt, habt seine Schönheit nie gesehn,
Nie seinen liebevollen Blick empfunden;
Ihr saht ihn nur als Feind und nur sein Zürnen.
O Macht des Himmels! Warum spricht die Zunge
So eitle Worte, warum atm' ich noch?

Siegfried.

Sie will von neuem kraftlos niedersinken.

Aquitanien.

Beruh'ge endlich dich, mein schönes Mädchen,
Den du verloren, magst du wiederfinden,
Zwar nicht in ihm, doch einen andern Freund.

Zulma.

O schweigt!

Aquitanien.

Ermuntre dich, ich biete dir
Mein Herz, mich hat die Schönheit überwältigt.
Was schaust du mich so an? Nicht diesen Blick,
Den wilden, aus den schönen großen Augen,
Nein, laß mich Lieb' in ihrem Glanze lesen,
Steh auf und folge mir in mein Gezelt.

Karl.

Es ziemt sich nicht, o Herzog, daß du hier
Im Angesicht des Heeres so dich zeigst
Und die Begier nicht mäß'gen kannst; so groß
Du vorher warst, so klein erscheinst du jetzt.

Aquitanien.

Und wer den Namen eines großen Mannes
Erringen will, muß der Natur verleugnen?
Soll er jedwed Gefühl der Brust entreißen?

Karl.

Wir alle kommen gleich geformt zur Welt,
Doch unterscheidet das den edlen Mann
Vom Pöbel, daß er seiner Meister wird,
Daß er den Ruhm die höchste Würde achtet
Und ihm die niedern Lüste unterwirft,
Ja, daß er auch den Ruhm vergessen kann,
Wenn Pflicht die strengen Worte zu ihm spricht.

Aquitanien.

Du sagst es wohl und hast es nie geübt.

Karl.

Mein Herz im Busen ist vor dir verborgen,
Doch traue meinem Wort, das annoch gilt,
Ich habe mehr als einmal mich bemeistert.

Aquitanien.

So sei in andrer That mein Vorbild immer,
Doch hier will ich dem eignen Sinne folgen.

Karl.

So lockt der Sinn dich nur zur Sünde hin,
Du meinst es wohl, doch hast du nicht Gewinn,
Es schändet dich als einen Christen rein,
Verbunden mit dem Mohrenweibe sein.

Zulma.

Ihr Thoren! Wollt ihr euch um mich entzwein,
Und keiner fragt nach meinem eignen Willen?
Nie soll dich, Jüngling, meine Gunst erfreun,
Nie werd' ich deinen frechen Wunsch erfüllen;
Ihn will ich finden, er wird Stärke leihn
Dem schwachen Arm, die Sehnsucht mir zu stillen,
Seht diesen Dolch, er soll mich zu ihm führen,
Der Geist ist frei, den Leib will ich verlieren.

(Sie ersticht sich.)

Siegfried.

O wunderbares, unglückselig Weib!

Aquitanien.

Wie rasch hast du das schönste Werk zernichtet,
Das noch mein junges Auge je gesehn.

Siegfried.

Sie lebt' als Heidin und ist so gestorben,
Doch ist die Treu' zum Manne nicht zu tadeln.

Ein **Bote** kommt.

Bote.

Wer ist der Herzog hier von Aquitanien?

Aquitanien.

Was hast du ihm zu sagen, denn ich bin's.

Bote.

Kehrt um, mein Fürst, mit Euren tapfern Scharen,
In Eurem Lande, Eurem Herzogtum
Hat sich ein giftiges Gewürm' erzeugt,
Empörung flammt von ein' zur andern Grenze.

Aquitanien.

Mich ruft die Pflicht zurück, du großer Held.
Bald soll mein tapfres Volk, an ihrer Spitze
Ihr Herzog, dies unzeit'ge Feuer dämpfen. (Geht ab.)

Otho tritt auf.

Otho.

Wohledler Fürst, ein Mann ist angekommen,
Der deiner Gegenwart geheim begehrt.

Karl.

Wer ist er?

Otho.

Weder Namen noch Geschäft
Will er wem anders kundthun als dir selber.

Karl.

So laß ihn kommen, daß ich mit ihm rede.

Ein **Unbekannter** tritt auf.

Unbekannter.

Bist du der Karol, zubenannt Martell?

Karl.

Derselbe.

Unbekannter.

Nun, so laß allein uns sein,
Ich komm' als Freund, du kannst mir wohl vertrauen.

Karl.

Nie fürchten werd' ich je den einzeln Mann.
Ihr übrigen, verlaßt uns. (Alle übrigen gehn ab.)

Unbekannter.

So hör' mich, Karl, von Heldenblut entsprossen,
Denn große Dinge will ich dir verkünden,
Die Kunst hat mir die Pforten aufgeschlossen,

Und was ich sag', sollst du wahrhaftig finden,
Denn Sterne können niemals Lüge sprechen,
Wer sie verhöhnt, belastet sich mit Sünden:

An dem wird sich Natur und Himmel rächen,
Wer furchtlos dies Gemüte in sich hegt,
Denn um ihn wird das Glück zusammenbrechen.

Was in den Himmelskreisen sich bewegt,
Das muß auch bildlich auf der Erden walten,
Das wird auch in des Menschen Brust erregt,

Natur kann nichts in engen Grenzen halten,
Ein Blitz, der aufwärts aus dem Centro dringet,
Er spiegelt sich in jeglichen Gestalten,

Und sich Gestirn und Mensch und Erde schwinget
Gleichmäßig fort und eins des andern Spiegel,
Der Ton durch alle Kreaturen klinget.

Drum wer die Weisheit kennt, kennt keinen Zügel,
Er sieht die ganze Welt in jedem Zeichen,
Zur Sternenwelt trägt ihn der kühne Flügel.

Nur von der Gottheit muß er niemals weichen,
Sonst sinkt er aus der Kunst in irdisch Bangen,
Und Satans Kraft mag ihn alsdann erreichen.

Doch mich trieb nie ein eiteles Verlangen;
Die reine Brust erhob sich zu den Sphären,
Und reinen Sinns küßt' ich des Himmels Wangen.

Drum mag ich mich und andre auch belehren
Und immer tiefer in den Abgrund spähn,
Und wahrer wird sich Wahrheit stets bewähren.

Dich sah ich längst schon in den Zeichen stehn,
Auch diese blut'ge, wundervolle Schlacht,
Und daß der Heide mußte untergehn.

Doch war es so verhängt von jener Macht,
Daß starben nicht ehrsüchtige Gedanken,
Die dir geboren wurden in der Nacht,

So fandst du Tod in diesen blut'gen Schranken,
Und bald vergaß dich dann die junge Welt,
Wie viele Tapfre schon, die niedersanken.

Doch jetzt ist dir der Ruhm gewiß, o Held,
Die fernste Nachwelt wird dich ewig preisen,
Besingen dieses schöne Siegesfeld.

Ich seh' vor mir die künft'gen Zeiten kreisen,
Und weit hinab schaut des Propheten Blick,
Ich will dich von der Zukunft unterweisen.

Dir blüht, Martell, das allerschönste Glück,
Bleib' nur der Bahn getreu, auf der du bist,
So treibt vom Ruhm dich keine Macht zurück.

Du hast gekämpft als Feldherr und als Christ,
Hast deutsches Land dem Heidentum entzogen,
Wodurch du selber ein Apostel bist.

Das Glück bleibt dir auch immer noch gewogen,
Und in dem jungen Pippin, deinem Sohn,
Hast du den Herrscher Deutschlands auferzogen.

Nach deinem Tod besteigt Pippin den Thron,
Gereift sind dann die glanzgekrönten Zeiten,
Er nimmt das goldne Diadem zum Lohn.

Der Papst wird selbst ihm seinen Schmuck bereiten,
Der Bischof Bonifacius wird ihn krönen,
Das deutsche Volk verehrt den Eingeweihten.

Dann wird er die Vasallen selbst belehnen,
Vor ihm war nie die Macht so hoch gestiegen.
In fernen Landen wird sein Name tönen.

Sein Sohn, dein Enkel, wird noch höher fliegen,
Nach deinem Namen wird er Karl genannt,
Italia wird er, Sachsen auch besiegen.

Durch ihn erkennt den Christ[1] das ganze Land;
Der Himmel freut sich seiner edlen That,
Der Preis des Großen wird ihm zuerkannt.

Ich seh', wie fremde Botschaft sich ihm naht
Aus fernem Orient, Freundschaft ihm zu bringen,
Er lebt, regiert beglückt und endet spat.

Ihm muß es noch im großen Rom gelingen,
Des Occidentes altes Kaisertum
Aus der Vergessenheit heraufzubringen.

Ich hör' den Ruf in Peters Heiligtum,
Wie ihn der heil'ge Vater Kaiser heißt,
Ihm gibt des treuen Gottesknechtes Ruhm.

Der Orient ihn, der Occident ihn preist,
Und alle Völker sich der Größe neigen,
Und er des Glücks bescheidentlich geneußt.

Doch hier muß meine Zung' und Rede schweigen,
Was dann erfolgt, ist mir verborgen blieben,
Kein Stern will sich der fernern Zukunft zeigen,
Doch steht die Schrift am Firmament geschrieben. —

(Geht ab.)

Karl.

Welch Lied, das wie ein Geisterspruch erklungen,
Das meinen Geist zur Himmelssphär' entrückt?
Der Ton ist in das tiefste Herz gedrungen,
Wie ist mein Sinn und mein Gemüt entzückt!
Es war, als wenn sich Seraphim umschwungen[2],
Mit Blitzen ward mein Inneres durchblickt; —
O welche Wonne, welchen Seelenfrieden,
Welch' Herrlichkeit hast du mir, Gott, beschieden!

(Geht ab.)

---

[1] Christum; der Christ, altertümlich s. v. w. Christus

[2] Schwungen, drungen und ähnliche altertümliche Formen bei Tieck öfters; danach auch (unrichtig) im Singular: schwung.

Garten. Mondschein.

Golo (mit seiner Laute).

Ihr hohen Bäume, heil'ge dunkle Gänge,
Wie blickt ihr ernst und groß auf mich danieder,
Da singt Sirene wieder ihre Lieder,
Die Nachtigall läßt schallen die Gesänge.

Wie dringen durch mein Herz die süßen Klänge,
Da fühl' ich nun die Feuerflammen wieder,
Ich kann mich nicht erwehren, daß die Hyder
Nicht hin zu meinen Eingeweiden dränge.

Mich lockt der Klang, doch seh' ich die Gebeine
Am nackten Felsenufer weiß erschimmern,
Die vor mir ihr Verderben liebend fanden.[1]

So wank' ich fort im goldnen Mondenscheine,
Indes die Sterne freundlich oben flimmern,
Will ich auch gern an diesem Felsen stranden.[2]

Ja, Felsen ist ihr Herz! Verstumme, Schall!
O schweige, liebesbrünst'ge Nachtigall!
Es reißt mich fort, in allen meinen Sinnen
Fühl' ich ein Treiben, innerliches Wühlen,
Doch muß ich bleiben und kann nicht von hinnen,
Ich darf nicht gläuben, muß mich elend fühlen.
Der Mondschein saugt an meinem Herzen,
Und tiefer, tiefer gräbt die Sehnsucht ein,
O bange Angst, heißhungre Schmerzen,
Wollt ihr auf ewig bei mir heimisch sein?
Die Abendwinde gehn mit Spielen
Durch Gras und Laub mit freundlichem Gang,
Die Bäche murmeln das Thal entlang,
Ich muß es fühlen,
Wie alle Sterne nach mir mit Liebespfeilen zielen.

Genoveva und **Gertrud** auf dem Balkon des Schlosses.

Genoveva.

Wie still die Nacht des Tages Hitze kühlt,
Wie sanft der Mondschein auf dem Grase spielt,
Wie süß das Herz sich nun beruhigt fühlt.

---

[1] Befremdende Anspielung auf die griechische Sage von den Sirenen („Odyssee" 12, 39 ff.).

[2] Dies Sonett unter dem Titel „Liebesverzweiflung" auch in den „Gedichten".

Golo.

O, wie voll Unruh' sich mein Herze fühlt,
Die kühle Nacht nicht meine Flammen kühlt!

Gertrud.

Die Nacht ist schön, in einer solchen Nacht
Ward Golo mir von einem Mann gebracht,
Der meine Brust als eignes Kind gesogen,
Den dann Herr Wolf zu Eurem Dienst erzogen.

Golo.

Sie schimmert wie ein neuer Sternenhimmel,
Ein neuer Mond, ist sie emporgestiegen.
Wie blaß ist nun der helle Glanz, wie schüchtern,
Da sie die Strahlenaugen aufgehoben,
Da sie die süßen Blicke kundgethan
Und Blum' und Baum und grünes Gras beschienen.
Wie kann Natur so holde Schönheit zeugen,
Sich selber durch die Schönheit zu beschämen,
Sie muß sich vor dem eignen Werke neigen,
Dies Wunder muß die innern Kräfte lähmen.

Genoveva.

Wie oft hab' ich in vor'ger Zeit gestanden,
Mich aus dem Klosterfenster ausgelehnt,
Was hat mein kindisch Herz damals gewähnt
Von unbekannten, fernen, goldnen Landen.

Da wußt' ich nichts von süßen Liebesbanden,
Doch war mein Herz nach Liebe hingesehnt,
Die Wange ward von Freud' und Leid bethränt,
Bis meine Blicke dann die Sterne fanden.

Dann fühlt' ich Himmelskräfte niedersteigen,
Und jedes Ringen war in mir gestillt,
Das Irdische lag da wie ausgeglommen;

Sah ich das Gold des Mondes zwischen Zweigen,
So war mein Herz mit Wonne ganz erfüllt —
Dies fühl' ich jetzt in mir zurücke kommen.

Gertrud.

Es geht ein Mann dort in des Gartens Stille.

Genoveva.

Sei still, mir deucht, ich höre Lautentöne.

Gertrud.

Der schöne Golo ist es ganz gewiß.

(Golo spielt auf der Laute)

Genoveva.

Wie die Töne sich entzünden
In des Mondes goldnem Schweigen,
Zu den Wolken aufwärts steigen
Und die hohen Sterne finden.

Ist es nicht, als wenn die Quellen
Leiser, lieblicher nun fließen,
Kleine stille Blumen sprießen
An dem Spiegel ihrer Wellen?

Winde bringen frohe Kunde
Aus den steilen Bergen nieder,
Und die Bäume sumsen Lieder,
Alles singt zu dieser Stunde.

In dem Herzen klingen Töne,
Die sich mit der Nacht verwirren,
Rieselnd durcheinander irren
All' in Harmonie der Schöne.

Golo.

Deine Worte sind im Dunkeln
Wie die roten Edelsteine,
Die mit ihrem Zauberscheine
Durch die Nacht und Dämmrung funkeln.

Mag doch Mond nun untergehen,
Willst du nur so hold noch sprechen,
Wird uns Schimmer nicht gebrechen,
Bleibt der Mondglanz golden stehen.

Horch! die Bächlein nicht mehr rauschen,
Nachtigall hat ausgesungen,
Still der Bäume grüne Zungen,
Weil sie alle dir nur lauschen.

Deine Blicke, schießende Sterne,
Deine Worte Flötentöne,
Frühling deines Lächelns Schöne;

Ach, wie erfreun
In deinem Schein
Sich all' Kreaturen so gerne.

Genoveva.

Halt't inne, Golo, mit den Schmeichelworten,
Die in der stillen Nacht mein Ohr bezaubern,
Wie Fabel und Gedicht aus ferner Zeit;
Der Mondenschimmer läd't zum Dichten ein
Und zum Erfinden, das der Wahrheit fern
Sowie dem ernsten Schein des Tages ist.
Doch wenn Ihr uns poetisch wollt ergötzen,
So singt uns zu der Laute eins der Lieder,
Der vielen eins, die Euch geläufig sind.
Mich hat die wackre Gertrud, Eure Amme,
Auf diesen Altan herbegleitet.

Golo.

Gern
Sing' ich ein schlichtes Lied, das gestern mir
Den Sinn erfüllte.[1]

Da irr' ich in den Steinen,
In wilden Büschen hin,
Einsam, und kann nicht weinen,
Die milden Sterne scheinen,
Gebrochen ist mein Sinn,
Die Kraft dahin.

Ich war ein junges Blut,
Zu Lust und Tanzen munter,
Hochfliegend war mein Mut,
Die ganze Welt mir gut,
Geht alles jetzt bergunter
Zur Nacht hinunter.

Mich sehn die Waffen an,
Mein Roß gibt mir die Blicke,
Ich bin ein andrer Mann,
Daß ich's nicht sagen kann:
Verschwunden all mein Glücke
Im Augenblicke.

---

[1] Folgendes Lied unter dem Titel „Der unglückliche Ritter" auch in den „Gedichten".

Sonst hört' ich gern von Schlachten
Und wünschte mich ein Held,
Jetzt mag ich nichts mehr achten,
All' Sinne nicht mehr trachten,
Hinein in volle Welt,
Mir nichts gefällt.

Sie ist mir hart und spröde,
Hoffnung ist mir vergangen,
So bin ich still und blöde,
Drum geh' ich in die Öde,
Und naß sind meine Wangen
Vor Pein und Bangen.

Kein Wort wag' ich zu sprechen,
Sie frägt mich nicht darum,
Ich will die Sorge brechen,
Mich an mir selber rächen,
Der Kummer bringt mich um,
Er bringt mich um.

Genoveva.

Ihr, Golo, habt dies Lied nicht selbst gedichtet.

Golo.

Ich habe gestern Wort' und Weis' erfunden.

Genoveva.

Doch paßt es nicht in Euer froh Gemüte.

Golo.

Mir ist wohl mit des Frühlings schöner Blüte
So Lust wie Freude bald hinweggeschwunden.

Genoveva.

Es wechseln auf und ab des Lebens Stunden,
Ich weiß nicht, wen Ihr liebt, wenn ich auch riete.

Golo.

Ihr kennt sie wohl, doch sie zu nennen hüte
Ich mich mit Recht, Ihr höhnt nur meine Wunden.

Genoveva.

Hier mag das wild' Gespräche lieber enden,
Es schafft der Mensch sich Trauer sowie Freude,
Die Nacht betaut den Sinn mit Schwärmereien.

Golo.

Nie wird die bleiche Angst sich von mir wenden,
Mein Herz verblutet am verborgnen Leide,
Ich will mich gern für sie dem Tode weihen!

(Man hört eine Trompete.)

Genoveva.

Kommt mit hinein, Gertrude, dieser Schall
Verkündigt uns wohl einen lieben Boten.

Gertrud.

Vielleicht von unserm Herrn, dem edlen Siegfried.

(Beide ab.)

Golo.

Sieh, Laute, sieh, so reiß' ich dich in Stücke,
Kein Lied soll mehr in deinen Saiten zittern,
Und so zertrümmr' ich selbst mein gutes Glücke,
Wie ich dich tausendfältig will zersplittern.
Ruh' und Frieden,
Stille Nächte,
Freud' am Tage,
Lust'ge Morgen
Sind mir ferner nun nicht mehr beschieden.

Ihr Sterne all', du Mondschein, sinke nieder!
Doch dann kömmt ja zurück der helle Morgen,
Er bringt mir alle meine Schmerzen wieder
Und tausend neue Qual und Pein und Sorgen;
All' die Blicke,
All' die Süße,
Klang der Rede,
Mundeslächeln,
Alles bringt der Tag mir neu zurücke.

Dürft' ich sie einmal an den Busen schließen,
Nur einmal dieses Herz am mein'gen fühlen,
Ein einzig armes Mal die Lippen küssen,
So würde sich der Brand im Innern kühlen:
Doch vergebens,
Nein, beschlossen
Ist vom Himmel,
Von der Holden
Ohn' Widerspruch das Ende meines Lebens. (Ab.)

Im Schloß.

Genoveva. Gertrud. Wolf. Wendelin. Benno. Drago. Andere Diener

Wolf.

Wo ist der Golo? Wo mein liebster Golo?
Daß er die frohe Zeitung auch erfahre?
Nein, seit die Christenheit sich hat verbreitet,
Seit wir Geschichten kennen und begreifen,
Ist nicht so wunderbare Schlacht geschehn!
Ihr habt den Boten schon zu Bett geschickt?

Drago.

Ja, er war müde über alle Maßen.

Wolf.

Nun, er ist gut geritten, das muß wahr sein,
Und hat er uns doch alles schon erzählt,
Da mag er schlafen, bis es wieder Nacht wird;
Denkt, gnäd'ge Frau: der Mohrenkönig tot,
Das ganze Heer so gut wie aufgerieben,
Nur wenig Flüchtige dem Karl entronnen,
Denkt nur die viele Beute und den Ruhm!

Genoveva.

Es hat der Herr sich groß für uns erwiesen,
Er sei dafür in Ewigkeit gepriesen!

Wolf.

Gepriesen und gelobt zu jeder Zeit
Von nun an bis in alle Ewigkeit,
Halleluja! So sprech' ich gern und Amen,
Daß Christus' Feind' so schnödes Ende nahmen!
O, daß ich nicht mit in der Schlacht gewesen,
Ich wär' wohl gar vom Alter dort genesen.

Benno.

Und schaut die schönen Stücke, die der Graf
Als Beute hat gesandt.

Wendelin.

Gar seltsam künstlich.
Der Säbel funkelt all von Edelstein.

Wolf.

Das ist ein Mohrensäbel, müßt Ihr wissen,
Den hat der Graf ein'm Heiden selbst entrissen,

Das sind Rubinen, dies hier Diamanten
Am Griff, das allerhärteste Gestein,
Hier schimmert's grün, das weiß ich nicht zu nennen,
Doch seht das Wehrgehenk, ich muß bekennen,
Was Herrlichers hab' ich noch nie gesehn,
So reich gewirkt, die Stickerei so schön;
Es ist bei alledem ein Heide traun
Nicht eben so gar übel anzuschaun,
Und möchten sie nur nach dem Glauben trachten,
So würd' ich sie doch nicht so ganz verachten.

Drago.

Die Freude macht Euch wieder jung, Herr Wolf.

Wolf.

Ja, wär' ich nur so noch wie sonst ein Wolf,
So sollt's dabei nicht sein Bewenden haben,
Dann würdest du mich tanzen, springen sehn
Und singen, daß das Schloß nur widerhallte,
Doch jetzt sind mir die Zähne ausgefallen,
Ihr junges Volk müßt aber lustig sein.

Genoveva.

Ich gebe morgen einen Feiertag,
Wo jeder Dienstmann sich ergötzen mag,
Auch sollt ihr Wein und Speise nicht entbehren,
Ihr mögt wohl, Drago, beides ihn'n gewähren.

Wolf.

So recht, hochedle Frau, das war wohl auch
Zu meiner Zeit ein lobenswerter Brauch,
Der Edle freut sich leichtlich geist'ger Weise,
Der Dienstmann lieber noch mit Trank und Speise;
Am besten aber hat es der gefunden,
Bei dem das beides sich in eins verbunden.

Alle.

Dem Herren Siegfried Heil und unsrer Gräfin!

(Alle ab.)

Drago.

Ich werde, mit Verlaub, vom frühen Morgen
Für Eure gütigen Befehle sorgen,
Doch haltet Ihr es nicht für gut gethan,
Man meldet von dem Glück dem Kapellan?

So mag der Gott in heil'ger Kirche danken,
Almosen spenden Bettlern und den Kranken.
Verzeiht, wenn ich zu kühn mit Euch gesprochen,
Wer fehlt und gut es meint, hat nichts verbrochen.

Genoveva.

Ich danke dir, mein Lieber, daß du stets
Die beste Einrichtung zu treffen weißt
Und mich an meinen Vorsatz hast erinnert:
Ja, es geschehe so, wie du es willst. — (Drago ab.)

Genoveva und **Gertrud** bleiben.

Gertrud.

Was mag dem Golo fehlen?

Genoveva.

Darauf sinn' ich
Schon lange, und mich quält sein stiller Kummer.

Gertrud.

Er war sonst nie der Traurigkeit ergeben,
Sein Antlitz war wie Morgenrot, die Augen
Wie junge Sterne, und von Kindheit auf
Ein Springinsfeld, ein wilder, lust'ger Bruder,
Voll Possen, Gaukelein und Schabernack.
Ich hab' ihn wie mein eigen Kind geliebt,
Und Gott sei meiner armen Seele gnädig,
Als damals doch mein Sohn mit Tod abging,
Ich weinte nicht, weil Golo leben blieb.
Der Junge hatte immer was im Auge,
So lieb und gut, so freudenreich und hell,
Ein Wesen, das ich nicht beschreiben kann,
Daß jedermann das Herz wie mit Gewalt
Zu ihm gezogen fühlte.

Genoveva.

Ja, mein Herr
Hält große Stücke auf den Golo, froher
Ist er gereist, weil er ihn hier gelassen.

Gertrud.

Er kommt mir oft grad' wie ein Wunder vor;
Der junge Herr, versteht mich, war ein Kind
Aus einer linken Ehe; schlecht und recht
War seine Mutter, aber nicht von Adel,

Der Vater soll ein Graf gewesen sein;
Du lieber Gott, wie's nun so in der Welt
Einmal zu gehen pflegt, er war nun da
Und fragte keinen, ob er kommen sollte.
Mir ward das Kind gar heimlich übergeben,
Der Vater ging hernacher in den Krieg
Und starb, die Mutter grämte sich zu Tod.
Der Junge wuchs, gedieh, blüht' wie 'ne Rose;
Man spricht, daß solche Kinder, Liebeskinder,
Wie man sie nennt, stets schöner, größer werden
Als Kinder rechter Ehen. Oft trifft's zu,
Und wie es kommt, mag der Allmächt'ge wissen.
Doch ist es wohl zu denken, daß die Lust,
Weil sie verboten, um so größer ist,
Und daß der Himmel, um die Sünd' zu mildern,
Am Kinde gut macht, was die Eltern fehlen.

Genoveva.

Du bist ein wenig zu geschwätzig, Gertrud,
Und sprichst daher mit bös geläuf'ger Zunge.

Gertrud.

Ich hatte gar nichts Bösliches im Sinn,
Ich sagte nur, was alle Leute sagen,
Zu denken so wie all' ist niemals unrecht.
Nun wieder auf den jungen Herrn zu kommen,
Nicht lange währt' es, so gewahrt mein Wolf,
Der alte Herr, den Knaben, nimmt ihn zu sich,
Erzieht ihn in den edlen Waffenkünsten,
Erkennt ihn selbst für seinen eignen Sohn,
Und Pfalzgraf Siegfried, unser Gnädiger,
Muß Ehr' und Achtung bei der Welt ihm schaffen;
Der wird nun selbst in Golo wie verliebt,
Er setzt ihn über alle seine Diener,
Macht ihn zum Ritter und zum Hofemeister
Und übergibt ihm Burg und Frau und alles.
Verzeiht mir, gnäd'ge Frau, den Spaß und Scherz,
's ist nur, zu zeigen, was ich anfangs sagte.
Was Wunderbares liegt im ganzen Vorgang,
Und wer kann sagen, was noch draus entsteht;
Denn Gottes Wege sind oft seltsamlich,
Er will gewiß mit Golo hoch hinaus.

Genoveva.

Das ist, seit ich ihn kenne, mein Gedanke;
Es kann nicht fehlen, er ist adelig
An Sinn und Sitten, wenn nicht von Geburt;
Der Himmel hat ihm Schönheit auch verliehn
Und eine Art, die alle zu ihm neigt.
Sieh nur, ihn lieben alle Diener, wie
Sie ungleich mögen sein im Schloß, die lockern
Sowie die ernsten, alt und jung, ich höre,
Im Felde ist es ebenso mit Bauern,
Leibeigenen und Hirten, alle freun sich,
Wenn sie ihn sehn und sind ihm höchst gewogen.
Ein solch Gemüt kann leicht das Größte thun,
Ihm ist es wie ein Zauber mitgegeben,
Daß er, wohin er tritt, die Wege eben,
Die Schwierigkeiten weggeräumet findet:
Wo andren Geistern die Unmöglichkeit,
Die Welt mit allen Kräften widersteht,
Da beugt sich ihm das Schwerste wie das Leichtste,
Sein Fuß betritt auch ohne Sinnen der
Natur geheime Federn, die das Innre
Regieren und ihm leicht das Leben bahnen.

Gertrud.

Ihr sprecht von ihm, so wie er es verdient.

Genoveva.

Drum, wär' er nur mit in den Krieg gezogen,
Wir hätten uns auch ohne ihn beholfen,
Dort war ein Feld, mit Ehre dicht besät,
Wo Glück an Glück gedränget stand; der Karl,
Der Feldherr, hätte ihn bemerken müssen,
Dem wär' er lieb geworden, und es hätte
Mit Leichtigkeit Fortuna ihn gekrönt.

Gertrud.

Ja, wer so manchmal könnte sehn, wie seltsam
Die Fäden unsers ganzen Schicksals laufen!
Oft ist es nur ein Augenblick, versäumt
Man ihn, sind Mond' und Jahr' verloren.

Genoveva.

Noch immer denk' ich an ein Traumgesicht,
Das mir im stillen Kloster noch erschien,
Als mir der Graf es schon geschrieben hatte,
Daß er als seine Braut mich holen wollte.
Dir mag ich's wohl vertrauen, du bist gut,
Mir zugethan und nicht zu sehr gesprächig,
Auch, wenn ich dich drum bitte, schweigst du still.

Gertrud.

Kein Wort soll über meine Zunge kommen.

Genoveva.

Es ist auch nichts, das sich verbergen müßte,
Nur dient es nicht dem Müßiggang zum Märchen. —
Ich war in meiner stillen Klosterzelle
Und dachte einsam meinem Leben nach,
Wie jung ich sei und Vater schon und Mutter
Verlieren mußte, elternlose Waise.
Da kam die Kindheit mir in mein Gedächtnis,
Und wie ich noch die lieben Eltern kannte,
Wie ich des Klosters Schwelle dann betreten,
Die fromme Abbatissin mich empfangen,
Mich in der Furcht des Herren zu erziehn;
Dann sah ich einmal noch den teuern Vater,
Nach wen'gen Jahren hört' ich seinen Tod.
Nun stand ein neues Schicksal vor mir da,
Vermählt sollt' ich dem Manne werden, den
Mein Herz nicht kannte, nie mein Auge sah,
So war es von den Meinigen beschlossen,
Auch von Hidulf, dem Bischof, meinem Ohm;
Da durft' ich mich nicht weigern, alle lobten
Den Edelsinn des Grafen Siegefried;
Ich sollte nun des Klosters Mauern lassen
Und ihm hierher zu seinem Schlosse folgen.
Da ward mir recht im innern Herzen bange,
Da sagt' ich: Kaum hast du dich hier gewöhnt,
Da wird dein stilles Leben schon zerrissen,
Wer weiß, was noch für Leiden folgen mag.
So schaut' ich nach dem Kruzifixe hin,
Und Jesu Leidensmiene schien zu sagen:
Bleib' hier bei mir, sei eine von den Schwestern!

Indem ich mich bedachte, ward es Abend;
Wir sangen unsre Hora[1] auf dem Chor
Und kehrten dann zum Schlaf in unsre Zellen:
Ich wollte mir noch in der Nacht erwägen,
Welch Teil ich wählen sollte, so im Sinnen
Entschlief ich, und mir war alsbald, als ob
Ich vor dem hohen Altar knieend läge
Und zu der Mutter Gottes brünstig flehte,
Mir Rat zu geben und den Herrn zu senden.

Wie ich noch tief im Seelenflehn befangen,
Schwung sich ob meinem Haupte wie ein Singen,
Es säuselte und schlug an meine Wangen
So hold und ernst, als wie mit Engelsschwingen,
Da fühlt' ich plötzlich mich von dem Verlangen,
Den Jesu Christ zu sehn, mich ganz durchdringen,
Die Kindeswünsche lebten in der Brust,
Ich war des Orts, mein selbst mich kaum bewußt.

Da sagt' ich: „Laß mir, Herr, den Herrn erscheinen,
Der sich erniedrigt hat, uns zu erhöhn,
Er sprach ja selbst: ‚Laßt zu mir her die Kleinen,
Damit die Kindelein mein Antlitz sehn.'
Ihn barmte[2] der Unmünd'gen Harm und Weinen:
‚Seid so wie die, wollt ihr ins Reich eingehn.' —
Ach, Herr, ich kann nicht zu dir, wie ich strebe,
So komm zu mir, dein Bildnis in mir lebe."

Ich war im tiefen Beten noch verloren
Und pries des großen Gottes Herrlichkeit,
Da braust es wie ein Meer vor meinen Ohren,
Da öffnet sich das Dach der Kirche weit,
Und wie aus Morgens purpurroten Thoren
Der glanzgekrönte Ost dem Blick sich beut,
So sah ich in der Kirche düstren Hallen
Mit Lichtern eine Glorie niederwallen.

Von lieben Kindern ist der Raum erfüllet,
Die mit den Harfenzungen Hymnen tönen,

---

[1] Hora canonica, von der Kirche vorgeschriebene Gebetsstunde In den Klöstern, wo man die Gebete gemeinsam singt, gibt es täglich 7—8 Gebetszeiten.
[2] Altertümlich für erbarmte.

Im höchsten Glanz gewahr' ich ihn verhüllet
Den Gottessohn, das Siegeslamm, den Schönen,
Der plötzlich alle Seelenwünsche stillet,
Doch kann der Blick sich nicht an ihn gewöhnen,
Da blüht er plötzlich aus den Glanzgewanden,
Wie eine Blum' aus ihren grünen Banden.

Wie er gestaltet, kann ich niemand sagen,
Was ich gefühlt, kann keine Zunge sprechen,
Was seine Engel sungen, darf nicht wagen
Der ird'sche Otem wieder auszusprechen,
Wie wenn nach harten, düstern Wintertagen
Der Frühling durch die Finsternis will brechen
Und in dem Frühling Frühling sich entzündet,
Aus Blumen sich noch eine Blüte windet.

Wie wenn das Morgenrot die Knospe wäre,
Aus der die Himmelsblum' sich müßt' entfalten,
Und alles sich bis in die höchste Sphäre
Zu einem blühnden Purpurkelch gestalten,
Und Sonn' und Mond, der Sterne mächt'ge Heere
Im Lauf zu einem Kranze stille halten!
So müßte sich das hohe Wunder zeigen,
So sah ich Christum vor mir niedersteigen.

Da fühlt' ich erst die Kraft der Religion,
Die bis dahin mein Herz nur schwach getroffen,
Mir war, als schaut' ich schon den höchsten Thron,
Mit allen Freuden schon den Himmel offen,
So hoch entzückte mich der Gottessohn,
Zu dem gestanden jahrelang mein Hoffen,
Ich war in Angst, ich möchte gar erblinden,
Die Himmelsfreude möchte mir verschwinden.

Da streckte Christus aus die weiße Rechte
Und sprach: „Ich habe dich zur Braut erkoren,
Daß du die Mein', der Dein' ich werden möchte,
Doch bist du meiner Liebe jetzt verloren.
Dich zwingen bald die kalten ird'schen Mächte,
Du bist für Gram und Leiden nur geboren:
Doch wirst du mir in jedem Kampf vertrauen,
So werden wir dereinst uns wieder schauen."

So sprach er, und im jungen Lichte lachte
Mein Herz und rings um mich auch das Gebäu,
Und wie ich noch der Rede staunend dachte,
Und welch ein trübes Wort gesprochen sei,
Da schwand mir alles hin, und ich erwachte;
Das Traumbild brach in einem Wink entzwei,
Ich lag allein in meiner düstern Kammer
Und fühlte Freude halb und halb auch Jammer.

Gertrud.

Ich hätte mich gefürchtet.

Genoveva.

Nein, ich war
Zwar tief erschüttert, aber doch erheitert.

Gertrud.

Und bald verließt Ihr Euern Vorsatz wieder
Und folgtet doch dem Grafen auf sein Schloß?

Genoveva.

Uns selber nicht gehört das ird'sche Leben,
Es hat sich bald darauf also begeben.
Doch immer kann ich an den Traum nicht denken,
Ohn' mich in tiefes Sinnen zu versenken.

Gertrud.

Man muß nicht über diese Dinge grübeln,
Sonst werden gute selber noch zu übeln.

Genoveva.

Sehr gut, daß du es also hast bedacht;
Nun schlafe wohl, ich wünsch' dir gute Nacht.

Gertrud.

Nun, gute Nacht, der Herr mag Euch bewahren
Mit seinen auserwählten Engelscharen.

Genoveva.

Der Morgen bricht schon an ob unserm Zaudern;
Wie schnell entschwand die Nacht in unserm Plaudern.
Gertrude, eins muß ich dir noch erzählen,
Um auch das Kleinste dir nicht zu verhehlen.
Als mich der Graf nach seinem Schlosse brachte,
Kam uns zu Roß ein Jüngling rasch entgegen,
Von bunter Tracht und adeligem Wesen,
Voll Demut doch; er sprach mit dem Gemahl.

Siegfried zeigt' mir in ihm den treusten Diener.
Ich schaute an das glänzende Gesicht,
Die Locken, seine Augen, dieses Lächeln,
Und — lächle nicht, wie seltsam es auch ist —
Mir war, als leuchteten in ihm die Blicke,
Als lächelte in ihm, was ich geschaut,
Als mir der hohe Traum herniederkam,
Sein dacht' ich gleich, um gleich ihn zu vergessen,
Das irdische Gesicht verfinsterte
In Lieb' und Herrlichkeit den Himmel mir.

Gertrud.

Mir überläuft es heiß; nun, wie ich sagte,
Der Herr hat große Dinge mit ihm vor. (Geht ab.)

Genoveva.

Der Morgen kömmt herauf, die Sterne schwinden,
Die dunkle Hülle sinkt allmählich nieder,
Die Lerchen wissen schon die Bahn zu finden
Und jubeln vor der Sonne her die Lieder.
Gelobt sei Gott! — Da kommen meine Sünden
Mit jenem Licht in mein Gedächtnis wieder,
O du, des Himmels große, güt'ge Macht,
Wie ließest du mich denn in dieser Nacht?

Ihr hab' ich meine Seele ganz erschlossen?
Wie tief bist du, o schwaches Weib, gesunken!
Wie sind die Worte meiner Zung' entflossen?
Mein Geist war in der Nacht erschlafft und trunken,
Die ganze Welt war hinterm Mond verschlossen,
Und alles weit und tief hinab versunken: —
Ist das der Sinn, den du so fest gemeint,
Die hohe Tugend, die so glänzend scheint?

Da strahlt der Morgen mit der lieben Frische
Und funkelt auf das Laub, vom Taue naß.
Mir ist, als glänzt' sein Blick noch im Gebüsche,
Von Blumen noch und auf dem grünen Gras,
Die Sünde brennt noch dort: o Tag, verwische
Die Schuld der Nacht, ich trage selber Haß
Zu diesem kindisch schwachen Weiberherzen
Und strafe mich durch Pein und herbe Schmerzen.
(Geht ab.)

Im Schloßhofe.

Die versammelte Dienerschaft an einer Tafel.

Heinrich.

Hier, Else, lange lebe unser gnädiger Herr Siegfried.

Else.

Gott laß es ihm in alle Ewigkeit wohlgehn.

Benno.

Du trinkst ja ordentlich Wein, junge Dirne, so ist es recht!

Else.

Nur wenig und nur heute, um diesen fröhlichen Tag zu feiern.

Benno.

Ja, wohl mag das ein fröhlicher Tag genannt werden, der Sieg über die Heiden hat uns wenigstens ein gutes Essen und Wein verschafft! Es lebe die Christenheit!

Andere Diener.

Jawohl, und noch tausend solcher Siege möge sie erleben!

Benno.

Das geht nicht an, gute Freunde, denn die Feinde können jetzt nicht einmal noch einen solchen Sieg vertragen, nein, so gut wird es uns nicht.

Heinrich.

Du weißt, Else, was ich jetzt für eine Gesundheit trinke.

Else.

Sei still vor den andern.

Benno.

Was habt ihr miteinander, junges Volk? Ich glaube, das Pärchen ist ineinander verliebt.

Heinrich.

Laß mich, wilder Geselle, der du bist.

Benno.

Schweig! du zahmer Fuchs, du bist nur ein Hirt, du darfst uns die Mädchen im Schlosse nicht abwendig machen. Ich dachte nicht, Else, daß du deine kindischen Gedanken schon darauf richtetest.

Else.

Laßt mich zufrieden, gottloser Mensch.

Benno.

Nun, was thu' ich Euch denn zuleide?

Heinrich.

Laßt sie gehn, sag' ich Euch.

Benno.

Tausend Element, was hast du zu sagen? Rede noch einmal und ich schmeiß' dir den Becher ins Angesicht!

Else.

Ich geh' zu meiner Mutter. (Ab.)

Drago und **Wendelin** kommen.

Drago.

Wollt ihr den schönen Tag mit Fluchen feiern?
O, schämt euch, lieben Freunde, tobt nicht so,
Seid fein gelassen; eure Freude sei,
Daß Gott auch Wohlgefallen daran trage.

Benno.

Nun ja, da kommt der Pfaff' und verdirbt uns die ganze Lust.

Wendelin.

Er hat recht, es ist nicht schicklich.

Benno.

Bist du auch da, Duckmäuser?

Wendelin.

Wir kommen vom Gottesdienst und wollen uns nicht zu den wilden Gesellen halten. (Geht ab.)

Drago.

Ihr mögt euch mäßigen in Eurer Lustigkeit, denn so ist sie nicht wohlanständig. (Geht ab.)

Benno.

Sie soll auch nicht wohlanständig sein, dazu ist die Lustigkeit nicht gemacht; wenn wir wohlanständig sein sollen, braucht man uns keinen Festtag zu geben.

Grimoald kommt.

Grimoald.

Nun, Bursche? Ich höre, es sind gute Zeitungen angekommen.

Benno.

Ja, du Köhler, des Teufels Bruder, setz' dich zu uns.

Grimoald.

Warum nennst du mich des Teufels Bruder?

Benno.

Weißt du die alte Mär' denn nicht, wie der Teufel und der Köhler miteinander Brüderschaft getrunken haben?

Grimoald.

Das soll mir niemand nachsagen, und wer es thut, der ist ein Halunke!

Benno.

Je, du wirst doch Spaß verstehn, Schwarzkopf?

Grimoald.

Lebt denn mein Sohn noch?

Benno.

Ja, es steht alles gut, setz' dich nur her und trink brav, nachher wollen wir mit den Mädeln eins tanzen. Golo hat uns allen, außer Wein und Speise, noch Geld obenein geschenkt.

Grimoald.

Da sollt' ich mich wohl auch bei ihm melden.

Benno.

Es kann dir nicht fehlen, er achtet kein Gold und Silber, er ist freigebig wie ein Herzog. —

Grimoald.

Kommt, wir wollen alle, wie wir da sind, ihm unsern Besuch machen, denn er hat uns gemeine Leute gern, der brave Herr.

Benno.

Ja, und uns nachher zum Schmause wieder niedersetzen.

(Alle ab.)

Garten.

Golo. Gertrud.

Golo.

Ihr habt nun das Geständnis meiner Lippen,
Ihr wißt nun alles, Mutter, ratet mir.

Gertrud.

Wie geht es in der Welt so wunderbar,
Wer hätte das doch damals wohl gedacht,
Als Ihr zuerst in dieses Schloß gekommen?
Nun, nun, vielleicht geschehn noch große Dinge,
Wer weiß, ob unser Graf ihn überlebt,
Den Krieg. Es mag sich manches seltsam fügen,
Kömmt Berg und Thal doch wohl zusammen, leichter
Noch Mensch und Mensch, so wünsch' ich Euch denn Glück.

Golo.

Zu meinem Unglück? meinem Tode? so
Wird sich mein muntrer Lebenslauf beschließen.

Gertrud.

Ja, Tod und sterben! Stirbt sich nicht so leicht,
Doch gleich zuerst fällt darauf junges Blut;
Glaubt mir, mein lieber Golo, manches Jahr
Hab' ich vor Euch voraus und auch Erfahrung:
Die Menschen bleiben eben immer Menschen,
Ob hoch, ob niedrig, das gilt alles gleich.
Wär' ich ein wackrer junger Herr, mit Augen
Wie Ihr, ich hielte meine Hoffnung fest,
Und wär' ich in die Königin verliebt.

Golo.

Wie du nun sprichst! Du weißt nicht, was du sagst;
Wie eine Heil'ge steht sie vor mir da,
Ich darf's nicht wagen, ihr Gewand zu rühren,
Ihr Blick schlägt meinen Blick darnieder, ja,
Ich schäme mich in ihrer Gegenwart
Der reinesten Gedanken oder Wünsche.

Gertrud.

Nun ja, das ist die rechte Höhe just,
Das ist es grade, wo die Jugend immer
Sich selbst und die Gelegenheit vergißt,
Um ihre Einfalt später zu bereun.
Nichts kettet so die armen Weiber fest
Als diese tiefe innige Verehrung,
Die heil'ge Scheu, ob[1] man im Tempel wäre;

---

[1] Als ob.

Doch achten sie auch keinen je geringer,
Als wer in dieser Andacht stehen bleibt
Und nicht das Werk bis zur Vollendung treibt.

Golo.

Ihr kennt sie nicht, Ihr kennt sie wahrlich nicht.

Gertrud.

Du wirst mich doch nicht Weiber kennen lehren?
Ich war ja selber jung, sah andre Frauen
Dicht neben mir, so adlig wie gemein,
Und wahrlich, alle kamen überein.

Golo.

Nein, meine gute Gertrud, viele Frauen
Hab' ich gesehn, von Schönheit und von Adel,
Und alle schienen mir so von Gemüt,
Daß ich von allen gerne glauben will,
Sie seien so, wie Ihr sie mir geschildert;
Auf ihre Schönheit waren alle stolz,
Und alle kamen gern dem Mann entgegen,
Doch Genoveva ist die einz'ge des Geschlechts,
Sie weiß um ihre Schönheit nichts und nichts
Um ihre Lieblichkeit, sie hat den Himmel
In ihrem Auge und verschönt die Erde.
Seit jener Stunde, da ich sie gesehn,
Dünkt mir nichts anders mehr auf Erden schön.
Seit ihrer Wangen Rot mein Auge küßte,
Ist mir, als ob der Mund es ewig müßte.
Verfolgt mein Blick den Bau der schönen Glieder,
Fällt von der Brust zu vollen Hüften nieder,
Steigt zu dem hellen Bronn des Auges wieder,
So wird ein böser Geist im Herzen wach
Und reißt der Holdesten mich mächtig nach.
Doch wenn die Trunkenheit ein Ende nahm,
So fühl' ich im Gesicht die rote Scham,
Dann wag' ich nicht den Blick emporzuheben,
Und sollte selbst darob vergehn mein Leben.

Gertrud.

Die Jugend ist zu schüchtern allzu oft,
Das Alter dann gewöhnlich zu verwegen,

Doch wer in beiden Maß und Ziel nur trifft,
Wird auch des rechten Zieles nicht verfehlen.

Golo.

Nur einmal ihren Busen an den Mund,
So bin ich wohl auf Lebenszeit gesund,
Nur einmal soll ihr Herz an meinem schlagen,
Dann mag das Glück mir alles doch versagen;
Daß ich sie einmal recht von Herzen küsse,
Daß sie es nur, wie ich sie liebe, wisse,
Dies eine nur will ich vom Schicksal flehen;
Mag Jugend doch und Leben dann vergehen.
Wie war ich sonst vom muntern Geist beflügelt,
Wie bin ich jetzt von Angst und Pein gezügelt,
Mein Wunsch war in der Gegenwart befangen,
Es drängte mich nach jenseit kein Verlangen,
Da glänzte mir entgegen Kriegesruhm,
Es lockte mich das alte Heldentum,
Die Glorie von verklärten großen Namen,
Sie riefen mich, die Thaten nachzuahmen:
Kam ich zurück von Schlacht und wildem Streite,
Sah ich ein junges Weib an meiner Seite
Und Kindelein, die mir entgegenscherzten
Und sich mit mir und ihrer Mutter herzten.
War mir im Alter Ruhm und Ehr' und Preis,
Der Arm ermattet und der Schädel weiß,
So legt' ich dann zur Ruh' den braven Degen
Und sah getrost dem Grabe mein entgegen,
Zum Tode reif, das Leben schön genossen
Und von den Liebsten auf der Welt umschlossen. —
Das alles will mir jetzt nicht mehr gefallen,
Ob ich gezählt zu Freien, zu Vasallen,
Ob Lobgedicht zu meinem Ruhme tönt,
Ob Adel mich und Pöbel frech verhöhnt,
Ob ich an Grafen Statt einst soll regieren
Und ob ein ärmlich knechtisch Leben führen,
Macht Heldenmut mich kühn, die Feigheit bleich:
Dies alles gilt jetzt meinem Herzen gleich.
Seht, welchen Ruhm der Mohrenkrieg verhieß,
Wie war ich froh, da man mich bleiben hieß!

Was nutzt mein Schwert, was Harnisch und der Schild,
Da mich bezwang das adeligste Bild?
Was soll mir noch mein glänzend Roß so kühn?
Ich kann ihr ewig nimmermehr entfliehn!

Gertrud.

Wie viel vergebne Worte das nun sind,
Du sprichst sie alle, Golo, in den Wind,
Willst du nur meinen alten Augen trauen,
Kann man's an ihren jungen Augen schauen,
Daß dir die allerschönste Hoffnung blüht,
Daß sie für dich mit gleicher Liebe glüht.

Golo.

Ha! dürft' ich diesen schönen Glauben fassen,
Daß sie mein armes Herz nicht will verschmähn,
O, gern wollt' ich die trüben Blicke lassen
Und wieder aus den muntern Augen sehn;
O, fühl' ich nur, daß sie mich nicht will hassen,
So mag mir jedes andre Glück verwehn,
Mit freiem Sinn, mit kühnem Wunsch und Jugend
Lieb' ich sie doch mit allerreinster Tugend.

Gertrud.

Noch einmal sag' ich Euch, daß sie Euch liebt,
Es müßte mich denn alle Klugheit täuschen,
Doch glaubt dem Wort nicht, stellt die Probe an,
Sie nützt Euch doch, von Zweifeln frei zu sein.

Golo.

Du hast mit dieser Hoffnung neues Leben
Den gramzerstörten Sinnen mir gegeben. (Sie gehen.)

Fränkisches Lager vor Avignon.[1]

Karl Martell, Siegfried, Otho, Gefolge.

Karl.

Ich bin erbost auf diese Türm' und Mauern,
In die der feige Feind sich klug verkroch,
Was sollen wir mit unsern Waffen hier,
Was mit der Tapferkeit in unsern Herzen?

[1] Die Erstürmung von Avignon fiel allerdings erst ins Jahr 737

Otho.

Es ist nicht deutsche Art, mit Mauern fechten,
Das Heer vermindert sich, die Kriegeslustigen
Ziehn heim, und unsrer spottet nur der Heide.

Siegfried.

Schon dreimal haben wir sie ausgefodert,
Doch sie sind klug und bleiben in den Schanzen.

Karl.

Verflucht sei jener Feige, der zuerst
Kastelle mit den Zinnen baute. Schanzen
Und Türm', Zugbrücken, Gräben sind gemacht,
Wehrlose Kinder in den Zirk zu schließen,
Nicht wohlbewehrte Krieger aufzunehmen.

Siegfried.

Hier muß Geduld der beste Kriegsmann sein,
Zu große Hast ist schlimmer noch als Trägheit,
Das hat uns Aquitanien wohl gelehrt,
Der in der Blüte seiner Jahre starb[1],
Den die Empörer leichtlich überwanden,
Weil er sich selbst nicht überwinden konnte.

Karl.

Wie nah' geht mir des jungen Helden Schicksal,
Als Jüngling war er schon der Preis des Landes,
Was wär' er erst als reifer Mann geworden?

Otho.

Vielleicht war er, was er nur werden konnte,
Drum war es gut, er hörte zeitig auf,
Denn nichts Betrübters gibt es auf der Welt,
Als wenn in Schmach und Elend sinkt ein Held.

Ein Bote.

Karl.

Du bist in kurzer Zeit zurückgekommen.

Bote.

Ihr hattet mir zu eilen anbefohlen.

Karl.

Wie geht es dem Gemahl? Wie meinem Pippin?

---

[1] Eudo starb schon 735.

Bote.

Ich fand sie alle ob der Zeitung froh,
Die früher schon als ich dorthin gekommen,
Den Knaben freuten die Geschenke, sehr
Wünscht er Euch bald zu sehn.

Karl.

Und er ist wohl?
Du sahst ihn selbst? Du willst mir nichts verbergen?

Bote.

Mein Leben nehmt, wenn ich gelogen habe.
Der Bonifacius schickt Euch seinen Segen.

Karl.

Nun, Freunde, laßt uns rasch zum Werke schreiten,
Für unsern Ruhm, für unser Land zu streiten! (Ab.)

Im Schlosse.

Genoveva. Drago.

Drago.

Ihr seid wohl eine fleiß'ge Leserin.

Genoveva.

Mich ziehet an die Schrift gar wunderbar,
Und hab' ich eine heilige Legende
Begonnen, kann mein Herz nicht eher ruhn,
Bis sie geendet ist, ich lebe dann
In jener Welt, die uns geschildert wird,
Mit allen meinen Sinnen, wie mit Netzen
Hält mich die süße Vorstellung verstrickt,
Ich muß mich wie ein Wild gefangen geben:
Drum ist es nicht so Andacht, die mich treibt,
Wie inn'ge Liebe zu den alten Zeiten,
Die Rührung, die mich fesselt, daß wir jetzt
So wenig jenen großen Gläub'gen gleichen.

Drago.

Ihr lebt und handelt ganz in frommer Weise
Ihr dürft Euch wohl der Edelsten vergleichen.

Genoveva.

Wir sind doch allzumal nur schwache Sünder,
Nur guter Will' ist das, was wir vermögen.
Nun geht voran in mein Gemach, mein Lieber,
Ihr sollt mir manches aus dem Buch erklären,
Das mein einfält'ger Sinn nicht ganz verstanden,
Es sind da oft latein'sche Redensarten,
Die mich verwirren.

Drago.

Wie Ihr mir befehlt. (Ab.)

Ein **Diener** kömmt mit einem Gemälde.

Diener.

Hier ist das Bildnis, edele Frau Gräfin,
Das Ihr den fremden Maler malen ließet.

Genoveva.

Schön ist die Rolle, und es soll sogleich
Ein feiner Schrein dazu gezimmert werden,
Der es vor Staub und vor der Luft bewahre. —
Laß ihm von Golo die Bezahlung reichen. (Diener ab.)
Dies ist mein Bild, dies ist mein Angesicht.
Ich weiß nicht, welche Eitelkeit mich trieb,
Im Konterfei das schnell Vergängliche,
Das oft ein Hauch zerstöret, zu besitzen.
Wir können nie der Welt so ganz ersterben,
Daß wir sie nicht in Stunden und in Tagen
Lebendig frisch in unserm Herzen fühlen.
Doch wie ich gern das Menschenantlitz liebe,
In fremder Bildung und mit Wohlgefallen
Die reinen Züge und die Schönheit schaue,
So will ich auch dies Bildnis mir bewahren,
Ein Angedenken für mein Alter.

Golo tritt ein.

Seht,
Das Bildnis, Golo, ist gekommen; hat
Der Maler sich als Meister nicht gezeigt?
Zwar hat er mir geschmeichelt, aber sonst
Scheint mir dem Bilde nichts zu fehlen.

Golo.

Nichts?

Genoveva.

Schaut es nur selber an.

Golo.

Das geht ihm ab,
Daß es nicht lebt und eigen mir gehört.

Genoveva.

Wie meint Ihr das, wie kann ein Bildnis leben?

Golo.

Daß es nicht leben kann, das ist mein Tod,
Sonst ruht' ich nicht, bis es mein eigen wäre,
Und sollt' ich auch dem Tempel es entwenden,
Und sollt' ich drum den Pfaffen selbst erwürgen.

Genoveva.

Golo, Ihr rast; woher der wilde Sinn?

Golo.

O, Genoveva, zeigt mir milden Sinn,
Geheilt bin ich von aller Raserei.

Genoveva.

Was wollt Ihr mir? Besinnt Euch, teurer Golo,
Ihr sprecht im Fieber; soll ich Ärzte rufen?

Golo.

Ja, höhnt mich nur, verwerft mich, stoßt mich von Euch!
O eitles Streben; denn in Eurem Busen,
In Eurem eignen Herzen wohnt mein Geist,
Da ist er fest im allerholdsten Kerker;
O, gebt mich frei! Gebt meine Seele los,
Hier fleh' ich auf den Knieen, seid barmherzig,
Sei gütig, böser, holder, liebster Satan,
Du Gottheit mir, gebenedeite Jungfrau!
Nein, Hölle mir, die meine Seele peinigt
Mit ew'gen Flammen, mit rastlosen Flamme
Mit güt'ger Schadenfreude, mit dem Lächeln,
Mit Augen, deren Glanz das Mark mir aussaugt,
Mit Lippen, deren Röte aus dem Herzen
Wegtrinkt mein rotes Blut! O Zauberin,
Du hast mein Leben mir durch Kunst entführt!

Genoveva.

Was denkt Ihr denn? Was wollt Ihr denn von mir?
Erwacht, denn Ihr verkennt so Euch wie mich!

Ich bin es, Genoveva, die jetzt spricht,
Gemahlin Euers Herrn, des Grafen Siegfried,
Der dies Betragen, wenn er kommt, erfährt.

Golo.

Mag es die ganze Welt, der Himmel wissen,
Er weiß es schon, er tadelt mich nicht drum,
Er kennt mein reinstes Herz, die hellen Flammen:
Was ist es denn nun auch, daß ich Euch liebe?
Ist Liebe ein Verbrechen, wenn sie keusch bleibt?
Was ist es denn, daß Ihr das Weib des Grafen?
Wenn ich Euch liebe und mit treustem Herzen
In dieser Liebe Leben, Herz verzehre,
Wen kümmert das? Ja, es ist ausgesprochen,
Ja, Genoveva, seit dem ersten Blick
War ich Euch hingegeben, lebt' ich Euch,
Nein, starb Euch ewig gegenwärt'gen Tod.
Erweckt mich nun zum Leben, sagt, Ihr haßt
Mich nicht, und all mein Sinnen ist beruhigt.

Genoveva.

Ich halt' Euch krank, und drum verzeih' ich Euch,
Sonst gabt Ihr mir nie Ursach', Euch zu hassen.

Golo.

Habt Ihr denn auch mit meiner Qual Erbarmen?
Soll mir aus Eurem Auge Hoffnung lächeln?

Genoveva.

Was wollt Ihr hoffen? Lebt in Gottes Furcht,
So habt Ihr keine ird'sche Hoffnung nötig.

Golo.

So spricht, die allen Himmel in sich trägt,
In der die Wonnen ihren Haushalt haben,
In deren Herz die Engel sich ergötzen:
Warum muß ich es sein, der noch lebendig
Die Qual des Fegefeuers duldet? Gräfin —
O, Genoveva — o, daß ich es reden,
Aussagen könnte, Worte finden, Töne —
Mein Herz möcht' ich aus meinem Busen nehmen —
O, Genoveva, — ich bin mein nicht mächtig —
Kommt her an diese Brust — in diese Arme.

Genoveva.

Hinweg! gottloser, ehrvergessner Mann!

Drago kommt.

Drago.

Was ist Euch, Gräfin?

Genoveva.

Kommt zum heil'gen Buche,
Mir thut die Andacht not nach dem Gespräch. (Beide ab.)

Golo.

Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die Weiden sprossen —
Bald, — Golo! bist du wach? Wie war dir? Ha!
Sind das die alten Tepp'che? die Gemälde?
Bin ich es noch? Ist dies die vor'ge Welt?
So war mir's doch, als sei hier Genoveva,
So wahr ich lebe, sie glaubt' ich zu sehn,
Zu hören, und mich trieb die Lust, die süßen,
Die roten Lippen ihr zu küssen. Nein!
Es war wohl nicht. O Thor, sie ist entsprungen.
Was hielten deine Arme sie nicht fester?
O Bild! O trügerisches Bild! O Heuchelbild!
Wie kannst du frech doch ihre Züge borgen?
Noch lächelst du mit Falschheit mir entgegen?
Sieh, wie ich dich zerfleische, dich vernichte,
Zertrümmre, weil du mir so falsch gelogen,
Ha! bin ich dir nun noch gewogen?
Hinaus! dem Winde sei ein Spiel,
Den Regenwolken und dem Blitz ein Ziel!
Ha! wie es draußen flattert, wie es in den Graben
Hinunterstürzt; — o, komm zurück, mein Herz zu laben!
O, mich zu beglücken,
Es an das Herz zu drücken,
Führt es, ihr Wogen, ihr Winde, wieder herauf!
Selbst will ich hinunter und es suchen,
Es darf das süße Bild im Strome nicht
Versinken, nicht sich zwischen Schilf verlieren,
Ich lieb' es doch, wenn es mich auch erwürgt. (Ab.)

In der Stadt Avignon.

Zwei Bürger.

Erster Bürger.

Und müssen wir nun die Christenfeinde in unsern eignen Mauern dulden?

Zweiter Bürger.

Es ist uns so von Gott für unsre Missethaten verhängt.

Erster Bürger.

Draußen sehn wir die Christen liegen und an diesen Steinen verbluten, und wir dürfen ihnen nicht die Thore aufbrechen?

Zweiter Bürger.

Die Heiden halten die Kastelle besetzt, ihre Wachen sind aufmerksam.

Erster Bürger.

Still, laß uns gehn, dort kommt ihr Anführer. (Sie gehn.)

Ali mit Hauptleuten.

Ali.

An diesen steilen Türmen mögen sie ihre Kräfte versuchen, hier sollen sie liegen und sich aufzehren, daß ihnen ihr Sieg wenig frommt.

Erster Hauptmann.

Auf diese Nacht hast du einen Ausfall angeordnet?

Ali.

Ja, sie sollen uns endlich in ihrem Lager sehen; schon oft haben die Thoren uns gerufen, in dieser Nacht wollen wir ihren Wunsch erfüllen.

Erster Hauptmann.

Laß mich dabei sein, Feldherr.

Ali.

So sei es, wackrer Kriegsmann! Haltet euch wie brave Männer und rächt die neuliche Schmach! — Ich muß über diese einfältigen Franken lachen, die allen Mut, allen Verstand verlieren, wenn sie Mauern mit Türmen vor sich sehn. Wo es nicht gilt, gerade drein zu schlagen, wissen sie sich nicht zu gebärden. (Geht ab.)

Garten.

Golo. Gertrud.

Golo.

Wie ich dir sagte, alle Sinne schwanden,
Und als sie endlich sich zurücke fanden,
Geschah es nur, um ohne Sinn zu sein
Und was geschehn, herzinnig zu bereun.

Gertrud.

Der Drago ist's, der hält sie von Euch ferne,
Er wäre selbst ihr Liebling gar zu gerne.

Golo.

Der Heuchler, der nur knieen kann und beten,
Der Pfaffenfreund, der's unrecht meint mit jedem,
Der nicht der Kirche dient, ich haff' ihn wie den Teufel.

Gertrud.

Nun mäßigt Euch, ich weiß, daß sie Euch liebt.

Golo.

Es kann nicht sein, Gertrude, darum will
Ich mich in mein Verderben fügen; Tod
Ist meine einz'ge Rettung, nur das Grab
Kann kühl die grimme Flamme mir ersticken.
Geh' ich dem tiefen Wasserfall vorüber
Und höre unten seine Wellen brausen
Und sehe den lebend'gen mut'gen Schaum,
Und wie der Strom sich weit hinunterreißt:
Ich kann nicht sagen, welch ein tief Gelüst
Mich dann befällt, in die Strudel abzuspringen,
Daß sie mich unterwälzen und verschlingen.

Gertrud.

Mein Golo, sollte dies das Ende sein?
Dies all' die Freud' an Euch? Der junge Sinn,
Die muntern Jahre, alles nur dazu?
Nein, Lieber, nein, Ihr müßt Euch nur ermannen,
Dies Auge soll, ich will nicht leben sonst,
Es soll den vor'gen hellen Glanz bekommen,
Es soll, müßt' ich mein Alles daran setzen.

Golo.

Du sprichst da Märlein, meine gute Alte.

Gertrud.

Es fehlte wenig, und sie hätte mir bekannt,
Daß sie Euch liebte. Ei, sie muß Euch lieben,
Sie ist ein Weib und jung, sie sieht Euch täglich.
Was ist der Graf ihr, den sie niemals kannte,
Der älter ist und rauh, nur blöden Sinnes?
Wie wird sie neben Euch so anders, wie
Bemüht sie sich, recht edel zu erscheinen,
Kein Wort zu sagen, das Ihr tadeln möchtet,
Sie gibt auf Eure Blick' und Mienen acht,
Ihr Ringen, ihr Bestreben macht sie schöner.
Nun, bei der Ehre meiner Eltern, bei
Jedwedem Ding, das mir nur teuer ist,
Fügt Ihr Euch mir, so sollt Ihr sie genießen.

Golo.

Wie sprichst du? Welche tolle Worte! Wie?
Ist's nicht so gut, als ob uns einer sagte,
Daß über unsren Häuptern Länder hingen
Mit wundervollen Bergen, Wald und Flüssen,
Und daß er uns die Leiter bringen wolle,
Durch öde Luft in dieses Nichts zu steigen?
Bei Gott, mir weicht und wanket die Vernunft,
Doch hat sie mich nicht so wie dich verlassen.

Gertrud.

Wenn Ihr nur nicht so wild, so brausend wär't,
Es nur verständet, die Gelegenheit
Zu fassen, wie sie sich freiwillig beut.
Es ist da nicht die Rede, herzurasen,
Sie anzufallen wie ein grimmig Tier
Und ihr zu sagen, daß Ihr liebt; das ist
Der gradste Weg, den Freund in ihrem Herzen,
Der für Euch spricht bei Tag und Nacht, zu schüchtern[1];
Dann muß sie wohl den Mantel ihrer Tugend,
Des Standes, ihrer Pflicht, der Gottesfurcht
Dicht um sich werfen, um Euch zu entfernen.
Nein, langsam und so sichrer müßt Ihr gehn,
Ihr dienen, ihre Schritt' bewachen, loben,
Ihr singen und hofieren, schmachten, klagen

[1] Selten für einschüchtern.

Und nach und nach Euch zu verstehen geben,
Doch so, daß Ihr noch immer rückwärts könnt,
Daß nicht die Brücken abgebrochen sind
Zur sichern Flucht; dann beut sich wohl die Stunde.
Die Nacht, ein süßes Lied, ja selbst die Andacht
Macht sie wohl weicher, sie vergißt den Grafen,
Vergißt sich selbst, Ihr und Gelegenheit
Bedrängt sie hart, und sie muß sich ergeben.

Golo.

Welch unverständig Wort hast du gesprochen!
Ist mir es drum zu thun, als Schalk, als Knecht,
Als Dieb mir ihre Gunst zu stehlen? Fühlst du nicht,
Was sie mir ist, was ich ihr werden möchte?
Soll ich gemein das Edelste besitzen?
Nein, nicht besitzen, ihre Täuschung, ihren Trug
Auf einen Augenblick erschleichen, dann
Zurück in meine Höhle kriechen. Wunder
Versprichst du mir und lehrst mich knechtlich[1] sein.

Gertrud.

Was wollt Ihr denn?

Golo.

Das Ferne und das Nahe,
Das Mögliche, was doch möglich ist,
Was ich in meinem Herzen wünsche, was
Der Feige nie besitzen kann, was kaum
Den auserwählten Edelsten gegönnt ist,
Das heil'ge Feuer, das die Erd' erleuchtet,
Den Glanz beglänzt und Licht der Sonne leiht,
Das, was du nimmermehr verstehen wirst,
Das, was — o schweig, verstumme, eitle Zunge!
Was soll der Frühling durch den Winter scheinen?
Wer will die Kirche auf dem Markte halten,
Die große Raserei dem Pöbel pred'gen?

Gertrud.

Ja, rasend seid Ihr, so gehabt Euch wohl. (Geht ab.)

Golo.

Ihr Sterne, nein! ihr hörtet meine Klagen,
Doch könnt auch ihr den edlen Sinn bezeugen,

[1] Wie ein Knecht, altertümlich.

Ihr saht mich zittern, stürmen und verzagen,
Doch soll mich nichts zur tiefen Erde beugen,
Kein Frevler will ich meine Schulden tragen,
Annoch kann ich zu euren Lichtern steigen;
Ich bin noch, der ich war, und nicht gebrochen,
Nicht Pöbelthat hat gegen mich gesprochen.

So will ich denn so Mut wie Kühnheit hegen,
Den bösen Dämon in mir selbst regieren,
Ich will die Leiter in den Himmel legen,
Sie soll mich in die sel'gen Felder führen,
Kein edles Glück begünstiget den Trägen,
Nur kühner Mannessinn darf triumphieren.
Nun wohl! Ich will mir selber dann vertrauen
Und hoch den Bau des Glücks mir auferbauen.

Wer weiß, wo schon der Tod die Sense schwinget,
Wer weiß, welch' Opfer ihm im Kriege fallen,
Wohl mag's, daß mir der fernste Wunsch gelinget,
Daß er erschlägt den Hässigsten[1] von allen,
Daß mir das neue Frühlingsjahr es bringet
Zum Gruß, das allerliebste Wohlgefallen:
Daß mir es kann im schönen Maie glücken,
Das schönste Kind als meine Braut zu schmücken.

Wolf kommt.

Wolf.

Wo bist du, Golo? Nun, wie geht es dir?
Man sieht dich gar nicht mehr, du bist verändert,
Nicht bei dem Mittags-, nicht beim Abendessen,
Da ist an froh Gespräch nicht mehr zu denken,
Da hört man nichts von deinen alten Schwänken,
Da ist —

Golo.

Laßt mich, Ihr stört mich nur im Denken.

Wolf.

Nun, alter Griesgram, fahr mich nicht so an!
Bedenk' doch stets, ich bin ein alter Mann;
Dir ziemt es nicht, die Nase so zu rümpfen
Und auf die liebe Gotteswelt zu schimpfen,

[1] Altertümlich für gehässig in der Bedeutung verhaßt.

Dazu kommt dir die Zeit noch früh genug,
Im Alter schickt sich wohl ein derber Fluch;
Und was wird's nun mit dir am Ende sein?
Ein Mädel läßt ihn nicht zum Fenster ein,
Und drum erfrecht er sich, so aufzufahren —
Ei, da soll einen Gott der Herr bewahren! (Ab.)

Golo.

Die Abendmahlzeit ist vorüber, bald
Beschattet dunkel sich der grüne Wald,
Die Sternlein aus dem blauen Äther steigen,
Es schickt die Welt sich an zu Nacht und Schweigen.
O, wie in mir Gedank' Gedanken drängen,
Wie's musiziert in mir mit tausend wechselnden Klängen!
Was kann ich, was soll ich beginnen?
Wohin, ihr rasenden Sinnen?
Wie von wilden Pferden fühl' ich mich fortgerissen,
Die Erinnrung umgeschmissen,
Der taube Fuhrmann Vernunft im Hohlweg liegend,
Die wilde Macht vom Himmel herunter siegend!
Ihr kleinen Sterne,
Bringt ihr die Kunde?
Sie naht, sie naht, die Stunde,
Bald vernehm' ich den zierlichen Gang aus der Ferne,
Wie gerne!
Die hohe Gestalt
Reizt mich mit Gewalt:
O, dürft' ich sie fassen und herzen,
Sie küssen Mund an Mund von Herzen,
Brust an Brust geschmiegt,
In Armen versunken,
Die Augen trunken
In blühender voller Lust,
Uns selber hoch bewußt,
Und nicht bewußt,
Daß es endlich, endlich dem schlagenden Herzen genügt!
Daß alle Pulse zu Klängen werden,
Daß alle Gedanken in Tönen irren,
Gefühl und Wunsch und Wahnsinn durcheinander wirren,
Gold überstreun mit voller Hand der dürftigen Erden!

Wo bist du, Glück in Himmelsbahnen?
Wo schwingst du in Räumen die hochroten Fahnen?
Steig' nieder, wo fass' ich die Flügel,
Daß ich dich greife, dich binde,
Daß ich dich zwinge mit Zaum und Zügel
Und meinen Sklaven dich finde!
Erbarme dich, Sterngegenwart!
Klingt aneinander und gönnt ihm keine Flucht,
Daß es zur Erden hernieder muß,
Immer nur den fernsten Saum des Mantels
Zeigt es hinter ungewissen Wolken,
Bis wir müssen rasend werden. —

Sie muß, sie muß zum Garten niederkommen,
Schon freuet sich die liebesrote Rose,
Schon sind die Feuerwürmchen angeglommen,
Und flattern lichtend durch die grünen Moose:
Um Mondschein zittern Wölkchen angeschwommen,
Daß goldner Strahl mit ihnen freundlich kose,
Ein fremder Vogel singt aus Waldesnacht,
Der ferne Strom erklingt in seiner Macht.

So sollte unter uns die Welt verschwinden,
Daß wir allein im Sturz die einz'gen blieben,
Sie müßte sich in meinen Armen finden,
Dann wär' ich ihr in Brand und heißem Lieben,
Dann schwelgt' ich froh in tausend schönen Sünden,
Es hätte Angst entgegen sie getrieben,
Dann sollte einsam alles mir gelingen,
Indes Naturen unter uns vergingen.

Sieht mein Aug' das hüllende schöne Gewand
Um den Leib geschlossen und geschmiegt,
Das eng und enger an die Glieder fliegt,
Um sie zu fühlen, dicht an zu empfinden,
Wie zittert die Hand,
Sich zu beglücken an den zarten, linden.
Seh' ich sie vor mir stehn,
Mit ihrem hohen Gange gehn,
O, welche Phantasein
Gibt mir der wilde Satan ein!

Kannst du, Gedächtnis, die Erinnrung nicht vernichten,
Muß sie sich dichter stets vor deinen Augen dichten,
Wie am Hochzeitstage auf und nieder
Sich hebend, tanzend bewegte der Schwung der Glieder,
Wie sich in den hellen
Musikwellen
Die zarten Füße badeten im Tanz,
In den Tönen widerschien der Glanz,
Wie die Augen in wunderschönem Entzünden
Nur strebten, mehr und mehr zu finden,
Wie das Gewand im boshaften Schweben
Bald mutig flog, bald wieder kam,
Bald strebte, den Bau der Glieder frei zu geben,
Bald klügelnd alles dem sehnsüchtigen Blicke nahm.
So meint der Träumer sich im magischen Born zu waschen,
Die dämmernde Geisterwelt in sichtlicher Natur zu haschen.

O Sehnsucht, Sehnsucht, magst mein Leben lösen,
Laß mich vergehn in sanften Liebesthränen,
O tiefe Brust, wenn sich die Seufzer lösen
Und sich im Sterben endiget mein Sehnen,
Wenn sich die innern Geister alle lösen,
So laß mich dann geblendet nochmals wähnen,
Sie stände da vor dem gebrochnen Blicke:
Dann ist der letzte Hauch mein erstes Glücke.

Genoveva tritt auf.

Genoveva.

Die Lilien stehn, wie träumend in dem Grünen,
Die Rosen, von dem goldnen Mond beschienen,
Erwecken sich und rauschen mit leisem Geflüster,
Der hohe Wald ist düster,
Es äugelt die Nacht in den Buchengang hinein,
Ein grünes Feuer, brennt er grünen Schein.

Golo.

Ihr schreitet her und weckt aus verborgnen Tiefen
Die hohen Wunder auf, die unten schliefen.
Schaut um Euch, Holde, wo Ihr geht,
Ein dichtgedrängter Blumengarten steht,
Die Bäume ziehn Euch nach, unter Euren Füßen
Dringt kindisch grünes Gras hervor, den Fuß zu küssen;

Die Blumen erwachen
Vom tiefen Schlaf und lachen,
Und röter wird der Rosen Mund,
Die Wiese wird von Pflanzen bunt,
Sommerlüftchen spielen aus den Zweigen,
Sich häuslich ems'ge Bienen zeigen;
Die goldensten Mondstrahlen schmeichelnd niedersteigen,
Um Euer holdes Haupt die Glorie zu flechten,
Euch dient Natur mit allen ihren Mächten.

Genoveva.

Wie geht's Euch, Golo? Wo seid Ihr gewesen?
Man sieht Euch selten und auch dann nicht froh.

Golo.

Ach, könnt Ihr's nicht in meinen Augen lesen?
Mich nährt jetzt Thränenquell und Ach! und O!

Genoveva.

Ihr müßt von Eurem Übel bald genesen,
Das Leben dünkt ein schwerer Traum Euch so.

Golo.

Ich weiß, es könnte wer den Traum verscheuchen,
Mir zum Geschenk ein wachend Leben reichen.

Genoveva.

Ihr seht, ich spreche, Golo, zu Euch wieder
Und habe fast die Wildheit Euch verziehen.

Golo.

Es beugt mich doch noch, holde Gräfin, nieder,
Daß ich der Lippe freches Wort geliehen.

Genoveva.

Seid nur inskünftige ein Ritter bieder,
So will ich's zu vergessen mich bemühen.

Golo.

Ach! nur zu leicht könnt Ihr mich wohl vergessen!
O, könnt' ich Euch doch auch so schnell vergessen!

Genoveva.

Ich muß nicht nach dem Schloß zu gehn vergessen.

Golo.

Was scheut Ihr mich? Ihr geht mir aus dem Wege?
Ihr blickt mit unsicherm Auge nach mir her?
Bin ich nicht fromm? Bin ich nicht ganz voll Demut?

Genoveva.

Es ist schon spät, ich muß zurücke eilen.

Golo.

Ihr wollt nicht weilen?
Hier ist der Blumenflor und grüne Hain,
Hier ist in kühler, stiller Nacht der goldne Schein,
Was wollt Ihr noch? Die Sterne sind in Pracht,
Aus tausend Augen sieht die goldne Nacht:
Der treuste Wächter Euch zur Seiten,
Für Euch mit Löwen selbst zu streiten.

Genoveva.

Nein, laßt mich fort.

Golo.

Ihr habt mir nicht vergeben?
Wenn Ihr mir zürnt, wie soll ich leben?

Genoveva.

O, laßt mich, bei den hocherhabenen Gestirnen,
Ich kann auf Euch nicht so, wie ich wohl möchte, zürnen.

Golo.

Das ist der Balsam, der so spät noch niedertaut,
Das ist der längst erharrte Flötenlaut,
Das Mannabrot, das in die Wüste fällt,
Der Segen, der erquickt die dürre Welt,
Der Felsenbronn, der aus dem Berg entspringet
Und in das heiße Thal mit Silberwellen klinget.
Du liebst mich, holde Braut?
Da ist der Tag begonnen,
Da regt und rührt sich's laut,
Da brechen aus den Knospen alle Wonnen.

Genoveva.

O weh mir! Wieder fällt ihn Wahnsinn an!

Golo.

Wohin? Nein, bleibt, Ihr könnt nicht fort,
Hält mich ein Zauber doch in eh'rnen Netzen,
Wie mögt Ihr frei sein? O, es ist gelungen!
Das Morgenrot hat in die Erde sich geschwungen,
Nun bin ich dein, und wir sind unzertrennlich. —
O Holde, sieh, lies in den Blicken, was

Ich dir nicht sagen kann, den Worten nicht vertraun,
Nur Blick in Blick kann diese Sprache reden
Dir gegenüber so, — dies ist sie selbst,
Sie selber, und die Göttliche ist mein!
Ja, Genoveva, wie in schwarzer Nacht
Die Kraft des roten Feuers sich im Dunkeln
Uns offenbart und, wenn die Finsternis
All' Farben weggeschlungen, in den kühnsten leuchtet,
In blendenden Flammen sich blinkend bewegt,
So ist die Liebe in allen Sinnen,
In allen Gefühlen das funkelnde Feuer,
Die Nacht nur offenbart uns, was sie sei,
Der neid'sche Tag wirft seinen leuchtenden Mantel über,
Verhüllet ihr das glorreiche Licht. —
Entweiche nicht, entflieh' mir nicht!

Genoveva.

Unsinniger, was willst du denn beginnen?

Golo.

Zu sehr, zu sehr bin ich in meinen Sinnen,
Soll ich dich nicht mehr sehn, so mach' mich blind,
Doch wenn die Augen nur noch kräftig sind,
Wenn diese Hände noch dich fühlend fassen,
So kann ich dich zeitlebens nicht mehr lassen.

Genoveva.

Wer hilft mir Armen von dem Rasenden?
O Siegfried, mein Gemahl! Wann kehrst du wieder?

Golo.

Nenn' ihn nicht, ihn nicht, dieser Nam' ist Tod!
Er dein Gemahl? Ich war es eh als er;
Was hat er dir zur Mitgift denn gebracht?
Mein bist du, ich gab meine Seligkeit.

Genoveva.

Wer rettet mich? O, will denn keiner hören?

Golo.

Laß sie mich töten, sieh, das ist mein Wunsch,
Laß sie mich martern; wenn sie nur das Herz
Mir lassen, denk' ich dein im Tode noch.

Genoveva.

O Golo! Golo! könnt' ich dich erwecken!
Ach, kam es dahin, daß ich dich verachte?
Daß du mein Abscheu bist?

Golo.

Ha! Drago wartet!
Die Bibel wartet, heilige Gebete!
Nicht wahr? O Wut! O Feuerflamme!
Mein wartet — Hört, da singt's in Wolken,
Aus Wassern, aus dem tiefen Thal herauf:
Wo die stillen Bächlein gehn —
Sollst du bald — o bald — drum barmt Euch meiner!
Ihr müßt mich küssen, bei dem Gott, der uns
Erschuf, Ihr sollt, er selber hat's beschlossen.

Genoveva entflieht. **Gertrud** tritt auf.

Gertrud.

Du Rasender! Was hast du denn gemacht?

Golo.

Nun soll es anders werden, andern Dingen
Denk' ich jetzt nach, es soll und muß gelingen. (Ab.)

Gertrud.

Er ist verrückt; was so schlimm angefangen,
Kann nimmermehr ein gutes End' erlangen. (Ab.)

Fränkisches Lager vor Avignon. Nacht.

Siegfried. Otho.

Otho.

Was ist dir, lieber Kriegsgefährte Siegfried?
Die alte Munterkeit ist dir entschwunden,
So sitzest du und nagst dein Herze ab;
Hast schlimme Botschaft aus der Heimat kriegt?

Siegfried.

Nein, Otho, keinen Grund, mich zu bekümmern,
Doch kümmert's mich am meisten, daß ich traurig
So ohne Grund bin, das bedeutet Unheil.

Otho.
Was da von Unheil! Ich bin auch verdrüßlich,
Es macht, weil wir wie träge Tiere hier
Im Lager nisten, keine Kriegsthat üben,
Das macht mich auch mutlos und schwer im Denken;
Doch tummelten wir uns im freien Felde,
Die Fahnen hoch im Fluge uns voran,
Trommeten in dem Rücken hinterdrein,
Der Klang von Schilden und von Schwertern um uns,
Die Trommel in der Ferne laut gerührt,
Die Rosse wiehernd, wir mit Feldgeschrei:
O Siegfried, alle Schwermut wär' entwichen,
Wir tobten trunken in dem Kriegerfest.

Siegfried.
In meinem Herzen ist ein wunderlicher
Tumult, es will da irgend was heraus
Und ängstet sich, ich weiß nicht, was es ist:
Wie einer liegt lebendig eingegraben,
Herauf von unten dumpf nach Hilfe winselt.

Otho.
Still! — Horch', ein Lärmen auf dem rechten Flügel!

Siegfried.
Es ist der Wachen Rufen, die sich lösen.

Otho.
Mir klingt's wie Feldgeschrei in meinen Ohren. —
Sieh da, was soll die Flamme doch bedeuten,
Die dort empor von unsern Zelten leuchtet?

Siegfried.
Wachtfeuer sind es in des Mondes Schimmer.

Otho.
Gott helf' mir meiner Sünd', das Lager brennt!
Ich seh' den Rauch, ich seh' die Flamme fressen,
Ich höre schon die Kriegesinstrumente.
Auf, Siegfried! Horch, wie sich der Lärm erhebt,
Wie er emporwächst gleich des Meeres Flut
Und näher sich und näher wälzt.

Siegfried.
Die Heiden
Sind aus der Stadt gebrochen.

Hauptleute und Reiter durcheinander.

Hauptleute.

Auf, ihr Kriegsmann![1]
Es sind die Mohren aus der Stadt gefallen,
Zu 'n Waffen alle! Zu den Waffen! Auf! (Ab.)

Karl Martell mit Gefolge.

Karl.

Die Hunde sind ins Lager eingebrochen,
Die Zelte stehn in Brand, sie morden wütend
Die unbewehrten Christen; auf! wer deutsch denkt,
Ermannt euch, all' mir nach, dem Feind entgegen! (Ab.)

Siegfried.

Komm, Freund, die Schwerterfasten ist nun aus.

Otho.

Bei Gott, ich bin lebendig zu dem Streit,
Es bost[2] mich, daß sie uns so wehrlos fanden.

Siegfried.

Nicht wehrlos, wenn wir noch die Arme rühren. (Ab.)

Karl Martell.

Karl.

Wir gehn zu Grunde! Blutig dräut der Himmel.
Laßt schnell die Mannschaft mit den Äxten rücken,
Die Lanzenträger vor, die schnellen Reiter,
Und links am Fluß die mit den Hellebarden.
Daß Gott erbarm', die Nacht ist fürchterlich,
Es rasen Feind' und Freunde durcheinander;
Es schwimmt die Kreuzesfahn' in Christenblut,
Sie sei das Segel, das uns heimwärts bringt. (Ab.)

Getümmel, Geschrei, Flucht der Christen. Einige christliche Hauptleute treten auf.

Erster Hauptmann.

Flieh' fort, wer fliehen kann.

Zweiter Hauptmann.

Wohin? In den Fluß? Dem Feind entgegen?

Dritter Hauptmann.

Ich liege hier, die Wunde in der Brust ist tödlich. (Fällt.)

---

[1] Ganz ungewöhnliche Form der Mehrzahl; der einfache Plural „Mann" jetzt noch in Verbindung mit Zahlwörtern.

[2] Erbost.

Erster Hauptmann.

Leb' wohl, Freund.

Otho herein.

Otho.

Wo weilt ihr? Wollt ihr fliehn? Zurück, wo der Feind steht! Kommt, Gesindel, in Gottes Namen und zeigt, daß ihr Edelleute, daß ihr Christen seid! Tobt, stürmt, schlagt die Trommeln, daß man unser feiges Winseln nicht hört! — Du, auf da!

Erster Hauptmann.

Er ist tot.

Otho.

Dann mag er bleiben, dies dient ihm zur Entschuldigung. Wir alle müssen so aussehn wie er oder die Feinde zu seinesgleichen machen. (Ab.)

Ali von der andern Seite mit Gefolge.

Ali.

Sie sind in unsre mächt'ge Hand gegeben!
Sieh, wie der Strom vom Feuerbrand erglänzt,
Man sieht dort unten Christ und Mohren kämpfend.
Heut' wird der Mond das Kreuz verdunkeln, Karl
Tobt wie ein wütend Tier, doch ist er schwach.

Hauptmann.

Horch, innerhalb der Mauern gehn die Glocken!

Ali.

So steh' mir Allah bei, was soll's bedeuten?

Hauptmann.

Dort hinterm Walle sprüht ein Feuer auf,
Ich seh' sie oben auf den Zinnen kämpfen,
Wir sind verraten, unsre Wachen drinnen
Sind von den Christen angefallen.

Ali.

Mahom,
Was machst du? Soll dein Bund vergehn? — Beim Himmel,
Nun muß der Muselmann den herbsten Grimm,
Den Feuerzorn den Christ'n entgegenspeien
Ins Antlitz und ihr Blut mit Lüsten trinken!
Hinweg! Die Wut läßt meine Zunge stammeln! (Alle ab.)

Otho wird verwundet von Kriegern hereingebracht.

Otho.

Hier laßt mich liegen, und geht ihr zurück.

Diener.

Ihr seid nicht sicher, Euch taugt nicht die Luft.

Otho.

Zum Sterben ist jedweder Ort noch sicher;
Was kümmern sich die Wunden um die Luft,
Wenn sie der Mohren Säbel nicht gefürchtet?
Denn wißt nur, daß ich lange schon geblutet,
Zuletzt konnt' ich mich nicht mehr halten. Geht!

(Die übrigen ab.)

Wie das Getümmel jetzt dort unten lärmt,
Das Feuer leuchtet bis hieher, der Brand
Im Lager, Feuer in der Stadt, das Schrein,
Der Klang der Panzer, drin das Glockenläuten,
Wie alles furchtbar sich verwirrt und mengt.
Herr Gott, erbarm' dich meiner. Meine Wunden
Sind brennend wie die Stadt und die Gezelte!
Wie schön das Feuer hier herüberleuchtet!
Wie in der dunkeln Nacht die Flamme glänzt
Und in sich selber tobt mit freier Glut,
Die Funken wirft und weit hinunter blickt,
So wie ein Auge in der Nacht, wie Öffnung,
Wo man durch schwarzen Vorhang Morgen sieht,
Und wie dann alles löscht und in sich sinkt,
Erst Glimmern, dann die Kohle, taube Asche
Zuletzt: so ist des Kriegers Leben auch,
Sein Leben ist der Glanz in öder Nacht,
Was einzeln in der Welt als Funke lebt,
In ihm gedrängt und herrlich grimmig leuchtend,
Dem Feind Verderben, seinen Freunden Schutz.
Ihn wälzt der Schlachttumult hinauf, hinab,
Er kämpft die Wogen unter sich, entzündet
Im Kriegeszorn, dann löscht er in sich selber,
Verblutet so wie ich das rote Leben,
Verglimmt, versiegt und über ihm das Dunkel.
Herr Gott, erbarm' dich mein!

Ein andrer **Hauptmann.**

Hauptmann.

Wo seid Ihr denn,
Herr Otho?

Otho.

Hier, in meines Gottes Namen.

Hauptmann.

Doch nicht verwundet?

Otho.

Wie ich hoffe, sterbend.

Hauptmann.

Sterbt nicht, der Feind ist schon zurückgeschlagen
Und Karl Martell mit in die Stadt gedrungen,
Die Bürger ihm entgegen, drin die Mohren
Allseitig eingedrängt; es war ein Metzeln,
Wie nie mein Auge noch gesehn.

Otho.

Doch wir
Sind Meister?

Hauptmann.

Ja, vom Lager ganz und, wie
Ich hoffe, bald auch von der Stadt.

Otho.

So sterb' ich gerne.

Hauptmann.

Viel der Unsern sind
Gefallen, viele schwer verwundet, Siegfried
Ist scharf getroffen in dem linken Schenkel
Von einem Pfeilschuß.

Otho.

Geht nur in die Schlacht,
Daß ich vor Gott zu stehn mich möge sammeln.

(Hauptmann ab.)

Siegfried von Kriegern verwundet hereingetragen.

Siegfried.

Legt mich hierher und helft den Sieg erfechten.

(Krieger ab.)

Otho.

Wie, sehn wir uns denn wieder, Kriegsgefährte?

Siegfried.

Auch du?

Otho.

So können wir noch Abschied nehmen,
Das hab' ich mir gewünscht, nun sterb' ich freudig.

Siegfried.

Du armer Mann, mußt so den Krieg verlassen?

Otho.

Das thut mir weh, da wir schon Sieger sind,
Doch wieder wohl, daß ich in Freiheit sterbe.
Allein, gern will ich dir gestehn, noch mehr
Der Schlachten wünscht' ich zu erleben, öfter
Das Schwert zu brauchen für die deutsche Sache,
Ein Held zu sein und brav erfunden werden.

Siegfried.

Und du mußt sterben?

Otho.

Ja, ich glaub's gewiß.

Siegfried.

An dir hat einen Mann der Krieg verloren.
Gern hätt' ich dich noch öfter so getroffen,
Wie ich dich in dem Mohrenkriege traf.

Otho.

Für dieses Leben ist es nun vorüber.
Schmerzt dich die Wunde?

Siegfried.

Ja, sie sticht, der Pfeil
Ist noch darin, es war kein Arzt zugegen.

Otho.

Wird jenseit auch wohl Krieg zu führen sein?

Siegfried.

Da ist kein Hader, da gilt keine Zwietracht.

Otho.

Doch gegen Satan, seine Legion.

Siegfried.

Ihn kämpfen[1] wir schon hier, in unsern Lüsten,
Begierden, ungezähmten Wünschen, Zorn

---

[1] Bekämpfen.

Und Neid und Haß und allen Leidenschaften.
Wenn wir sie überwält'gen, ist der Satan
Besiegt, dort ist mit ihm nichts mehr zu schaffen.

Otho.

Ich sterbe doch für Christi heil'ge Lehre?

Siegfried.

Mit deinem Blut hast du sie untersiegelt.

Otho.

Ich werd' ohn' Sakrament und Ölung selig?

Siegfried.

Das Schlachtfeld ist das schönste Sterbebette.

Otho.

So laß uns also, Bruder, Abschied nehmen,
Ich habe keine Freunde, keine Brüder,
Nicht Weib, nicht Kind, noch sonst verwandte Leute.
Drum hätt' ich länger gern dem Krieg gelebt;
Doch soll's nicht sein. — Du bist der einz'ge Mann,
Der mich gekannt, geschätzt, geliebt, drum gib
Mir deine Hand, daß ich sie fühle jetzt —
Die Flammen löschen — tapfrer Freund, fahr' wohl.

(Stirbt.)

Siegfried.

Fahr' wohl, redlich gesinnter Degen du!
Ich finde nicht mehr deinesgleichen wieder. —

Hauptmann tritt auf.

Siegfried.

Wie steht es?

Hauptmann.

Unser ist die Stadt, und Karl
Als Sieger drin, die Mohren all' erschlagen;
Geendigt ist der Krieg.

Siegfried.

Ich liege hier.
Tragt mich und meinen toten, lieben Freund
In unser Zelt. Gott hat uns geholfen.

Zimmer der Gräfin.

Genoveva. Drago.

Drago.

Ihr seid so schweigsam heute nach dem Lesen,
Ist Euch nicht wohl, liebwerteste Frau Gräfin?

Genoveva.

Nicht ganz, und dennoch hab' ich nichts zu klagen,
Wie mir es ist, weiß ich dir nicht zu sagen;
Auch hat mich, was wir in dem Buch gelesen,
Und wie es in der vor'gen Zeit gewesen,
Nachdenklich sehr gemacht und tief betrübt,
Daß alle, die so innig Gott geliebt,
Die mit den Seelen nach dem Himmel strebten
Und himmlisch in dem ird'schen Leibe lebten,
Daß sie kein stilles Glück allhier genossen,
Daß alle für das Heil ihr Blut vergossen.

Drago.

Es hat ja Christus selber uns gelehrt:
„Ich bring' den Frieden nicht, ich bring' das Schwert,
Ich will euch nicht von dem Gesetz befrein,
Nein, mein Gesetz soll doppelt schärfer sein."
Er ist für uns gestorben als Exempel,
Er selbst zerbrach den gottgeweihten Tempel,
Er gab sich eigen ganz den Menschenleiden,
Den Menschen zu verleihn die Himmelsfreuden,
Ging in den Tod, des Todes Macht zu brechen,
Zur Höll' hinab, des Teufels Macht zu schwächen,
Er gab Verheißung auf das alte Glück,
Bracht' Himmel in das Irdische zurück:
Seitdem ist kein Verwesen und kein Tod,
Im Grabe schläft ein neues Morgenrot.

Genoveva.

Seitdem entschwand Beängstigung und Not,
Wir kennen nun das süße Himmelsbrot.

Drago.

Die Jünger Christi folgten seinen Schritten
Und duldeten wie er so Tod und Pein,

Ihr Glaube und Beglaub'gung, wann sie litten,
Ähnlich dem auferstandnen Meister sein[1];
In der Vernichtung, in der Marter Mitten
Ersahn sie schon des künft'gen Lebens Schein,
Den Heiland über ihren Henkersknechten,
Der sprach: „Getreuen, kommt zu meiner Rechten."

Zwölf Stühle sahn sie oben zubereitet,
In Wolken hoch den Glanz der goldnen Thronen,
Der Tod war nur ein Strom, der überleitet,
Die Marterdornen schimmervolle Kronen;
Die Seele mit dem Blick hinübergleitet,
In ihres guten Vaters Haus zu wohnen,
Im Tod als Gottes Schüler losgesprochen,
Zum ew'gen Leben durch den Tod gebrochen.

So blieb der Weg mit heil'gem Blut begossen
Den Christensäulen, heil'ge Märt'rer gingen,
Wie sie Leib, Blut an Christi Tisch genossen,
So mußten sie zum Dank ihm beides bringen,
So wuchs, vom roten Regen schön begossen,
Die Kirche sein, gedieh im großen Ringen,
Je mehr gebeugt, je schöner bald verehret,
Je mehr geschmäht, je göttlicher verkläret.

Bald schien der Tag durchs Land, in weiten Reichen
Saß Glaub' und Demut auf den Fürstensitzen,
Es mußten eh'rne Herzen sich erweichen,
Die Fabelgötter wollten nicht mehr schützen,
Die Toten sprachen, predigten die Leichen,
Verstockte fühlten sich vom Geist durchblitzen,
Der Heiland rief, da half kein Widerstreben,
Sie mußten sich ihm all zu eigen geben.

Da meinten sie, der Friede würde kommen,
Doch kann uns nur ein ew'ger Kampf beschirmen,
Wir sehn schon neue Flut daher geschwommen
Und wildre Wogen sich auf wilde türmen;
Es hat des Mahoms Reich Ursprung genommen
Und wütet gleich den giftigen Gewürmen,

---

[1] Dem auferstandenen Meister ähnlich (zu) sein, (war,) wenn sie litten, ihr Glaube und (ihre) Beglaubigung.

So schickt es Gott, daß wir gewappnet bleiben,
Wir können nur im Kampf an Jesum gläuben.

Drum wird der Streit auch ewiglich bestanden,
Mit Satan bleibt ein unvergänglich Ringen,
Er fängt und schließt uns ein in seinen Banden,
Wir streben herzlich dann, hindurch zu dringen,
Und ruhn nicht eh, bis Gott uns beigestanden,
Dem wir das ganze Herz zum Opfer bringen,
Und weil des Herren Güt' uns Kinder liebt,
Sind wir in immerwährndem Kampf geübt.

Genoveva.

Drum sind die Leiden uns zur Welt gegeben,
Drum herrscht in uns so Neid wie böse Lust,
Daß wir im Streit mit uns und diesem Leben
Zum künft'gen Morgen läutern unsre Brust,
Und keiner wird zur Demut aufwärts schweben
Der nicht zuvor um seinen Stolz gewußt;
Die Tugend wird durch Prüfung erst gereinigt,
Dann wird der Geist mit Gottes Geist vereinigt.

Drago.

Drum wohl uns, wenn er uns die Prüfung sendet:
Ob dem Bekenntnis irdisches Erdulden;
Er zeigt uns an, daß er sich zu uns wendet,
Lossprechen gerne will von unsern Schulden;
Sind wir in uns und in der Welt verblendet,
Besuchen Engel uns in dem Erdulden,
Und wen sich Gott als Liebsten hat erkoren,
Ward, ihm zu sterben, dieser Welt geboren.

Golo tritt ein mit **Benno** und andern **Knechten.**

Golo.

Hier seht ihr selbst was ich zuvor gesprochen,
Ermeßt nun selber, was sie wohl verbrochen.

Genoveva.

Was soll der Überfall in dem Gemach?

Golo.

Wenn alle schlafen, bin ich dennoch wach;
Ich ward gesetzt zum Wächter Eurer Ehre,
Daß ich sie hier wie Siegfried selbst bewähre;

Wie sollt' ich doch dem Grafen Antwort geben,
Ließ' ich hier ungestraft, was seinem Leben,
Ja, mehr als Leben, seiner Ehre droht?
Verlorne Ehre ist zwiefacher Tod.
Ihr glaubtet wohl, ich ließe aus der Acht,
Was ich bemerkt bei Tag und in der Nacht,
Was Ihr wohl gerne Gotte selbst verborgen:
Wie durft' ich so in meinem Amte sorgen?
Ihr Knechte, greift den Drago, bindet ihn
Mit Ketten fest und, ohne zu verziehn,
Werft in den tiefsten Turm den Schalk hinab,
Dort find' er für die Übelthat sein Grab.

Drago.

Hilf Himmel! ich? Was hab' ich denn gethan?

Golo.

O Freunde, seht den Bösewicht nur an,
Seht diese Blässe auf dem Angesicht,
Wie gegen ihn dies feige Zittern spricht,
Ihr glaubt doch nun, was ich zuvor gesehn,
Ihn Sünde mit der gnäd'gen Frau begehn.

Drago.

O guter Gott, ich rufe dich zum Zeugen,
Ich kann nicht reden und kann auch nicht schweigen —
Die Angst — der Schreck — Herr Golo, Ihr mögt glauben,
So möge Gott mir alle Hoffnung rauben —
O Himmel! Ich in diese Sünde fallen,
Ein Diener ich nur unter den Vasallen. —

Golo.

Kein Wort mehr! Kommt herbei und nehmt ihn, Schergen!

Drago.

Ach! Wohin soll ich doch mein Haupt verbergen?
O, edler Golo, habt doch mit mir Armen,
Mit mir rechtschaffnem Manne doch Erbarmen,
Ihr irrt Euch ja, so wahr der Herre lebt,
So wahr die Seele mir im Busen lebt.

Golo.

Was nützt dein Leugnen und dein weibisch Zagen?
Bist du so kühn, die Frevelthat zu wagen,
So magst du auch dein Schicksal jetzt ertragen.

Drago.

Unschuldig, ach! und keiner will mich hören —
O, laßt mich Euch beim Himmel doch beschwören —

Golo.

Kein Wort! Man führ' ihn fort zum finstern Turm,
Dort nag' ihn Reu' und des Gewissens Wurm!

(Drago wird gefesselt und fortgeführt.)

Genoveva.

O Golo! mochtest du so tief versinken?

Golo.

Wie mag es Euch doch, Freunde, wohl bedünken,
Wenn unser Herr Pfalzgraf zurückekehrte
Und auswärts diese schlimme Botschaft hörte?
Und wie wir seine Ehre nicht bewahrt?
Er strafte unsern Leichtsinn schwer und hart,
Drum müßt Ihr Euch, Frau Gräfin, auch bequemen,
Im andern Turm die Herberg' gleich zu nehmen.

Genoveva.

Du, Golo, weißt, ich brauch' mich nicht zu schämen.

(Alle ab.)

Schloßhof.

Wendelin. Else.

Else.

O Gott! Habt Ihr's gesehn?

Wendelin.

Wohl hab' ich's gesehn; der Hofmeister Golo rast und tobt wie ein wildes Tier, die Gräfin weinte.

Else.

Wie hat er sich das unterstehen dürfen? Sie in den Turm gebracht? Wohin soll das ausschlagen?

Wendelin.

Er hat's unternommen, so mag er's auch zu Ende führen.

Benno kommt.

Wendelin.

O lieber Benno, noch sind wir versteinert. Was sagt Ihr dazu?

Benno.

Wozu?

Wendelin.

Die Gräfin —

Benno.

Dauert sie dich, armer Schelm? Muß der Hofmeister nicht über alle Frevelthaten ein wachsames Auge führen? Wie könnte er sonst vor unserm Grafen bestehen, wenn der zurückkömmt?

Wendelin.

Und was soll daraus werden?

Benno.

Ihre Schuld ist offenbar, sie wird nun im Turm bleiben, bis der Herr Graf wieder da ist, dann mag der sie richten.

Gertrud kommt.

Gertrud.

Wunder über Wunder! Was man nicht in der Welt erlebt!

Else.

Liebe Mutter, ist denn kein Erbarmen mehr in der Welt?

Gertrud.

Fort, ich muß zum Golo. (Ab.)

Benno.

Ihr mögt euch nur auch in acht nehmen, ihr heuchlerisches Volk! (Alle gehen.)

Gefängnis.

Genoveva.

Wie bin ich denn hierher geraten? Wer
Hat Macht, mir doch so schnöde zu begegnen?
Ich hielt' es gern für Traum, allein ich wache,
Ich seh' mich an und kann mich nicht erkennen,
Und doch muß ich es glauben, daß ich's bin.
Und keinen Trost und keine Hilfe mehr; —
Die Dienerschaft ist sein, und keiner wagte
Hervorzutreten, meine Ehre schützend,

Sie gingen scheu beiseit'; was er befohlen,
Ward ausgeführt. — O Golo! — Nein,
Ich will den sünd'gen Namen nicht mehr nennen,
Die Lippen nicht beflecken, ihn zu nennen,
Erinnrung nicht, an ihn jemals zu denken.
Der Kapellan ist tot, wer soll mir raten?
Auch ließen sie ihn wohl nicht zu mir; Wolf
Ist krank und liegt zu Bett. Wie soll es werden?
Ich selber fürchte mich vor meinem Leben,
Es naht die Zeit heran, ich fühl' es wohl,
Ein neues Leben zu gebären. Auswärts
Verreist mein Herr, und keiner steht mir bei.
Was hab' ich denn so schwer versündiget,
Daß ich so schwer es büßen muß? Wenn Frauen
Gedrückt, wie ich, den letzten Tag befürchten
Und wünschen und sich Sorg' und Kummer machen,
So sind Verwandte gegenwärtig, Freunde,
Der Gatte, alle trösten sie ermunternd,
Und ich — Gemahlin eines edlen Grafen,
Und ich — die Tochter eines großen Herzogs,
Muß ohne Schuld, muß ohne Hülfe jammern.

Golo tritt ein.

Genoveva.

Du kömmst zurück mir vor mein Angesicht?
Das ist die größte Schmach von allen noch.

Golo.

O Gräfin! Genoveva! Herzensqual!
O Engel mir! — Was soll ich reden? klagen?
Du kennst mich. Sprich ein Wort und sage mir,
Was soll ich thun? Ob du mir hast vergeben?
Der Satan trieb mich an, da mußt' ich folgen —
O redet, hartes Herz; — Ihr schweigt, — nun wohl —
Kein Blick? Kein Auge nach mir hergewendet?
Es sei! Nun ist das Höllenwerk im Gang,
Nun mag es Euch und mich, uns all' zermalmen!
Seht mich nur an, — sprecht nur ein einzig Wort —
Kennt Ihr mich noch? — O Hölle, schling mich ein!
Die Wut — ich möchte mit den Zähnen mich
Zerreißen, Euch zerfleischen, — und wer hindert?

Genoveva.

Der Gott, der unser beider Elend sieht.

Golo.

Gottlob! Ach, Augen, seh' ich euer Licht?
Ich bin in dunkeln Mauern eingenagelt,
Da stoß' ich gegen Wände mein Gehirn
Und schrei' und winf'le, weine nach dem Licht,
O, wenn dann dieser holde Blick mich trifft —
So scheint der junge Tag herein mit Klarheit
Durch die verborgne Ritze meines Kerkers.
Ich geb' Euch frei, wenn Ihr mir freundlich seid,
Wenn Ihr mich frei laßt, — Genoveva, fühlt,
Was ich Euch bin, befehlt, gebietet mir,
Und alles soll geschehn.

Genoveva.

Laßt mich allein.

Golo.

Ich gehe, andachtsvolle Demut bin ich
In Eurer Gegenwart. O, fühlt mein Herz.
Lebt wohl, lebt wohl, holdsel'ges Bild! Leb' wohl.

(Geht.)

Zimmer.

Wolf auf dem Bette, ein **Diener.**

Wolf.

Er wollte kommen?

Diener.

Sogleich

Wolf.

Nun geh und laß mich allein. (Diener ab.)
Bald wird die Seele sich vom Leibe lösen,
Der Leib wird in der Erde dann verwesen.
Hat Fegefeu'r mich hell und rein gebrannt,
So ist mein Lauf dem Himmel zugewandt;
Kein Glück mag auf der trüben Erde dauern,
Hier ist nur Sorge, Kummer, Angst und Trauern.

Golo kommt.

Wolf.

Da kommt, der immer meine Freude war,
Der jetzt mich machet aller Freuden bar,
Des Auge mir sonst neue Jugend gab,
Des Blicke jetzt verbittern mir mein Grab,
Von dessen Mund mir Trost und Hilfe kam,
Der jetzt in mir erregt die herbe Scham,
Daß ich zum Bösewicht ihn auferzogen,
Daß ich mit Vaterliebe ihm gewogen,
Daß er als Kind und Knabe mich ergötzt,
Daß ich auf ihn die Wohlfahrt mein gesetzt. —

Golo.

Was soll's, warum habt Ihr mich rufen lassen?

Wolf.

Und doch kann ich den Bösewicht nicht hassen.
O Golo, bist du's noch? Kannst du es wagen
Und noch den Blick des Biedermanns ertragen?

Golo.

Was wollt Ihr? Wahrlich, ich versteh' Euch nicht.

Wolf.

Komm her, mein Kind, komm, gib mir deine Hand. —
Sieh her, ich sterbe, sei mein Trost im Tode.
Als ich dich zu dem mein'gen machte, dacht' ich,
Er wird dich nie verlassen; dunkeln deine Augen,
Ist er die Sonne, die sie helle macht;
Er sitzt bei deinem Bette, ist dein Kind,
Ihm kannst du deinen ganzen Segen lassen.
Ach, Golo, Golo, warum ist es denn
Nun so gekommen?

Golo.

Ich versteh' Euch nicht.

Wolf.

O, stell' dich taub, o, bleibe nur verstockt;
Der Satan hat vom Guten dich gelockt,
Beim Himmel, nie hast du von mir gelernt,
Wie man sich von der Redlichkeit entfernt.
Du bist entartet, meiner Art zum Trotz,
Und lieblos bist du, aller Lieb' zum Trotz,
Undankbar wie die Hölle, Gott zum Trotz

Golo.

Was wollt Ihr mir? Fahrt Ihr so fort: ich gehe.

Wolf.

Ha, geh nur fort, ich rufe: wehe, wehe!
Ja, wehe dir, dich hat dein Gott verlassen,
Die guten Engel sind es, die dich hassen.
Ach, Golo, denke doch, wohin das führt,
Wie ungern man die Seele doch verliert!
Bedenke doch die lange Ewigkeit,
Doch hilft es nichts, daß dich zu spät gereut,
Dann bist du in die Finsternis gestoßen,
Zum Licht ist dann die Rückkehr dir verschlossen,
Dann ringst du wohl die Händ' und rufst: „Vergebe,
Mein Vater, daß ich dir inskünft'ge lebe!"
Doch wie du jetzt nicht hörst, dich zu bekehren,
Wird er auch dann auf dein Geschrei nicht hören.
Geh in dich, bess're dich, mein lieber Sohn,
Hab' doch vor Augen deinen Himmelslohn!
Mir wirst du doch die Mär' nicht sagen wollen
Von Genoveva? Das ist für die Tollen;
Ich weiß, sie ist von Sünden wohl so ferne
Wie von der Erd' des hohen Himmels Sterne,
Sie ist so keusch, so tugendlich und rein,
Wie's immer sind des Herrgotts Engelein,
Sie darf getrost das glühnde Eisen fassen,
Es wird sie Gottes Zeugnis nicht verlassen.
Nicht wahr, du wurd'st bethört in deinen Sinnen
Und wolltest, weiß doch selbst nicht was, gewinnen?
O, geh zurück, gesteh dein Übereilen,
Es läßt der Schaden sich noch immer heilen,
O, thu es, Kind, noch eh' dies Auge bricht,
Dann sterb' ich in dem Herrn mit Zuversicht.

Golo.

Soll ich vor Euch Verantwortung bestehn?
Mein Herr ist's, dem ich Rede geben muß,
Eur'r Fabeln rührt vom großen Alter her,
Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, drum sei's verziehn
Auf meinen Kopf, was ich verfehlen mag!

Wolf.

Auf deine Seele, ungeratner Schelm!
Ich hätt' es denken sollen, daß ein Bastard,
In schnöder sündenhafter Lust erzeugt,
Von Art nicht läßt und wieder sündhaft wird.
Bist du mir das geworden? Mir ein Herr?
Darfst du die Rede führen? Hätt' ich dich
Ersäuft, als du noch kaum mich nennen konntest,
So wär' ich jetzt zufrieden, und die Frau
Erlitte nicht so große Schmach und Unrecht.
Sonst hab' ich dich gesegnet, heute aber
Verfluch' ich dich mit meinen schwersten Flüchen.
Sei ohne Ruh' und Rast umhergejagt,
Erzittre, wenn es Nacht und wenn es tagt,
Leb' ohne Glück, und wen du erst betrogen,
Von dem sei auch zuletzt und arg betrogen!
Die Todesstunde komme unversehn,
Und ist sie da, sei keiner beizustehn,
Wie ich jetzt einsam ohne Hülfe liege
Und mich in dir, der vor'gen Liebe, triege[1],
Kein' Hoffnung soll dir mehr auf dieser Erden
Und jenseit keine Seligkeit dir werden.

Golo.

Nun, alter Wolf, es mag dem also sein,
Ich bin so kalt und taub wie Erz und Stein.

Wolf.

Ach nein, mich reut, mein Golo, was ich sagte,
Sieh, ich vertilge, was ich dir verflucht[2],
Drum läßt es Gott der Herr nicht in Erfüllung;
Nein, Liebster, sieh! den Fluch hab' ich gesagt,
So kann ihn meine Lippe auch vertilgen;
Du bist berückt, doch kehrst du wieder um.
Kenn' ich nicht dieses Antlitz, die Gestalt?
Wie oft hat mich die liebe Hand gestreichelt,
Wie oft hast du mich Vater nicht genannt?
Und dich, dich sollt' ich in der Hölle wissen?
Ach, liebster Sohn, ich kann, ich kann nicht sterben, —

[1] Betrüge.
[2] Was ich dir fluchend angewünscht.

Sieh, wie die Seele erdwärts bangt, da du
Auf Erden bist und nicht auf Gottes Wegen.
Ich habe wild mein Leben hingebraust,
In deinen Jahren war ich so wie du
Ein hitz'ger Bursche, biegen oder brechen
War meine Losung; sicher war kein Mädchen —
Schwer sind die Sünden mir in dieser Stunde —
Ich dacht' auf keine Gattin, hielt's für Thorheit.
So war die Zeit der Jugend mir vorüber,
Ich wußte selbst nicht wie, nun war's zu spät.
Da dacht' ich, mußt doch auch zwei Augen haben,
Die nach dir sehn, zwei Lippen, die dich ehren
Als Vater, Hände, die für dich auch beten.
Da sah ich um nach einem armen Kinde,
Und wie ein Engel schienst du mir entgegen.
So hatt' ich einen Knaben stets gewünscht. —
Sieh, wie ich arm bin, wenn ich dich verliere —
Bekehre dich, mein Sohn — ich kann nicht mehr —
Das Auge — gehst du fort? Ich seh' dich nicht —
Jesus Maria, nimm nun meine Seele. (Stirbt.)

Golo.

Die Nacht bricht dunkler, dunkler noch herein,
Abwärts entflieht das Licht mit seinem Schein,
Ich muß in unterird'schen Höhlen sein
Und nach dem längst verloschnen Funken schrein.
Kein Laut kömmt mir aus ferner Welt entgegen,
Kein Wandersmann auf meinen finstern Wegen,
Ich darf nicht Trost und nicht mehr Hoffnung hegen; —
In Furcht soll sich dies Herz nicht länger regen! (Ab.)

Gefängnis.

Genoveva. Gertrud.

Genoveva.

O, martre nicht mein Ohr mit diesen Reden,
Denn nimmermehr wirst du mich überreden.
Kann er sein Herz so tief hinunterzwingen,
Daß kein Gefühl in seine Brust darf dringen,
So mag er keck das Ärgste nur vollbringen.

Gertrud.

Bedenkt, wie wenig frommt der Widerstand,
Gebt ihm doch nach, scheint es doch nur zu thun,
Er wütet, rast und ist sich selbst entfremdet,
Wenn er zurückekehrt, bereuet er.
Seid sänftlich mit ihm, daß er mag rückkehren,
Erbost nicht seine Wut, es steht bei ihm
Eur' Ehre, Leben, und er liebt Euch so.
Ihr beide seid vernichtet, niemals mag
Es freundlich werden, darum weicht der Not,
Sie lehrt uns alles, seid ihr auch behülflich.
Was hindert's Eure Tugend, zu ihm sprechen,
Ihm freundlich sein? Ihr rettet Euch gewiß,
Dann mögt Ihr offen Eure Tugend tragen,
Doch so wird er den Menschen immer fremder.

Genoveva.

Wie soll es werden, meine liebe Gertrud,
Mit mir und mit dem armen Kindelein?
Tragt ihr denn kein Erbarmen? Schickt mir doch
Und bittet ihn darum, daß er bewill'ge,
Daß einige Frauen mir dann Hülfe leisten
In jener Stunde, die ich bang erwarte.

Gertrud.

Sagt es ihm selbst, ich hör' ihn eben kommen. (Geht ab.)

Golo tritt auf.

Golo.

Nun, Büßende, ist bald der Trotz gezähmt?

Genoveva.

Ave Maria, Preis der Mutter Gottes!

Golo.

Und immer, immer noch dein Ohr verschlossen?
Magst du das Licht denn niemals wiedersehn?
Ist dir dein Leben so verhaßt? Nun wohl!
Nur einmal sprich noch. Holde Genoveva,
Es neigt sich alles abwärts, sei mir lieb,
Ein Wort, ein Kuß, nur einmal in den Armen,
Am Herzen dich gefühlt, und du bist frei.

Genoveva.

Und könnt' ich frei sein, möcht' ich's nimmer werden,
In dieser Freiheit wär' ich gar gefangen,
Nein, niemals soll mein Wunsch nach dieser Erden,
Nach Blumenduft und Frühlingslicht verlangen,
Ich will in mir, gedrückt von den Beschwerden,
Im Elendsschmuck als Christi Braut nur prangen,
Er kennt die Seinen an den heißen Zähren,
Und jenseit wird er Linderung gewähren.

Nein, meine Gunst gewährt auch nicht ein Zeichen,
Das kleinste selbst ist, dir gewährt, doch Sünde,
Und lieber will als Opfer ich erbleichen,
Als meine Hand der deinen sich verbünde,
Kein Mitleid soll in meine Seele schleichen,
Und wenn der Tod zu deiner Seiten stünde,
Und könnt' ich dich mit einem Blick beleben,
Es wäre Sünd', mein Auge aufzuheben.

Ha! glaube nicht, durch Schmerz mich zu besiegen,
Fest steht in meinem Busen der Entschluß,
Du magst mit Hunger, Durst mich fort bekriegen,
Und wenn ich sterben und verderben muß.
Ich zagte, beim Gemahle selbst zu liegen,
Und bebte oft vor seinem keuschen Kuß,
Daß Scham-Erröten Liebe abwärts wandte[1]
Und meine ungewohnte Wange brannte:

Nun sollt' ich dir so freundlich mich bezeigen,
Wie nur der Schwur am Altar es vergönnt?
Ich sollte mein Gewissen in mir schweigen[2],
Die laute Stimme, die mich Buhlin nennt?
Behüt' mich Gott im Himmel vor dem feigen
Entschluß, wie er mein Geist und Herz erkennt,
Daß du mir kannst dies arme Leben nehmen,
Doch nie, daß ich mich selber müßte schämen.

Golo.

Und Ihr könnt mein Rasen sehn? Ich hätte mich geirrt, wenn ich dich für das Bild meiner Maria hielt, für die

---

[1] Daß das Gefühl der Scham, das sich im Erröten kundgibt, das Gefühl der Liebe unterdrückte.

[2] Zum Schweigen bringen.

Trösterin in meinen Leiden? Ihr wollt mich grausam sehn, es mag sein. Du hast mich ja geliebt; o sonst, sonst warst du nicht so strenge; sonst war dein Blick milde, da prangte die Welt um mich im Frühlingsschein. Du willst mich martern, zur Hölle locken, du hast die Seele mir abgespielt mit falschen Künsten, und nun soll ich keinen, keinen Lohn dafür erhalten und hoffen? Was ras' ich denn? Was will ich denn? Hat die Welt nicht tausend Mädchen und Frauen, schöner und freundlicher als du? Aber diese, diese herzbannenden Augen, diese Blicke sind es, die den Angel in meinen Busen geworfen haben, da streb' ich und ringe mich loszureißen, und immer, immer tiefer gräbt sich der Haken hinein. Hieher, Genoveva, Weib, jetzt bist du mein, in diesem Kerker verschlossen, und keine Macht soll dich retten.

Genoveva.

Fleuch, feiger Bastard, bist du so verwegen,
Die schnöde Hand an meinen Leib zu legen?
Wagst du, ein Diener, der Gebieterin
Zu nahen mit so wild und frechem Sinn?
So hör' es denn, und dies sei deine Qual,
Ich bin des Grafen Siegefrieds Gemahl,
Der wiederkommt, um deine That zu rächen,
Die Steine werden meine Unschuld sprechen.

Golo.

Ach! wohin soll ich mich retten?
Höher schlagen alle Flammen
Über meinem Haupt zusammen,
Enger ziehen mich die Ketten.
O Genoveva! edles Weib,
Was trägst du diesen holden Leib?
Wie bist du mir so schön erschienen?
Ich mußte vergehn, oder ich mußte dir dienen.
Mein Herz ist mir verdorrt,
Meine Jugend ist dahin.
Meine Lebenskraft ist fort,
In mir verwest mein frischer Sinn.
Wenn ich den Wald brausen höre,
Wenn ich der Wellen Klang vernehme,
Wie der Sturm über die Flur geht,

So reden sie alle, alle von dir,
Und alle höhnen wie du meine Liebe.
Nicht die Wolken seh' ich ziehn,
Keine Pflanze seh' ich blühn,
Keinen Feuerstrahl erglühn,
Alle, alle geben das Gebot:
Stürze, stürze dich in nahen Tod!
Reiß sie mit hinab
In dein frühes Grab!
Zu spät, umzukehren,
Muß der Frevel ewig währen!
Keine That wäscht sich im Strome rein,
Ewig wird sie in dir sein.

Genoveva.

O, kehrt zurück und laßt die Reue sprießen,
Mit mildem Thränenbach sie zu begießen,
Damit der Herr Euch seinen Beistand leiht,
So glimmt in Euch zurück die Frömmigkeit.

Golo.

Ha! Schlange! daß ich dir glaubte! Neue Heuchelei spricht aus deinem Munde; frei möchtest du werden, um mich zu verderben. Der Tod redet aus dir und glinzt[1] aus deinen Augen. Fort! ich kenne dich nicht mehr, Scheusal! Wie bleich, wie entstellt! Großer Gott, das sollte Genoveva sein? Lachen müßt' ich, wenn mir nicht schauderte. Sie, die Schöne, sie, die Holde? Ein Totengerippe. Hinweg, aus diesem Grabe, in dem sich der lebendige Leichnam regt.

(Er entflieht.)

Freies Feld.

Heinrich. Else.

Else.

Du bist so schnell vom Schlosse zurück?

Heinrich.

Ja, Else — und Else, all unser Glück, das wir uns wünschten, alles ist nun zu stande gekommen!

---

[1] Glänzt.

Else.

Wie das, lieber Knabe?

Heinrich.

Ich kann es dir vor Freuden kaum erzählen. Ach, der gute Herr, der Golo! Ihm haben wir alles zu danken.

Else.

Nun, wie denn?

Heinrich.

O, ich komme zu ihm, so sitzt er in tiefen Gedanken in seinem Gemach, denn es mochte ihm wohl das mit der gnädigen Frauen im Kopfe herumgehn.

Else.

Ach, es ist eine betrübte Zeit.

Heinrich.

Laß mich nur reden. Ich sag' ihm meine Bitte schlicht und einfältig daher, und da steht er auf und sagt, er könne sie mir nicht gewähren.

Else.

Und du bist doch so fröhlich?

Heinrich.

Laß gut sein, es kommt ganz anders. Er könne sie mir nicht gewähren, denn er dürfe keinen Leibeignen freilassen, das stehe nur dem Herrn Siegfried zu, wenn der zurückkomme. So sagt' ich, der sei krank in der Fremde, und dürfte sich seine Rückkunft wohl noch lange verzögern, und ich sei dir doch so herzinnig gut, und was ich ihm noch weiters[1] vortragen mochte. So geht er zu einer Truhe und langt dir einen Beutel mit Gold hervor und beschaut ihn mit stummen Gebärden; drauf sieht er mich an und sagt: „Mit dem fremden Eigentume darf ich nicht schalten, aber wohl mit dem meinigen, hier hast du, was mir gehört, kauf' dich los, und es wird dir noch genug übrigbleiben.“ Und, Else, er gibt mir den ganzen schweren Beutel und schenkt mir all das Gold, der gute Herr.

Else.

Und schenkt es dir? Es ist nicht möglich!

---

[1] Weiter, ferner.

Heinrich.

Und schenkt es mir alles und sagt, daß er es nicht brauchte. Ich wußte nicht, wie mir war, ich wollt's erst nicht nehmen, aber er bestand darauf, daß ich es behalten sollte. Nun geh' ich und bezahle meinen Preis und kaufe mich los, und dann, Else, können wir Hochzeit halten, wann wir wollen. O, ich habe schon unterwegs alles gerechnet und eingeteilt, wir sind die glücklichsten Menschen auf der Welt.

Else.

O du herrliche, freudenreiche Zeit!

Heinrich.

Komm mit mir, ich will gleich alles richtig machen.

(Beide ab.)

Golos Gemach.

Golo. Benno.

Golo.

Und keinen Menschen laß zu mir herein,
Ich will kein menschlich Antlitz heute sehn,
Es sollen nur Gedanken bei mir sein,
Ich will in mein Gemüt zurücke gehn.

Benno.

Laßt nur das Denken, teurer Junker,
Es schlägt doch nie zu unserm Vorteil aus. (Ab.)

Golo.

Will ich mit Wein das matte Herz erlaben,
So steigen mir im Rausche Bilder auf,
Die alle nur nach Genoveva deuten.
Will ich bei Mädchen Lust und Freude suchen,
So gehn im Taumel ihre Blicke auf
Und scheinen mich mit aller Freude an
Und tragen Vorwurf in der Lieblichkeit,
Daß ich verzagen muß. — Wie soll es werden? —
Was für ein Schrein ist draußen? Immerfort
Erbebt mein Herz, als wollt' es mir bedeuten —
's ist Gertrud, Benno läßt sie nicht herein, —
Sie dringt herdurch, will sich nicht weisen[1] lassen.

---

[1] Abweisen.

Gertrud tritt auf.

Gertrud.

Ich muß zum Golo! Nun, seid mir gegrüßt,
Mein strenger Junker! Macht Ihr es den Freunden
So sauer, Euch zu finden?

Golo.

Willst du was?

Gertrud.

Euch Neuigkeiten sagen, edler Herr,
Euch melden, daß in Genovevas Turm
Nun zwei Gefangne sind; sie ist entbunden.

Golo.

Nun wohl.

Gertrud.

Nein, wohl ist's nicht, so helf' mir Gott im Himmel!
Die arme Frau! Ihr wißt, Ihr könnt nicht fühlen,
Hartherz'ger Mann, was es für Schmerzen sind,
Die im Gebären muß ein schwaches Weib erdulden,
Das Ringen, das Entzünden aller Kräfte,
Die Herzensbangigkeit, wie alle Geister
Nach Hülfe schrein und lieber sterben möchten,
Und doch die Liebe nach dem innern Kinde
Das Leben wieder nach dem Leben treibt. —
O, Golo, viel zu grausam seid Ihr wahrlich.

Golo.

Laß mich in Frieden, geh!

Gertrud.

Gottlob, die Gräfin,
Sie hat es überstanden, wunderbar
Hat sie's erlitten. Wie ich zu ihr komme,
Hör' ich das Winseln von dem armen Wurm,
Das sie in matten Armen hält und weint,
Mit Thränen mehr als Muttermilch es säugend.
Sie hatt' es in ein Stück Gewands geschlagen
Und tröstet' es und sprach ihm zu, halb lächelnd
Und halb im Jammer, 's ging mir recht durchs Herz.
Sie sah mich an und hielt das Kind verborgen,
Als wollt' ich es dem Mutterarm entreißen,
Der Knabe schmiegte sich an ihre Brust.

Sie hat das Kind getauft, in höchster Not,
Weil weder Knecht noch Magd zu ihr gelassen,
Es Schmerzenreich genannt; in großen Schmerzen
Ward es geboren, wie sie selber sagt,
In Schmerzen wird sie es ernähren und
Mit allerhöchstem Schmerze sterben sehn.
Nun gebt ihr doch ein wenig beſſ're Kost
Und Kleider für den Knaben und für sie,
Ein Bett, um drauf zu liegen, warm zu sein.

Golo.

So mag sie sterben, das hat sie verdient;
Ich lieg' auf Foltern, auf der Marterbank,
Sie hat sich nicht um meine Qual gekümmert.

Gertrud.

Und der Knabe?

Golo.

Sie mögen miteinander sterben.

Gertrud.

O, hätt' ich das gedacht, als ich dich säugte,
O, hätt' ich dich mit dieser Hand erwürgt,
Da du so schnöde darfst von Frauen reden,
So kalt das allerherbste Elend sehn!
Sind dies die Augen, die dem Bettler oft
Dein bestes Gold gegönnt mit deinen Thränen?
Ist das die Hand, die Armen oft und Kranken
Den Trost gereicht und milde Gabe? dies
Die Lippen, die das Elend oft getröstet?
O Golo, hab' ich doch gesehn, wie du
Jagdhunden edler warst, wenn sie geworfen,
Daß du für sie gesorgt mit Speis' und Trank,
Für weiches Lager — nein, ich kann nicht mehr,
Der Zorn, die Gall' ersticken meine Sprache!
O Genoveva! Golo! — Gott mit Euch!

Golo.

Wo willst du denn, du tolle Alte, hin?

Gertrud.

Ich weiß nicht! Hin, wo ich nichts mehr von Euch,
Nichts von der Welt mehr seh'. —

Golo.

So gib ihr denn
Das, was sie braucht, und stör' nicht meine Ruh'. (Geht.)

Gertrud.

Ach Gott! wie ist es doch so weit gekommen? (Ab.)

Gefängnis.

Genoveva (mit dem Kinde).

Schlafe, mein Kind!
Draußen geht der Wind.
Die dicken Mauern Beschützer sind!
Dein Jammergeschrei
Bricht mein Herz entzwei,
Dein lichter Blick
Ist all mein Glück.
Wenn ich dich tränke,
In deinem Auge mich versenke,
So versiegen,
Verfliegen
Die Bilder der Leiden
Und weichen den Freuden.
Doch wenn ich gedenke,
Daß du, meine Lust,
An Mutterbrust
Verschmachten mußt,
Dann möcht' ich die Seele dein
In Küssen dir entziehn,
Mit dir entfliehn,
Vor Gottes Thron zu sein.
Schlafe, schlafe, mein Kind,
Bös die Menschen sind,
Laß uns sterben, o Gott, gelind!

Dorf.

Heinrich, **Else** als Braut und Bräutigam, **Dietrich**, **Wendelin**, Gefolge von Bauern und Bäuerinnen **Gertrud**. Musik.

Der Hochzeitsbitter (singt):

Mögen viele lange Jahre
Euch wie heute Lust gewähren,
Kindlein mag euch Gott bescheren,
Die er gnädiglich bewahre.
Auf, singt!
Lustig springt!
Tanzt im Reigen,
Daß sich junges Blut mag froh und munter zeigen.

Heinrich.

O Else, bist du froh?

Else.

Wie sollt' ich anders?
Ihr, liebe Mutter, seid nicht recht vergnügt,
Das thut mir leid, an meinem Hochzeitstage.

Gertrud.

Ich bin im Innern froh und wünsche dir,
Daß dir auch alle künft'gen Tage so
Wie dieser heut'ge fröhliglich gedeihn.

Hochzeitsbitter.

Der Winter ist nun fortgezogen,
Bald kommen die Schwalben und bauen das Nest,
Der Baum die Grüne heraußer läßt,
Der Frühling bleibt uns immer gewogen.
Tanzt und springt,
Lärmt und singt!
Daß die jungen Beine
Sich schwenken im Sonnenscheine.

Dietrich.

Du hast artliche Lieder; magst du mir einige davon ablassen, so mögen wir einen Tausch treffen, denn ich kann dir dafür andre geben.

Hochzeitsbitter.

Gern. Heut' bin ich froh und vergnügt: Juchhei! es lebe das Brautpaar!

Küssen und Necken
Soll sie am Morgen
Lustig erwecken,
Dann sind sie geborgen.
Singt und lärmt!
Denn keiner sich härmt,
Dazu gibt Gott uns Zeitlichkeit,
Daß jedes Herz sich herzlich freut.

Wendelin.

Ich kann mich nicht so recht mit euch ergötzen,
Wenn ich an die gefangne Gräfin denke.

Heinrich.

Ei, laß es heut' und sei nur guten Muts.

Dietrich.

Jawohl, heut' ist ein Hochzeitstag, da muß
Jedweder Gast an Lust und Freude denken,
Weil's sonst dem Brautpaar Unheil nur bedeutet.

Heinrich.

Sieh, Dietrich, ganz wie ich mir stets gewünscht
Ist mir's ergangen, jetzt bebau' ich doch
Mein Eigentum im Frieden, sorge für
Die kleine Herde, dort liegt nun mein Acker,
Da meine Wiesen, hier mein lieber Garten,
Mit Kohl, Gemüs' und Obst und was wir brauchen.
Schon wird die Luft von Frühlingswinden warm,
Schon schwärmen meine Bienen, suchen Blumen.
Schon kommt die Saat herfür mit grünen Stengeln —
Ich weiß mich nicht vor Seligkeit zu fassen.
Besuche mich recht oft, mein alter Freund,
Des Abends so, wenn du nichts mehr zu thun,
Da wollen wir uns dann auf Lieder üben.

Dietrich.

Doch laßt uns an das Tanzen wieder gehn.

(Musik und Tanz.)

Im Schloß.

Golo. Benno.

Golo.

Und du weißt deinen ganzen Auftrag?

Benno.

Laßt mich nur sorgen, und Ihr sollt zufrieden sein.

Golo.

Daß du dich nicht versprichst und fein alles im Kopfe beisammen behältst; auch daß sie erst seit einem Monate niedergekommen ist, denn der Graf ist nun gerade zehn Monate fort.

Benno.

Seid ohne Furcht, die Wahrheit will ich gewiß nicht sprechen; auch ist der Graf nicht so gar behende und sinnreich, daß es sonderlich schwer wäre, ihn zu hintergehn. Lebt wohl.

(Geht ab.)

Golo.

Komm zurück, so schnell es möglich ist. (Ab.)

Wald.

Grimoald (der einen Baum pflanzt).

Das Bäumchen hier bedeutet meinen Sohn,
Den Traugott; jawohl Traugott, so genannt,
Weil ich auf Gott vertraut, als er geboren,
Weil ich vertraut, daß er ihn lassen[1] würde,
Daß er die Stütze meines Alters wäre.
Nun ist er hin, der Krieg hat ihn gefressen,
Und nicht einmal sein Grab kann ich besuchen.
Wie widerwärtig ist mir nun mein Handwerk,
Wie will mir jetzt so gar nichts Freude machen.
So wachse und gedeihe, grüner Baum,
Du bist mir jetzt statt meines toten Sohns,
Und manchmal will ich Sonntags zu dir kommen
Und mich ins Gras zu deinen Füßen setzen
Und mit dir sprechen, als wenn er es wäre. (Geht ab.)

---

[1] Am Lebenlassen.

In Avignon.

Benno. Ein Arzt.

Arzt.

Durch Eure Zeitung ist die Krankheit viel schlimmer geworden.

Benno.

Es sind betrübte Tage; wir alle im Schloß sind hoch bekümmert.

Arzt.

Die Wunde kann durch Zorn und Schreck tödlich werden.

Siegfried kommt herein, mit einem Brief in der Hand.

Siegfried.

Erst heut hab' ich den Todespfeil empfangen!
O schmachvoll Weib! O heuchlerische Schlange!
Wie listig, fromm und tugendhaft erschienst du!
In unsern Weibern gab uns Gott den Fluch. —
Daß sie noch lebt, daß ihr Verführer lebt!
Der Schande! Warum hat sie Golo nicht
Alsbald getötet?

Benno.

Gnäd'ger Graf, er dachte,
Daß Euer Urteil dazu nötig wäre.

Siegfried.

Wie hat sie Gott nicht schnell hinweggerafft,
Eh sie den sündlichen Gedanken faßte?
Ha, wie's in meinem Busen tobt! Wie Schwerter
Zerschneidet's mir so Herz wie Eingeweide.

Arzt.

Ihr müßt Euch doch beruh'gen, edler Graf,
Denn so kann Eure Wunde nicht genesen.

Siegfried.

Wer sagt, daß ich genesen will? Nein, Tod
Ist mein Gedank', mein Wunsch, mein einzig Leben,
Genesung ist für mich im Sterben nur,
Ich will mit eigner Hand das Band aufreißen,
Hinein in meine Wunde wüten, daß
Das Blut in Strömen fließe, meine Schmach
Mit meinem Leben so zugleich verrinne.

Arzt.

Nein, haltet, gnäd'ger Herr, wir müssen Euch
Gewaltsam zwingen, wenn Ihr Euch nicht kennt.

Siegfried.

Was wollt Ihr denn, daß ich noch leben soll,
Wenn meine Ehre fort ist, die mein Leben?
Ich bin gestorben, wenn ich auch noch atme,
Mich rege, darin ist fürwahr kein Leben.
Mein Weib, die ich geliebt, die ich geehrt,
Die falsch an meinem Halse Thränen weinte,
Als ich zum Kriege reiste, — die ist bös,
Entehrt von einem Diener, mich entehrend,
Die hat das Herz im Busen mir zerrissen,
Die macht, daß ich mir selber nicht vertraue;
Denn sie schien mir das Edelste zu sein,
Das Beste, was die Welt nur hegt, ich war
Ihr Spiegel, sie mein Glück, — verflucht ihr Name
Und jeglicher Gedank', der an sie denkt!
Ich kann nicht mehr, ich fühl' die Kräfte schwinden.

Arzt.

Beruhigt Euch, dies Toben zehrt Euch auf.

Siegfried.

O Genoveva! Warum hast du das
An mir gethan? Erzähle, sprich! der Brief
Genügt mir nicht. Ich seh', wie Golo gern
Es all' verbärge, wenn es möglich wäre.

Benno.

Ihr wart, mein gnäd'ger Graf, kaum abgereist,
So merkten wir zum Drago ihre Liebe,
Sie zog ihn vor, sie sprach mit ihm, er war
Ihr einziger Gefährte und Begleiter,
Doch dachten wir nichts Arges. Golo sprach:
„Wir müssen sie verehren; tugendvoll
Ist ihr Gemüt, und nie erschien es anders,
Drum sei von uns jedweder Argwohn fern."

Siegfried.

Die Tugend will nicht gern an Laster glauben,
Daran erkenn' ich dich, mein treuer Golo.

So ging es mir, ich hätte ihr vertraut
Mein Gut, mein Leben, meine Ehr' und alles.
Ich hab's gethan, und sie hat es vergeudet
Im schnöden Mut! Indes ich heil'ge Schlachten
Für Gott und Gottes Sohn mit Mut gekämpft,
Hat sie dem Satan sich ergeben wild;
Indes ich litt für Christus' hohe Sache,
Hat sie, die Schändliche, die Lust gebüßt;
Indes ich oft am Abend ihrer dachte,
Wenn mir die Schmerzen keine Ruhe ließen,
An jenem Tag, als unter herber Marter
Der Pfeil gezogen wurde aus dem Fleisch
Mit seinen Widerhaken, ich zu sterben
Vermeinte und den Namen Genoveva
Mit Christi Namen heftig duldend mischte:
Indessen hat sie meiner gern vergessen
Und ihrer niederträcht'gen Lust gedacht.
O Sarazenen, blinde Heiden, nun
Dürft ihr uns keck besiegen, denn bei euch
Ist Keuschheit noch und Tugend, eure Weiber,
Sie wissen für den Gatten noch zu sterben,
Sie dulden alles, nur nicht fremde Liebe.

Benno.

Wir alle sind des Glaubens, daß die Gräfin
Vom bösen Drago Liebespulver kriegte,
Die sie der Scham durchaus vergessen machten;
Denn er ist weder schön noch jung, um Liebe
In einer Brust zu wecken, die gesund. —
Nun ward auch Golo selber aufmerksam,
Er warnte sie, doch in bescheidnen Worten;
Doch gab sie seinen Worten kein Gehör.

Siegfried.

So ist Hispania durch ein Weib verdorben,
Die schuld war, daß die Mohren eingebrochen,
So litt die Christenheit durch böse Liebe
Des Roderich[1]: so sind wohl Reich' und Städte
Schon oft gestürzt durch Schändlichkeit und Lust.

---

[1] Der letzte Westgotenkönig Roderich soll die Tochter des Grafen Julian, Cava, verführt und diesen dadurch veranlaßt haben, die Araber nach Spanien zu

Benno.

„Jetzt", sagte Golo, „fordert es mein Amt
Und mein Gewissen, die versprochne Treue,
Daß ich nicht länger schweige." Mit uns drauf
Ist er in das Gemach gedrungen, wo
Wir Genoveva mit dem Drago fanden,
Wie ich es Euch nicht wohl beschreiben darf.
Er hieß den Drago in den Kerker werfen,
Noch wollte sie nicht von ihm lassen; drauf
Sah Golo sich gezwungen, auch sie selber
In Turm zu legen, wo sie seit 'nem Mond
Ein Kind zur Welt gebracht, das Dragos ist,
Wie alle sprechen; Euer kann's nicht sein,
Da Ihr schon länger als zehn Monden fort.
Vergebt mir nur, daß ich Euch also kränke,
Der erste bin, der Euch dies Unglück kündet;
Noch nie hat mir mein Dienst so schwer gedünkt.

Siegfried.

Genug! ich will mein Blut bezähmen, mich
Gewöhnen an den schändlichen Gedanken.
Zurück mit aller Eil', und Drago laß
Alsbald des Todes sterben, wie er muß
Nach dem Gesetz, doch Genoveva mag
Auf meine Ankunft warten. Also sei's. (Benno ab.)

Arzt.

Wir wollen jetzt nach Eurer Wunde sehn.

Siegfried.

Die rechte Wunde kann kein Auge sehn.
Ich habe mich gezwungen und bemeistert,
Doch dünkt mir alles immer noch ein Traum.
Ich weiß nicht, wie es ist, die innre Wut
Hat alle meine Kräfte aufgezehrt,
Ich fühl' mich matt und hülflos wie ein Kind.

(Sie gehen.)

---

rufen. In der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) fiel Roderich, und das Land wurde eine Beute der Araber.

Siegfrieds Schloß.

Golo. Gertrud.

Golo.

Noch kommt Benno nicht zurück, und immer gewaltsamer bedrängen mich meine bösen Ahndungen.

Gertrud.

Seid nur mutig, nun kann es doch nicht anders werden, Ihr müßt durch die rauhe Zeit hindurch.

Golo.

Wenn der Graf mit ihm zugleich käme!

Gertrud.

Warum wollt Ihr das Schlimmste denken? Jetzt liegt alles daran, daß Ihr den Verdacht der Leute im Schlosse nicht vermehrt. Dem Wendelin dürft Ihr nicht trauen; es sind noch andre, die es weniger mit Euch als mit der Gräfin halten.

Golo.

Du hast recht, wir müssen hindurch. Wird es nicht alle Tage Abend? Kommt der Morgen nicht nach der fürchterlichsten Nacht wieder? Schon einigemal dacht' ich: die Sonne kann nun nicht mehr aufgehn; und dennoch kam sie mit ihrer ersten Klarheit wieder. So geht die Zeit kalt und gleichgültig an uns vorüber, sie weiß von unsern Schmerzen, sie weiß von unsern Freuden nichts, sie führt uns mit eiskalter Hand tiefer und tiefer in das Labyrinth hinein, endlich läßt sie uns stehn, und wir sehn uns um und können nicht erraten, wo wir sind.

Gertrud.

Krank, wie der Graf ist, wird er gewiß über Straßburg reisen, um dort auszuruhn; bis dahin müßt Ihr ihm entgegengehn.

Golo.

Wir müssen erst den Benno erwarten.

Gertrud.

Dort lebt meine Schwester, in mancherlei Künsten und wunderlichen Werken wohl erfahren, man nennt sie nur die weise Winfreda, von Jugend auf ein böses Kind, auf Ränke ausgelernt, in allen Wildheiten geübt: ich habe sie nachher

lange nicht gesehn, dann vernahm ich durch ein seltsam Gerücht, daß sie mit dem Bösen einen Bund geschlossen und Herrschaft über die unterirdischen Geister besitze; ich konnt' es nicht glauben, und doch befand es sich so, als ich sie wiedersah.

Golo.

Sie ist mit den höllischen Geistern verbunden?

Gertrud.

Sie erzählte mir Dinge, die ich niemals für möglich gehalten, sie zeigte mir Künste, die mir die Haare aufrichteten und mein Blut in Eis erstarrten. Wie unbegreiflich es ist, so wahr ist es doch.

Golo.

Und was soll sie uns nutzen?

Gertrud.

Sie muß dem Grafen, wenn er in Straßburg ist, irgend ein Blendwerk vormachen, daß er Euren Worten noch mehr glaubt, denn sie kann alles, was sie will. An diese will ich Euch ein Schreiben mitgeben, damit sie Euch vertraut.

Golo.

So sei es; vielleicht stirbt Genoveva noch, vielleicht der Graf, so sind wir alles Sinnens frei.

Gertrud.

Traut mehr auf Euch, so sind wir um so sichrer.

(Sie gehn.)

Schloßhof.

Wendelin. Der Scherge.

Wendelin.

Wie geht's dem Gefangenen?

Scherge.

Er sitzt in seinen Ketten und winselt den lieben langen Tag.

Wendelin.

Was hat der Benno für ein Urteil vom gnädigen Herrn gebracht?

Scherge.

Daß er nun nicht mehr zu winseln nötig haben wird. Ich bringe ihm hier ein schlimmes Essen, ein bitterböses Essen, das ihm nicht sonderlich bekommen wird.

Wendelin.

Ich versteh' Euch nicht.

Scherge.

Diese Schüssel mein' ich, sein heutiges Mittagsbrot; morgen wird er keins mehr bedürfen.

Wendelin.

Ihr habt es vergiftet?

Scherge.

So hat es der Hofmeister befohlen. Es ist lustig, daß es der arme Kerl in aller Einfalt hineinißt und nichts davon weiß, wie es ihm zuschlagen wird.

Wendelin.

Ach, du mein armer Drago!

Scherge.

Ihr bedauert ihn wohl noch? Hat er der Gräfin nicht auch Liebespulver gegeben, die sie um ihren Verstand gebracht haben? Nun, ich muß zu ihm, ehe die Köcherei[1] kalt wird. (Ab.)

Wendelin.

Wen sollte doch der arme Mann nicht dauern?
Wer wollte wohl in dieser Zeit nicht trauern?
Der fromme Drago muß am Gifte sterben,
Die Gräfin muß im harten Turm verderben;
Oft hör' ich hier das Kind von unten schrein
Und labte gern die Frau mit etwas Wein;
Sie leidet härter als ein Bettler Not,
Sie lebt allein von Wasser und von Brot,
Der arme Knabe muß beinah' verschmachten,
Doch keiner will auf sein Gewimmer achten;
Ach Gott! und ist vom Grafen doch entsprossen!
So schlimm ergeht es jetzt des Glücks Genossen;
Wie gern will ich mein täglich Brot erwerben,
Mit meinem Stand zufrieden ruhig sterben. (Ab.)

---

[1] Kocherei, das gekochte Essen.

In Straßburg.

Golo. Winfreda.

Winfreda.

Ihr gebt, mein Herr, mit offnen Händen,
All meine Kunst will ich für Euch verwenden.

Golo.

Nun sagt mir auch, was ich schon erst gefragt,
Wenn Eure Wissenschaft es mag erkunden,
Was mich zu vielen Zeiten schon genagt,
Gepeinigt mich in mannigfalt'gen Stunden:
Wer ist der Mann, der mir den Leib, dies Leben
In heimlicher Erzeugung hat gegeben?

Winfreda.

Ich habe Eure Züge schon erwogen
Und drinnen Kreis' und Linien gezogen:
Ein Krieger war es, ja, ein tapfrer Degen,
Er stand im Feld der Mohrenmacht entgegen,
Da ließ er in der Nacht sein Leben fahren,
An That und Tugend älter als an Jahren,
Der Bravsten einer, die zum Kriege kamen,
Und daß Ihr's wißt, Herr Otho mit dem Namen.
Gerichtet war sein Sinn zu wilder Schlacht,
In Kriegsthat war sein Leben hingebracht,
So kam es, daß er nie von Euch gewußt;
Er zeugte Euch in wild entbrannter Lust,
Und vor ihm stand ein Bild von Tod und Blut,
Kein Stern am Himmel war zur Liebe gut,
Drum kamet Ihr mit wunderbarem Sinn
Und richtet Euch nach Tod und Elend hin;
Ihr könnt nicht anders, so sind die Gewalten,
Die Sternenkräfte, die sich nur entfalten.
Ein solcher Mensch ist nur ein Samenkorn,
In welchem wächst und reift des Schicksals Zorn.
Die andern traf ein lichter Sternenblick,
In ihnen sproßt das Firmamenten-Glück;
Trägt jeder um sich ein siderisch Haus[1]
Und kann aus seiner Heimat nicht heraus.

---

[1] Sternenhaus (Schiller im „Wallenstein": „Des Himmels Häuser"). Die Sterndeuter teilten den Streifen des Himmels, durch den die Sonne während

Golo.

So ist es; was die Eltern erst verschulden,
Das müssen wir als ihre Strafe dulden. (Ab.)

Zimmer.

Siegfried (allein)

Ich kann mein Herz kaum zwingen, es zu glauben;
Zwar mag[1] die List wohl viel und Heuchelei,
Und keiner klagt sich selber gerne an:
Die Einsamkeit, Entfernung des Gemahls
Hat ihrer Furcht den Zügel abgenommen,
Nun war sie ganz, was sie nicht durfte sein.
Doch ist noch stets in meiner Brust ein Kampf;
Wenn ich die Sittsamkeit, die keuschen Blicke,
Die Bangigkeit, die sie in meinen Armen
So oft befiel, das schüchterne Erröten:
Wenn ich dies all in mein Gedächtnis rufe,
So schelt' ich jede Anklag' nur Verleumdung.
Allein die Macht der Zauberei ist groß,
Die hat sie in ein andres Weib verwandelt,
Die innre Bosheit arg herausgekehrt,
Wie man im Traume oft die eignen Wünsche
Zum innigsten Entsetzen kennen lernt.

Golo tritt herein.

Siegfried.

Wie bist du in dem Jahr so bleich geworden,
So kranken Blickes, seit wir uns nicht sahn?
Ich habe dich kaum wieder kennen mögen.

Golo.

Wie kann es anders, da die ew'ge Sorge
Um Euch und Euer Liebstes mich verzehrte?
Wär' ich auch nicht so Euer Freund wie Diener,

---

eines Jahres läuft (Tierkreis), in zwölf Abschnitte, Häuser genannt. Das erste Haus war das „Horoskop" (Stundenschau), nämlich der Punkt des Tierkreises, der im Augenblick der Geburt eines Menschen aufgeht. Diesen beobachtete man besonders genau, um aus der Stellung der in dem „Hause" stehenden Gestirne das Schicksal des Menschen vorauszusagen.

[1] Kann (mittelhochdeutsch mac)

Vernähm' ich die Geschichte als ein Fremder,
So würd' ich doch der Menschheit Los beweinen
So würd' ich eigner Kraft nicht mehr vertrauen.

Siegfried.

Was ist aus meinem Hause doch geworden?
Der Sitz des Friedens ein Verräternest.
Gut, daß ich nicht den Bösewicht mehr finde,
Mein Grimm würd' ihm ein härter Leid bereiten.

Golo.

Er ist nicht mehr und heimlich schon begraben,
Ich sorgte stets dafür, daß nicht zu ruchtbar
Die Schande Eures edlen Hauses würde.

Siegfried.

Sehr wohl gethan: o unglücksvolle Zeit,
Daß dieses Übelthun mir Wohlthun ist!
Was sagtest du mir doch von jener Frau,
Die in der Kunst der Weissagung erfahren?

Golo.

Daß sie die tief verborgnen Dinge weiß,
Und daß Ihr dort, wenn Ihr noch irgend zweifelt,
Mit Augen sehn könnt, was geschehen ist.

Siegfried.

Ich zweifle nicht; wie könnt' ich es bezweifeln?
Wie glücklich wär' ich, dürft' ich annoch zweifeln!
Doch ist's ein seltsam Ding, es zu versuchen,
Auch dünkt mir, möcht' ich kälter, härter werden,
Wenn ich von überird'scher Macht die Wahrheit
Erhalten könnt', es würde jedes Mitleid
Dann in mir sterben; doch verbeut die Schrift
Dergleichen Kunst und daß man sie gebrauche.

Golo.

Kein eitler Fürwitz treibt Euch, edler Graf,
Ihr wollt den Satan nicht, die Hölle necken,
Nur Satans Werk durch die Magie entdecken.

Siegfried.

So komm, vom Himmel zeigt sich schon die Nacht,
Jetzt *hat* das Reich der Geister seine Macht. (Sie gehen.)

Wohnung der Zauberin.

Winfreda.

An seinem Orte hängt der magische Spiegel,
Schon weht die Nacht herauf mit schwarzem Flügel,
Wolken ziehn und fliehn vor des Mondes Scheibe,
Auf Kirchhöfen stehn die Leichen mit blassem Leibe,
In unterird'schen Grüften ein wühlendes Regen,
In oberird'schen Lüften ein spielendes Bewegen,
Geister schauern hernieder
Und gehn und kommen wieder
Auf der schwarzen Leiter der Nacht,
Und oben das böse Verhängnis lacht.
Nun brennt, ihr bläulichen Flammen, mit Zucken,
Nun klingt, ihr Wände, mit Pfeifen darein,
Ihr Farben, macht verworrenen Schein,
Daß wir die zagende Seele berucken;
Der Mondschein
Guckt verstohlen zum Fenster herein
Und will beim Werke zugegen sein.
Die Lichter brennen,
Die Farben schimmern,
Die Sterne flimmern,
Die Wände klingen,
Die gemalten Vögel singen,
Die Geister wollen mir all' meine Freude gönnen.

Siegfried und Golo treten herein.

Siegfried.

Heil diesem Hause, das mir Heil soll bringen!

Winfreda.

Weh uns, wenn wir das Heil von außen suchen,
In unserm eignen Herzen muß es wohnen.
Herr Graf, Ihr kommt und wißt nicht, was Ihr sucht.
Ich bin zwar nicht von Gott dem Herrn entfremdet,
Doch ist es besser, Ihr kehrt wieder um,
Noch habt Ihr nicht gehört und nicht gesehn,
Was Euren ird'schen Sinn berücken möchte.
Drum, wißt Ihr, daß das Herz in Euch nicht rein,
Daß Euer Mut in Euch nicht männlich stark,
Daß Ihr's erdulden könnt, so kehret um.

Siegfried.

Nein, heil'ge Frau, denn so muß ich dich nennen,
Dein Wesen, die Gestalt, dies kühne Auge,
Die Frömmigkeit der Rede zeigt mir wohl,
Daß du kein irdisch Wesen, deren Bitten
Der Himmel sich, das Element bewegt.

Winfreda.

Ich bin so sündig wie die andern Menschen,
Doch wurde mir seltsamer Weis' verliehn,
In innre Tiefe der Natur zu schaun.
Da seh' ich, was getrennt, zusammenhängen
Und, was dem blöden Auge einig scheint,
In ferne Grenzen auseinander fliehn;
Wie Stern' im Abgrund die Metalle formen,
Wie Geister die Gewächse figurieren.
Wie sich Gedank' und Wille korporieren[1],
Wie Phantasie zum Kern der Dinge dringt,
Durch Einbildung Unmögliches gelingt,
Wie jeder Stein uns stumme Grüße beut,
Alle Dinge nur sind der Geisterwelt ein Kleid.

Siegfried.

Ich höre und vernehme deinen Sinn,
Ich weiß nicht mehr, wo ich und was ich bin,
So dringen deine Worte, diese Klänge,
Wie unsichtbarer Kräfte Lobgesänge,
Die Lichter, die im blauen Scheine flammen,
Die Farben, diese Zirkel, all' zusammen.
Es macht, daß ich mich kaum besinnen kann,
Was ich gewollt; ein Schauer faßt mich an.

Winfreda.

Was kamst du her zu meiner armen Hütte?

Siegfried.

Ich kam zu dir mit dieser frommen Bitte:
Laß mich im Bild mit eignen Augen sehn,
Was in dem Haus, seit ich entfernt, geschehn,
Wie sich mein Weib, die ich geliebt, betragen,
Daß man sie nicht darf ohne Grund verklagen.

[1] Figurieren und korporieren (gestalten), Lieblingswörter Jakob Böhmes, öfters bei Tieck.

Winfreda.

Schau' auf den großen Spiegel, in den Kreisen
Wird jed' Geheimnis sich als offen weisen.

Siegfried.

Was sind das für Figuren und für Schnörkel,
Für Linien und wunderbare Zirkel?

Winfreda.

In des Kreises Kraft
Wird gar viel geschafft,
Wie Netze werden die Linien gestellt
Der fernen Welt,
Daß Umriß hier sich feste hält.
Bald rinnen
Da drinnen,
Beginnen
In luft'gen Geleisen
Der Bilder Formen sich zu weisen.
Unwiderstehlich faßt
Die Linienkunst mit ihren Gebärden
Den wunderbaren Gast,
Er muß ihr Freund und Gatte werden.

Siegfried.

Was sollen diese vielen Farben bunt,
Du legst sie eckig bald und wieder rund?

Winfreda.

Die Farben
Sind Leben,
Sie geben,
Wenn Geister erstarben,
Den himmlischen Dunst,
Der Sonnen Gunst,
Das ist die Kunst.
In die Netze springen die Schlangen
Und regen sich drinne mit süßem Funkeln,
So kriegen die Unsichtbaren Verlangen
Erheben sich sichtbar aus dem Dunkeln,
Kommen vom Nichtsein
Froh in den Lichtschein

Und regen in Grün und Rot die Glieder,
Das Element umgibt sie wieder.

Siegfried.

Was stellst du so die blauen Flammen
In wunderlichen Figuren zusammen?

Winfreda.

Wie freier
Das Feuer,
Wie munter
Und bunter
In Formen mannigfach glimmt,
In Farben tausendfach flimmt,
So gibt es den wilden
Gebilden
Atem, Seele, die Natur:
Vorher sind die Formen pur[1].

Siegfried.

Was muß so Singen, helles Pfeifen
Durch das weite Gemach denn schweifen?

Winfreda.

Das muß sie anschrein,
Daß sie herzhaft sein,
Daß aus den Wänden,
Aus Felsen und fernen Enden
Sie in das klare Leben
Sich fröhlich begeben;
Sie sind in weiter Freie
Und tragen inn'ge Scheue,
Sich zu fangen ein,
In Formen, Farben, Lichten,
Zu Körpern sich zu dichten,
Da müssens geängstigt sein
Von tausend Seiten,
Daß sie im Streiten
Hervor uns schreiten
Und sichtbarlich
Nachbarlich

[1] Rein, leer.

Sich gestalten
Und kenntlich walten,
Wie wir es schalten.[1]

Siegfried.

Sieh, alle Zirkel sich ineinander rühren!

Winfreda.

Das muß das Leben in sie führen,
Aus tausend Massen sie figurieren;
Nun klingt durch das Licht der Vogelgesang,
Nun fühlen die Farben den schwangern Drang
Nun wird den Linien in sich selber bang,
Und alles fühlt den magischen Zwang: —
So wahr mein Blut
Dir diente gut,
So gewiß das Hirn
Bedeutet Gestirn,
So höre jetzt, wie das Herz dich sucht,
Wie die Zunge innerlich jenem flucht,
Der sich ob Stern und Himmel erhebt
Und dir in allen Reichen widerstrebt;
So laß es gelingen,
Was wir vollbringen.

Siegfried.

Mir graust, mein Haar richtet sich empor.

Winfreda.

Erhebe dein Auge hinauf zum Spiegel.

Siegfried.

Ich seh' ihn in sich gären und Wellen schlagen,
Ich höre von innen Gewinsel klagen;
Ich seh' es drinne mit Lichtern tagen.

Winfreda.

Aus dem Licht kam Luft und Meer
Und die Erd' mit Steinen schwer,
Und der Tier' und Vögel Heer.

Siegfried.

Die Formen sind zersprungen, weit hinab
Dehnt es sich innerlich aus, wie grüne Moose

[1] Lenken, fügen.

Sprießt es hervor und wächst als Wald auseinander.
Da seh' ich die Bäume, die wohlbekannten, des Gartens,
Da oben den Altan der Burg und unten die Laube,
Es wandeln Gestalten die Gänge hinauf, hinab,
Ich kenne sie alle, da springt und lärmt der Golo,
Der alte Wolf geht gar bedächtlich und sinnend,
Nun kommt — es kommt — ach Gott im Himmel!
Mein' Genoveva in all ihrer Schönheit
Im schwarzen Kleide,
Mit goldnem Geschmeide,
Sie setzt sich nieder, beschaut das Gras,
Zu ihren Füßen wird grüner das;
Da kommt der Drago, bleibt vor ihr stehn
Und hält mit ihr ein freundliches Gespräch. —
Nun, wahrlich! da ist nichts zu schelten.

Winfreda.

Laßt die Zeiten nur weiter gehn,
Sollt Ihr andre Dinge sehn.

Siegfried.

Da sitzen sie nebeneinander
Und schauen sich keck in die Augen,
Sie streichelt ihm die Wange und das Haar. —
Ach, Genoveva, fühl', wie ich für dich erröte!

Winfreda.

Laßt die Zeiten nur weitergehn,
So werden wohl andre Dinge geschehn.

Siegfried.

Was seh' ich da? Sie hängt an seinem Halse?
Sie sinken in die dunkle Laube nieder? —
Er — o, ich kann's nicht dulden, mit der Faust
Will ich den Bösewicht erwürgen! — Wie? —
Der Spiegel fort? die Lichter aus? der Mondschein
Bei uns im einsamen Gemach? Wie ist's?
Wo ist denn all die bunte Welt geblieben?

Winfreda.

Ihr habt mit Eurem Zorn das Werk gestört,
Zu nah' kamt Ihr mit irdischer Glut
Der zarten magischen Welt,
Da hat sie sich in die Unsichtbarkeit gerettet.

Siegfried.

Was will ich denn auch mehr? Mein Golo, auf!
Ersteig dein Pferd und reite mir voran,
So schnell du kannst, die Schändliche zu strafen,
Nicht lebend sei sie mehr, wenn ich dort bin.
Ich mag die Wohnung nicht betreten, wo
Sie ihren gift'gen Hauch, die Schlange, atmet.

(Golo ab.)

Leb' wohl, und Dank dir für das Undankbare,
Wovon du mich so innig überzeugt,
Daß, wenn die Felsen und die Meereswellen
Dagegen predigten, ich ihnen dennoch
Nur taube und verstopfte Ohren böte. (Ab.)

Schloßhof.

Else.

Ich kann nicht mehr. Meine Mutter krank und im irren Wahnsinn, der wilde Golo mit entsetzlichen Befehlen von unserm Grafen zurückgekommen! Wohin ich nur geh', wanken mir die schrecklichen Bilder und Gestalten nach. — Wie mag es mit dem Drago stehn? Man hört nichts mehr an seinem Turm; letzt[1] winselte und schrie er gar kläglich, seitdem ist es still, er mag wohl schon tot sein. Und morgen, — morgen in der Frühe soll auch sie sterben. Ach, du gute liebe Gräfin, weinen muß ich über dein unglückliches Schicksal und kann dir doch nichts helfen; meine Thränen, meine Klagen können dir zu keinem Trost gereichen. — Durch dies kleine Fenster kann man tief in ihren Turm hinunterschauen. — Ach, du liebster Jesu Christ, da säugt sie das arme Kind an der Brust: wie ist sie blaß und abgefallen! Ich kenne sie kaum wieder! Wie schlecht und zerrissen ihr Anzug! Wie alt ist sie geworden!

Von unten.

Else, bist du da?

Else.

Ich fürchte mich. — Es sieht da unten gräßlich aus. Soll ich fortlaufen? Soll ich bleiben?

---

[1] Jüngst (oft bei Tieck).

Von unten.

Else!

Else.

Ach, liebe Gräfin, ich bin es. Ich sitze hier oben und weine über Euch und Euer Kind; der Golo ist vom Herrn zurückgekommen mit strenger Botschaft. Morgen früh müßt Ihr und Euer Kleiner sterben.

Von unten.

Else, wenn du mich lieb hast, so schaff' mir ein Blatt Papier und eine Feder.

Else.

Sogleich will ich es Euch von meiner Mutter holen. Die will auch sterben. Gott sei ihr gnädig. Aber was wollt Ihr mit den Sachen machen?

Genoveva.

Ich will einen Brief an meinen lieben Gemahl und Herrn zurücklassen und Abschied von ihm nehmen.

Else.

Ich gehe, Euch die Dinge zu holen.

Zimmer.

Benno, Grimoald, Wein trinkend.

Grimoald.

Der Morgen rückt herauf, wir müssen bald an unsre Arbeit gehen.

Benno.

Ist dir wohl, ist dir leicht?

Grimoald.

Warum das nicht? Es ist ein ehrliches Werk, sie hat den Tod verdient, denn sie ist eine Missethäterin.

Benno.

Der Golo hat uns beide, als seine Treuesten, auserwählt; weil er uns vertraut, drum sollen wir den Befehl des Grafen ausführen.

Grimoald.

Der es befiehlt, mag es verantworten, ich werde die Wohlthaten nie vergessen, die mir der Golo erwiesen hat. Warum

sollen wir die Genoveva erst durch den Wald schleppen, warum stirbt sie nicht hier im Gefängnis?

Benno.

Der Hofmeister will es so, es soll dadurch um so weniger ruchbar werden; dort werden sie im stillen Thal verscharrt, und alles ist dann vorbei, als wär' es nimmer gewesen.

Grimoald.

Sieh, Freund, doch thäte ich es nicht, wenn mein Sohn Traugott noch lebte; aber so habe ich in der Welt nichts mehr zu hoffen, was gehn mich die Menschen nun noch an?

Benno.

Du wirst doch nicht Grillen fangen?

Grimoald.

Nein, komm, wir wollen sie fortführen. Es wird heut ein trüber Tag, dicke Nebel liegen auf den Bergen und Wäldern.

Benno.

Trink noch, trink.

Grimoald.

Ich mag nicht mehr, mir widersteht der Wein. Ihr habt die Gräfin oft hungern und dursten lassen. Was wir hier verschleudern, wäre ihr vielleicht in den Wochen ein Labsal gewesen. Bei Gott! Es ist nicht recht, aber mich geht's nichts an.

Benno.

Dich dauert die Ehebrecherin?

Grimoald.

Komm jetzt, ich mag nicht darüber sprechen, aber ihr seid wie die wilden Bestien.

Benno.

Du bist betrunken. (Sie gehn.)

Schloßhof.

Wendelin. Else.

Else.

In meinem Leben werd' ich nicht mehr froh,
Seit ich gesehn, was meine Augen sahn.
Die Welt ist nur ein trüber, finstrer Kerker,

Mit Gift erfüllt, mit Schlangen und mit Kröten,
Wenn solcher Lohn der schönsten Tugend wird.

Wendelin.

Ja, meine Augen sind vom Weinen blind,
Die Nacht hab' ich beim Beten aufgesessen,
Ich glaubte noch, es würde Gott der Herr
Vor diesem Morgen plötzlich Wunder senden
Und Genovevam herrlich schön verklären.
Doch haben sie die Bösen fortgeführt,
Die Teufel in der menschlichen Gestalt.

Else.

O, daß kein Blitz vom Himmel sie getroffen,
Daß aus den Wolken nicht ein Arm gekommen,
Der ihr die Strahlenkrone aufgesetzt
Und ihre Mörder nieder hat geschmettert.

Wendelin.

Die Zeit der Wunderwerke ist vorbei,
Jetzt läßt der Herr die Seinen untergehn.
Mir war es so, als wenn die Jungfrau selbst
Erschiene mit dem Knaben auf dem Arm,
So heilig, so unschuldig ging sie hin;
Sie hatten übers Haupt ihr einen Schleier
Gehängt, man sah nur ihre großen Augen,
So wie die Sonne hinter Wolken scheint.

Else.

So ging sie unbekümmert mit den Mördern,
Nie sehn wir sie mit unsern Augen wieder.

Wendelin.

Entzogen ist sie uns, diebisch entwandt,
Die unser Kleinod war und unser Glück:
Wer darf zur Rechenschaft die Räuber ziehn?

Else.

Man darf nicht sprechen, kaum die Thräne zeigen,
Man muß es sehn und muß dazu noch schweigen.
Lebt wohl, ich muß zu meiner Mutter gehn;
O, möchte sie das Ende leicht bestehn. (Ab.)

Felsenthal.

Genoveva mit dem **Kinde**, geführt von **Benno** und **Grimoald**.

Benno.

Hier ist die Stätte, laßt uns stille stehn.

Grimoald.

Wie schauerlich und einsam ist der Platz! —
Was sprecht Ihr denn kein Wort, Frau Genoveva?

Benno.

Was soll sie reden? Ihr Gewissen drückt sie,
Drum mag sie auch mit diesem Schweigen sterben.

Grimoald.

Der Ort kann schon die traurigsten Gedanken
Und Mördervorsatz in der Brust erregen,
Er schickt sich gut zur That, wie zu 'nem Kirchhof.

Genoveva.

O Gott, es ist dein unerforschter Wille,
Ein zweiter Abram muß das Weib hier stehen,
Die Opferung des Sohnes soll geschehen,
Ich halte deinem großen Ratschluß stille.

Nur weinen laß mich, daß ich es verhülle,
Das Aug' in Thränen vor den herbsten Wehen,
Nicht will ich zu dir um sein Leben flehen,
Daß sich die Prüfung dein an mir erfülle.

Ich konnte kaum den meinigen ihn nennen,
Da wird er mir, mein einzig Heil, entrissen,
Errungen kaum, soll ich ihn wieder missen.

Doch wollen sie nicht Kind und Mutter trennen,
Sie trösten mich und wollen uns doch besser,
Uns bringt zur Ruh', zum Grab dasselbe Messer.

Benno.

Bereitet Euch, nunmehr den Tod zu sterben.

Genoveva.

Ich will Euch nicht entrinnen.

Benno.

Der Knabe stirbt zuerst und Ihr nachher.

Genoveva.

Ich will nicht murren; fahrt mich nicht so an,
Laßt mich gelinde sterben, keinen Laut
Und keine Bitte sollt ihr ja vernehmen,
Ich habe mich im stillen drein ergeben.
Da nehmt das Kind und thut nun, wie ihr dürst.
Er sieht nach mir zurück und streckt die Hände
Nach seinem Mutterbusen, der ihn nährte.
Noch einen Kuß — und diesen noch, — nun nehmt ihn.

Benno.

Nun zieh' dein Messer, feiger Grimoald.

Grimoald.

Ich zittre vor der Morgenluft, bald ist's
Vorüber.

Genoveva.

Haltet noch! O, haltet ein!
Ich kann's nicht dulden, nimmer kann's mein Auge
Ertragen, schlachten sehn das liebe Lamm.
Nein, das wär' mehr als Tod, so grause Marter
Kann keine Mutter lebend fühlen, nehmt
Die Messer, stoßt sie erst in meinen Nacken,
Vermischt mit meinem Blut des Säuglings Blut,
So klagen euch nicht meine letzten Seufzer
Vor Gott dem Herren an, der alles sieht,
Und auch, was ich zu dieser Frist empfinde.
O, Benno, was hab' ich dir denn gethan,
Daß du mich also hart verfolgen darfst?
O, seht das Kindlein, wie es nach dem Glanz
Der blanken Messer mit den Händlein langt:
Die Steine hier, sie möchten sich erbarmen,
Wie könnt ihr Menschen doch so gottlos sein?

Benno.

Schweigt endlich, macht Euch nun zum Tode fertig.

Genoveva.

Du wirst dem Richterschwerte nicht entfliehn,
Du drängst mich jetzt, einst wirst du auch bedrängt.
Und du, Gehülfe seines Mordes, bist
Du meinem Hause nicht bekannt? Dein Antlitz
Ist mir nicht fremd.

Grimoald.

So ist es, gnäd'ge Frau,
Ich brachte Euch die Kohlen sonst zum Schlosse,
Ihr habt mir manchen lieben Blick geschenkt,
Auch manchen Becher Weins und Speis' und Geld.
Es schnitt mir recht durchs Herz, da ich von Euch
So schnöde Lasterthat vernehmen mußte.

Genoveva.

So helf' mir Gott, wie ich unschuldig bin!
So straf' er mich, vergaß ich je der Treue,
Die dem Gemahl die Eh'frau schuldig ist.
O, ihr seid hintergangen, liebe Männer,
Und teilt mit dem Verführer das Verbrechen.

Benno.

Hierher! das sind nur Worte in den Wind.

Grimoald.

Nein, laß sie sprechen, daß wir alles wissen
Und nicht unwissend eine Sünd' begehn.

Genoveva.

Ein böser Mann hat alles angestiftet,
Weil ich nicht Gottes Wort vergessen wollte,
Weil ich die Keuschheit mehr als Leben schätzte.

Benno.

Das Messer ist gezuckt, und Ihr sollt sterben.

Grimoald.

Zurück! Sonst stoß' ich dir das blanke Eisen
In deinen Schelmenwanst! Da, laß sie sprechen.

Genoveva.

O, du bist gut, o, du bist mir ein Trost,
In dunkler Wüste unverhofft gesandt,
Erbarm' dich mein und meines armen Kindes,
Zu deinen Füßen knie' ich, sei barmherzig.
Ich kann nicht sterben, ich bin ohne Schuld,
So schuldlos wie dies Kindlein hier an dem,
Was man mich anklagt. O, vergießet nicht
Ein reines Blut, es schreit zu Gottes Thron.
O seht, die Sonne will nicht niederscheinen
Auf solche That, es will das Aug' der Welt

Nicht sehn, was euch auf immer nagen würde;
Ihr wollt mit Menschenaugen, Menschenherzen,
Mit euren Händen dieses Blut vergießen,
Es fließen sehn das dunkle Thal entlang?
O, seht die schwarzen Weiden, wie sie rauschen,
Als wenn sie mit in meine Klage stimmten,
Als gäben sie den Bitten mein Gehör.
Und du willst so dein menschlich Herz verhärten?
Hab' ich nicht schon genug erlitten? Froh
Ward ich des Kindes nicht in schwerer Stunde,
Kein Mensch, der Hülfe mir im Kampf geleistet,
Der Trost mir eingesprochen, da mir bangte:
Da war das Kind und weinte mir entgegen,
Ich konnte ihm zum Gruß nur Thränen geben;
So winselten wir beide, keiner achtet's,
Auch gab mir keiner Labung und Erquickung,
Kein Bett in meinem feuchten, kalten Turm,
Und keiner sah, wie ich mich selbst verzehrte,
Dem Kindlein nur die dürft'ge Kost zu reichen;
Auch Kleidung und Gewand war nimmer da,
Und alles fehlte, was der Bettler hat. —
Nun lassen sie mich noch ermorden, weil
Sie meines Herrn, des Grafen, Zorn befürchten.
Bin ich nicht elend g'nug? O, laßt mich leben,
Um meines Kindes willen laßt mich leben,
In ihm ist Welt und Reichtum und Gemahl
Und alle Herrlichkeit und Wohlergehn.
O, laßt mich leben, daß ich dieses Lämmlein
Zur Gottesfurcht und seiner Lieb' erziehe.

Benno.

Du weinst, du Memme? Das soll Golo wissen.

Grimoald.

Bei Gott, ich hab' die Thränen eingeschluckt,
Mich lang geschämt, nun brechen sie hervor;
Mag er's doch wissen, mag er mich doch töten,
Ich bin kein Tier, wie du, dein wilder Herr. —
Zurück von ihr, das sag' ich dir im guten,
Sonst pack' ich dich, du Schurke, bei der Gurgel,
Und hast das Tageslicht zuletzt gesehn,

Den Mord will ich vor Gott dem Herrn vertreten.
Sei zahm, das rat' ich dir, steck's Messer weg,
So, — nun mag's sein, daß du noch leben bleibst;
Doch hast du's nicht verdient. — Ach, liebe Frau,
Wenn Ihr auch leben bleibt, was wollt Ihr thun?

Genoveva.

Zuerst dir danken, lieber Mann, der mir
Und meinem Kind so hold und lieb gewesen.
Gewiß hast du auch Kinder auferzogen?

Grimoald.

Wir wollen lieber davon stille schweigen;
'nen Sohn, Traugott genannt, ein einzig Kind,
Er ist im Mohrenkriege umgekommen.

Genoveva.

Du siehst ihn dort, er ist dir nicht entronnen.

Grimoald.

Ach, liebe Frau, wo wollt Ihr hin von hier?

Benno.

Wenn wir Euch nun auch leben lassen, dürft
Ihr doch zu Menschen nicht; erführe das
Herr Golo, ließ' er uns mit Martern sterben.

Genoveva.

Zu Menschen will ich nicht, ich hab' gelernt,
Daß man nicht Hülfe muß bei Menschen suchen;
Nein, in die wilden Berge will ich flüchten,
In Wüsten, die kein Menschenfuß betritt,
In Einsamkeit mein Leben dort beschließen,
Mein Kind bei mir, mein'n Trost, mein' einz'ge Freude,
Je ferner von der Welt, je lieber mir.

Grimoald.

So geht, wohledle Frau; da habt Ihr ihn,
Den lieben Knaben — Lachst du mich so an,
Du holdes Kind? Wie ist mir wohl und leicht,
Als hab' ich eine gute That gethan.

Genoveva.

So lebe wohl, es segne dich der Herr.
Komm auf die Pilgerschaft, mein Schmerzenreich. (Geht.)

Grimoald.

Sie muß verschmachten in den Wäldern hier,
Die arme Frau.

Benno.

Drum war es minder grausam,
Sie schnell mit einem einz'gen Streich zu töten.

Grimoald.

Sprich davon nicht! Kein einzig Wort sprich mehr,
Sonst brech' ich dir noch jetzt den schurk'schen Hals!

Benno.

Mag's sein, doch müssen wir dem Golo sagen,
Daß wir sie umgebracht; und wie soll's werden?
Befahl er nicht, Wahrzeichen mitzubringen,
Die Augen und die Zunge?

Grimoald.

Wunderbar
Hat's Gott gelenkt, daß mit uns lief ein Windspiel,
Dem schneiden wir es aus, wie soll er's kennen?
Das arme Tier muß nun unschuldig leiden;
Doch besser, als daß wir die Gräfin mord'ten,
Die uns vor Gottes Richterstuhl verklagt.
Am Ende fürcht' ich mich vor keinem Menschen,
Doch den da oben muß man immer fürchten.

(Sie gehn.)

Wald.

Golo.

In diesem Augenblick geschieht die That —
Vom Angesicht der Erd' ist sie vertilgt,
Und ewig niemals kann sie wiederkommen.
Mein Roß ist hingestürzt, ich rennte nach,
Sie zu befreien, sie zu sehn: beschlossen
Vom Himmel selber ist ihr Untergang.
Es kann, es will nicht anders sein, drum sei's;
Schlag frei, mein Herz, nun bist du frei von Furcht,
Es hat sich alles so begeben müssen.
Sie ist gestorben, du hast überwunden,

Dein Schlaf und deine Ruhe kehrt zurück.
Wie braust der Wald, wie ziehn die schweren Nebel!
Der Frühling will nicht kommen, alle Schönheit,
All jugendliches Leben ist gestorben.

Grimoald und Benno kommen.

Golo.

Sie kommen wieder, meine düstren Schergen;
Ich fürchte ihren Blick, die grause Botschaft.
Ja, sie ist tot, sie wagen's nicht zu melden.
Was wollt ihr, Leute? — Hat sie ausgelitten?

Benno.

Sie ist nicht mehr.

Golo.

Ich mag nichts weiter hören.

Benno.

Wahrzeichen mitzubringen hießt Ihr uns.

Golo.

Ich will nichts sehn, begrabt's bei jenem Baum.
(Sie gehn.)
Wie könnt' ich doch die holden Augen sehn?
So endigt sich mit einem Grabe alles?
Die Henker! Daß sie's wagen durften, sie,
Die hellen Kreise auszuschneiden! Fiel
Kein Zittern die verruchten Hände an?
Die Zunge ruht nun dort, das Saitenspiel
Voll süßester Musik! O, hätte sie
Ein Wort mit ihrer Melodie gesprochen,
Sie hätten sich der That nicht unterfangen.
Leb' wohl, du Genoveva, holdes Bild,
Nun ist es aus mit deinen heil'gen Blicken,
Vorüber ist die Angst und mein Erquicken;
Leb' wohl, du Wald, nie werd' ich sie mehr sehn,
Und ew'ges Elend wird nun mit mir gehn. (Ab.)

Grimoald, Benno zurück.

Grimoald.

Behalt auch meinen Teil vom Mörderlohn,
's ist Sündengeld und schlägt zu Sünden aus.

Benno.

Du bist ein Thor, es sei so, wie du willt. (Ab.)

Grimoald.

Leb' wohl, du Land, das du mich auferzogen,
Ihr Berge, Bäume, denen ich gewogen,
Ihr Linden, hohe Eichen, helle Buchen:
Ich muß mir eine fremde Heimat suchen.
Ich mag den beiden nicht mein Wohl vertrauen,
Drum muß ich nun nach andern Wäldern schauen,
Ich wandre fort in meinen alten Tagen,
Soweit mich nur die Beine wollen tragen. (Ab.)

Wüste.

Genoveva (mit fliegenden Haaren).

Wohin? Wohin soll ich mich retten?
Daß ich das Geschrei, den Jammer meines Kindes nicht höre?
Es verschmachtet und hat keine Nahrung
Und wimmert, daß es mein Herz zerbricht.
Ich kann, ich kann nicht helfen
Und muß es nun verhungern sehn.
Ohne Milch sind meine Brüste,
Durch die Wälder bin ich gewandert,
Den Durst mit Wasser stillend,
Mit Gras und Wurzeln den Leib ernährend,
Auf Bäumen in Nächten gewacht,
Vor wilden Tieren in Angst mich bergend:
Nun kann ich nicht mehr helfen,
Es saugt mein Blut das liebe Kind,
Und gern, gern wollt' ich dir es geben,
Müßten wir dann nicht beide sterben.
Ich höre aus der Höhle sein Jammergeschrei!
Ach, wie glücklich ist die Bettlerin auf der Landstraße,
Die den Wandersmann um milde Gabe fleht.
Ich darf mich nicht vor Menschen zeigen,
Auch wüßt' ich nicht den Weg zu finden
Aus diesen verworrenen wüsten Felsen.
Ach, ihr Bäume, erbarmt euch mein!
Erbarme dich, du Sonnenschein!
Wohin soll ich fliehn? Wer steht mir bei?
Ihr Steine, ihr harten Felsen, bewegt euch nicht

Mein tiefes Leid, meine Herzensqual?
Ihr Tiere im tiefen dunkeln Wald,
O, kommt herauf! Ihr Quellen, o gebt mir Labsal
Und springt zur Hülfe dem armen Kinde herbei!
Ach! keiner hört mich!
Die Felsen sind stumm und taub,
Die Bäume rauschen verhöhnend.
Die Quellen murmeln ruhig fort!

Allmächtiger! wie konnt' ich dich vergessen?
Allgegenwärt'ger so in Gras wie Steinen,
Du hörst mich jetzt, hast meiner nicht vergessen,
Vernimmst mein tiefes Flehn, du siehst mein Weinen,
Wenn du nur winkst, so bin ich nicht vergessen,
Aus Berg und Fels muß Hülfe mir erscheinen.
O, guter großer Gott, laß dich's erbarmen,
Mein Kindlein übergeb' ich deinen Armen.

Mein Herze betet und will zu dir dringen,
Ich suche dich mit Sinn und mit Gedanken,
Gedank' und alle Kräfte sind im Ringen,
Die Zuversicht auf dich läßt nimmer wanken,
Ich fühl' mein Flehn durch alle Felsen klingen,
Die Segenshand, und wie sie niedersanken,
Die Worte deines Trostes, wie ein Tauen,
Das neu erfrischt die heiß erstorbnen Auen. — —

Es ist erhört, mein Flehen,
Die Stimme des Jammers ruht,
Zu dir hast du aus den Felsen,
Aus der Not der Welt,
Aus allem Elend, das jetzt und künftig droht,
Die junge Seele hinauf, hinauf zu dir gezogen,
Da steht sie jetzt vor deinem Vaterauge. —

Doch nein! ich schau' mich um, ich sehe dort
In tiefer Höhle lebend noch mein Kind —
Und über ihm ein Wild, das freundlich zahm
Die Milch zur Nahrung ihm gewährt.
O, fromme Hirschin, die aus dunkelm Wald
Von deiner Güte uns gesendet ward! —

Das Kindlein ist gesättigt, lacht mir zu, —
O Herz, o Trost, — so sei die Höhle hier
Uns Haus und Schutz und heil'ge Tempelstelle,
Wo wir dem Ewigen dienen still und fromm.

(Geht in die Höhle)

Siegfrieds Schloß.

Siegfried.

Wie einsam und wie wüst sind diese Mauern!
Ich geh' oft in Gedanken zum Gemache
Der Genoveva, und sie ist nicht dort;
Drago ist tot, und alles ist verändert.
Mir frommt nicht Golos Trost, die Gasterein,
Der Schwarm der Gäste, nichts will mich erquicken.
Warum bin ich im Schlachtfeld nicht gestorben? —
Dann kömmt mir manchmal ein, ich hätte Unrecht
Verübt an Genovev' und ohne Urtel
Sie hingerichtet, ohne Richterspruch.
Seh' ich die Kleidung, die sie ehmals trug,
So geht die vor'ge Zeit durch mein Gedächtnis.
Verwichne Nacht kam alles mir zurück,
Ich hörte sie wie sonst die Laute spielen,
Die Töne thaten freundlich zu mir, mahnten
An alles Glück, nicht konnt' ich sie verscheuchen.

Golo kömmt.

Golo.

Ihr seid zu finster, teurer Graf! in Euch
Verschlossen, gebt Ihr fast dem Grame Raum.

Siegfried.

Ich fürchte gar, ich werde noch verrückt.
So steht mir alles vor, so mahnt mich alles,
Nun fühl' ich's erst, wie ich sie sonst geliebt.

Golo.

Denkt ihres Fehls, so wird die Liebe weichen.

Siegfried.

Verwichne Nacht war mir gar wunderbar:
Mir deucht', ich lebte in der vor'gen Zeit,

Unschuldig war die teure Genoveva,
Vergessen hatt' ich gänzlich ihrer Sünde,
So seltsam zugerichtet mein Gemüt;
Ich liebte sie mit recht inbrünst'gem Herzen
Und fand mein Glück an ihrer holden Brust.
Da kam ein Drache aus der Luft geschossen
Und führte Genovevam mir hinweg.
Ich jammerte und winselte, im Innern,
Recht tief im Herzen ward mir eine Lücke,
Wie weggerissen war's, und dann die Kluft.
Ich stöhnt' und wachte, mußte weiter weinen,
Die Finsternis umher war mir betrübt,
Der Mond schien in die Kammer golden ein,
Vom Garten auf hört' ich die Nachtigall,
Da wußt' ich, daß es Sommer war; vorher
Dünkt' mir, ich läg' im allerhärtsten Winter,
In einem tiefen Raum des Turms gefangen.

Golo.

Der Traum ist wahrlich ohne Deutung nicht:
Der Drache, der Euch raubte das Gemahl,
Das Ihr geliebt, und das Euch wieder liebte,
Ist Drago, er zerstörte Euer Glück.
Wollt Ihr hinuntergehn? Die Gäste warten
Auf Eure Gegenwart, schon ist die Tafel
Gedeckt, dann wollen wir die Jagd beginnen.

Siegfried.

Ich gehe, kommt bald nach, mein lieber Golo. (Geht.)

Golo.

Wo bist du, Benno? Komm herein, mein Benno!

Benno tritt auf.

Benno.

Was habt Ihr zu befehlen, teurer Junker?

Golo.

Ich will dich fragen, ob du mit mir ziehst,
Denn hier ist meines Bleibens länger nicht.
Die Mauern, diese Stein' sind mir zuwider,
Die Türm' hier kann ich nicht vor Augen leiden,
Auch endigt's wohl mal schlimm und geht uns schief.

Der Wolf hat mir ein altes Haus geschenkt,
Das weit hinauf in dicken Wäldern liegt,
Da bin ich vor dem Siegfried sicher. Gehst
Du mit mir oder denkst du hier zu bleiben?

Benno.

Wo Ihr seid, bin auch ich; ich traue selbst
Dem Grafen nicht, denn er ist unbeständig,
Veränderlich gelaunt und wie ein Kind,
Seitdem er aus dem Felde wiederkam.

Golo.

Dort soll die Jagd im Forste uns ergötzen,
Das wilde Echo von den steilen Felsen,
Da jagen wir den Bär, das wilde Schwein,
Da hören wir von hies'gen Mären nichts.
Das Haus ist tief versteckt und schwer zu finden,
Auch fest, daß wir in Ruhe leben können.

Benno.

Ei was, ein Hund, der sich an Euch nur wagt!
Doch besser vorbedacht als nachbeklagt. (Sie gehn.)

Wald.

Jagdgeschrei, **Siegfried** mit **Jägern.**

Siegfried.

Ihr lust'gen Jäger, tief zum Thal hinunter
Erklingt das Schreien, Bellen, Blasen munter,
Daß sich der Wald in allen Zweigen regt,
Vor Freude sich mit Rauschen schön bewegt.
Hier haltet still und laßt die Hörner klingen,
Auch mögt ihr wohl ein lustig Jagdstück singen.

Jäger (mit Hörnern).

Durch die dicken Zweige grün
Geht der Klang der Hörner hin,
Spricht zu den Vöglein
In belaubten Ästen fein!
Auf! und euch rührt,
Die Kehlen regiert,

Singt dazwischen
Aus allen Büschen!
Sie machen sich auf mit munterm Schrein;
Das schallt in die Jagdmusik hinein,
Kommt Widerhall aus Felsen hinterdrein,
Erschüchtert das Wild so groß wie klein. —
Hurra! ihr jagenden Leute,
Erfreut euch der Beute,
Und heute
Jagt allen Gram in die Weite.

Siegfried.

Nun kommt, ihr habt den Ton gar brav gehalten,
Daß Wald und Horn und Sang zusammenschallten.

(Sie gehn.)

Golo tritt auf mit einer Armbrust.

Golo.

Ich kann nicht jagen, ich bin müd' und matt,
In allen Gliedern krank, der Ton der Hörner
Erfrischt mich nicht wie sonst. Die Armbrust möcht' ich
Auf Siegfried legen, also haſſ' ich ihn,
Und mich dann selbst hinab zur Tiefe stürzen.
Hier ist der Baum und hier der kleine Hügel,
Wo ihre Zung' und Augen sind begraben.
Sieh, wachsen da nicht schöne Blümlein auf
Und frisches grünes Gras? Die blauen Kinder,
Sie strecken sich hervor, und wilde Nelken.
Ach, küssen muß ich euch, denn ihre Lippen
Durft' ich niemals berühren. Fühlst du, Herz,
Die Gegenwart der teuren Überreste?
Hinunter möcht' ich sinken und im Sterben
Vergehn in tausend, tausend kleine Blumen,
In Tropfen Taus, in klare Silberwellen,
Und so mich tief in das Vergessen tauchen. —
Hinweg! Dies sind noch ihre blauen Augen,
Sie sehn nach mir, die auferstandnen Augen,
Sie blitzen nach mir her und thun ein Grüßen,
Das Gras erregt sich, alle Bäume schelten!
Sie ist es selbst! Wo soll ich mich verbergen?

(Er entflieht.)

Zimmer.

Siegfried (mit einem Briefe).

Ha, Bösewicht! Ha, gift'ger Bösewicht!
Unschuldig hingerichtet! Ja, hier steht's,
Und immer hat's mein treues Herz geglaubt.

Wendelin kommt.

Wo bleibt der Golo? Ist er nicht zu finden?

Wendelin.

Er ist im Stall und sieht nach seinem Pferde,
Er kommt sogleich.

Siegfried.

Geh schnell und heiß ihn eilen!
(Wendelin ab.)
Ja, er hat sie verleumdet, nun ist's klar;
Ich konnt' es niemals glauben, immerfort
Empörte sich mein Geist so schnöder That;
Sie ist von edlen Eltern, fromm erzogen,
Dies Zeugnis, ehe sie zum Tode ging,
Es reimt sich alles, sie entschuldigend
Und Golo anzuklagen, der mir log.

Golo kommt.

Golo.

Ihr habt mich rufen lassen, edler Graf.

Siegfried.

Zu deiner Schmach, zu deiner Schand' und Strafe;
Lies diesen Brief, erröte vor dir selbst.

Golo (liest).

„Du willst es, mein Gemahl, ich soll nun sterben,
Ein schlimmer Argwohn hat dein Herz umzogen,
Doch hat ein böser Mann dich arg betrogen,
Mit mir zugleich erwürgst du deinen Erben.

Ich seh' vor meinem Blick den Tod, den herben,
Ich lüge nicht und habe nie gelogen,
Du liebst mich nicht, doch bin ich dir gewogen,
Lüg' ich, so straf' mich ewiges Verderben.

Ich will mit diesen Zeilen Abschied nehmen,
Schwer sündigst du, doch will ich dir vergeben,
Glaub' mir, daß ich dich immer herzlich liebte.

Verlassen, wirst du bald nach mir dich grämen
Und fühlen, daß ich dir verlor mein Leben,
Weil ich dir treu nie keine Unthat übte.
Genoveva."

Siegfried.

Dies fand ich plötzlich heut' in meinem Zimmer,
Und laut bezeugt es ihre volle Treue,
Wie deine Schuld und schwere Missethat.
Du hast mir die Gemahlin schnöd' entrissen,
Sie ungerecht verdammt und umgebracht,
Und dafür zieh' ich dich zur Rechenschaft,
Und denke mir nur nicht mehr zu entgehn,
Denn mit dem Leben büßest du den Frevel.

Golo.

Wo liegt denn ihre Unschuld? Meine Schuld?
Habt Ihr, mein edler Graf, in Eurem Amte
Schon einen Dieb, schon einen Ehebrecher
Erfunden im Verhör, der nicht geleugnet?
Wer mit dem Leugnen zu gewinnen denkt,
Ist thöricht, wenn er nicht die Zunge braucht.
Wer klagt sich selber an? Doch jeder sucht
Von Fehlern sich zu rein'gen mit der Zunge,
Vor andern wie vor sich, drum kann ihr Brief
Sie nicht entschuldigen, mich nicht verklagen.
Wie kommt Ihr auf so böslichen Verdacht?
Wann wies ich Euch in einer einz'gen Handlung,
Ja, ich darf wohl es sagen, einem Wort,
Was Euch berechtigte zu diesem Argwohn?
Ihr kränkt mein Herz, wenn Ihr so böslich denkt.
Wie soll der Diener treu sein, wenn den Treusten
Die Tugend nicht vor schlimmen Händeln schützt?
Ich hab's bedacht und glaube festiglich,
Daß Genovevas Eltern böse Leute,
Die heimlich Sünden auf ihr Haupt gehäuft,
Die in den Kindern werden abgestraft.
So ist es oft, die Eltern scheinen edel,
Doch offenbaren sich in ihren Kindern
Die lang verhehlten Laster plötzlich, sie
Empfangen Schuld und Strafe dann zugleich,

Da jene schuldig lebten ungestraft:
Denn kein Verbrechen wandelt ungeahndet,
Es trägt das Gift in seinem eignen Busen,
Die schwere Zukunft in der Gegenwart.
Auch wirkt auf unsre Leiber das Gestirn;
Wie es bei der Geburt des Menschen steht,
So steigt der Einfluß aus den Kreisen nieder;
Drum rächet nicht an mir, was Gottes ist,
Des Schicksals Schuld, der bösen Sterne Einfluß,
Die innere Verderbung der Natur.

Siegfried.

Mir scheint es wahr, was du gesprochen hast,
Erst rührten mich die Worte ihrer Hand,
Nun hast du plötzlich mein Gefühl gewandt;
Dann lockt die Einsamkeit zu andern Thaten, —
Ich bin verwirrt und weiß nicht mehr zu raten. (Ab.)

Golo.

Ich weiß es, was ich thu': dir nimmer trauen,
Solang' es Zeit, nach meiner Wohlfahrt schauen;
Im Hofe stehn gesattelt unsre Rappen,
So flieh' ich fort mit meinem treuen Knappen. (Ab.)

Wüste.

Der **heilige Bonifacius** tritt ein.

Bonifacius.

So hat es sich an Siegfrieds Hof begeben,
Vernehmet die denkwürdige Geschicht'
Von unsrer Genoveva heil'gem Leben,
Und haltet nicht die Sache für Gedicht.
Gar bald muß sich der Unterdrückte heben,
Und Gott geht mit dem Bösen ins Gericht:
Denn lange zwar bleibt Bosheit oft verschwiegen,
Doch immer wird gerechte Sache siegen.

Graf Siegfried sieht gar wunderbare Zeichen,
Die seine Zweifel nur noch stärker gründen,
Die alte Lieb' zur Gattin will nicht weichen,
Und bald muß er noch andre Sachen finden,

Die jeden Argwohn aus der Seele scheuchen,
Ihm zeigen ganz das Maß von seinen Sünden,
Daß er die reine Gattin hat getötet
Und mit unschuld'gem Blut die Hand gerötet.

In einer Nacht, er kann in Angst nicht schlafen,
Da, dünkt ihm, tritt ein Wesen in die Kammer,
Es hebt die kalte Hand, ihn zu bestrafen,
Sein toter Blick verkündigt Pein und Jammer;
Es wälzt sich in das Bett zum bleichen Grafen
Und legt sich an ihn; er ruft in die Kammer
Die Diener sein, daß sie ihm Hülfe bringen,
Indes den Geist die Wände in sich schlingen.

Die Diener gehn, er richtet sich zum Beten,
Doch plötzlich hört er Eisenketten klirren,
Und das Gespenst erscheint an selber Stätten,
Um ihm so Sinn wie Glauben zu verwirren.
Er sieht es wieder nach dem Bette treten,
Ihm schaudert's kalt, der Geist läßt sich nicht irren:
Er starrt ihn an mit seinen toten Blicken,
Bleibt kühnlich und will nicht von dannen rücken.

Da sprach der Graf: „Wer bist du, Jammerbild,
Daß du so darfst des Schlosses Ruhe stören?
Sag' an, was du von uns verlangen willt,
Wir wollen deine Bitte gern gewähren;
Wenn irgend was dich zu erlösen gilt,
So zeig's uns an, wir lassen uns belehren,
Daß man dir irrem Geist Erquickung brächte,
Und du nicht stören magst die Ruh' der Nächte."

Und das Gespenst erhebt die weißen Finger
Und winkend fängt es an hinwegzuschleichen,
Die Bangigkeit des Grafen wird geringer,
Er folgt des Nachtgeists unverstandnem Zeichen;
Der führt ihn tief in seines Schlosses Zwinger,
Dort bleibt er stehn, und eh' er will entweichen,
Legt er die Hand und Kette auf die Erde
Und schwindet mit entsetzlicher Gebärde.

Die Diener kommen auf des Grafen Schrein
Und finden ihn an diesem dunkeln Ort,

Er sagt, wie er gekommen da hinein,
Und wie er ahnde unbekannten Mord.
„Die Erde muß hier stracks geöffnet sein!"
So heischt sein laut und ernstgebietend Wort;
Sie graben gleich, und was sie unten finden,
Ein Leichnam ist's, den Ketten schwer umwinden.

Der Drago wird von ihnen gleich erkannt,
Man sucht ihn schnell zum Grabe zu bestatten,
Der Graf ersieht hierin des Himmels Hand,
Die Seelmess' wird gesungen Dragos Schatten;
Nach Golo, Benno wird alsbald gesandt,
Die lange schon sein Schloß verlassen hatten.
Er ruft, sie kommen nicht, nun sieht er frei,
Daß Drago, Genoveva sündenfrei. —

Sie führt indes ein tief betrübtes Leben,
Nur Andacht kann den Kummer ihr erheitern,
Sie hat sich ganz in ihren Gott ergeben
Und will die Brust von allem Ird'schen läutern;
Sie fühlt um sich die Kraft der Engel schweben,
Und wie sich Sinn und Herz und Glaub' erweitern,
So sitzt die treue, liebevolle Seele
Und schaut hinauf aus ihrer engen Höhle.

Die Hirschin täglich kam, das Kind zu säugen,
Sie war der Genoveva einz'ger Trost;
Die Gräfin selbst muß sich dem Elend beugen,
Und Gras und Wurzeln sind die einz'ge Kost;
Wie mußte sie so tief hinuntersteigen,
An Glück gewöhnt, an Füll' und süßen Most,
Jetzt kann die Erd' ihr selbst nicht das gewähren,
Was sonst die ärmsten Bettler nicht entbehren.

Die Wüstenei anstatt ihr schönes Haus,
Statt ihres Prunkgemachs die finstre Kluft,
Statt Diener gingen Tiere ein und aus,
Statt schöner Speisen Kräuter in der Gruft,
Statt reicher Betten Ängstigen und Graus
Auf dürren Reisern in der kalten Luft,
Der edlen Perlen mußte sie entbehren,
Statt deren dienten ihre heißen Zähren.

Wie mußte sie dies Elend doch empfinden,
Die Herzogstochter, gräfliches Gemahl!
Wann Sommerlüfte spielten in dem linden
Geblüm, so trug sie's leichter noch zumal,
Doch wenn der Winter kam mit scharfen Winden,
Dann ging erst an der armen Frauen Qual,
Ach Gott, wie mußt' sie ob dem Kind sich härmen,
Wie mocht' sie sich, ihr Kindlein auch erwärmen?

Im Dürsten nahm sie Eis in ihren Mund,
Bis es von ihrem Hauch geschmolzen war,
Im Hunger grub sie in den harten Grund
Und machte ihn zuvor des Schneees klar[1],
Ihr Hölzlein fand nach mancher bittern Stund'
Die Wurzeln in dem Schoß der Erde bar,
Dann mußte sie des grimmen Frostes wegen
Die Händ' und Arm' zur Wärme schnell bewegen.

Wie lang erschienen ihr die Winternächte!
Wie hat sie wohl nach Sonne ausgesehn,
Die ihr den lieben hellen Morgen brächte,
Das klare Licht, die Tagesstunden schön;
Wie rief sie an die Jungfrau, die Gerechte,
Ihr doch bei ihrem Kinde beizustehn,
Damit es ja zu ihr[2] und Jesu Ehre
Ein frommes Christenkind erfunden wäre.

Sie drückt' es oft mit Zähren an die Brust,
Damit die Gliederlein ihm nicht erfrieren,
Und wenn's vor Kälte zittern dann gemußt,
So konnte sie den Schmerz oft nicht regieren.
Es ist in wilder Wüst' all ihre Lust,
Und fürchtet, es so schrecklich zu verlieren;
„Du leidest mit mir", hat sie dann gesprochen,
„Du wirst gestraft und hast noch nichts verbrochen."

Sie dachte wieder dann an Jesu Wunden
Und was er für der Menschen Sünd' erlitten,
Dann fühlte sie so Herz wie Geist gesunden,
Und mut'ger ward der Kampf alsbald gestritten; —

[1] Von Schnee rein, frei.
[2] Genitiv von „sie", altertümlich für: ihrer.

Also verschwanden ihr gar viele Stunden
Und Monden, Jahre, unter brünst'gen Bitten
Und heil'ger Andacht, ihres Kinds Erziehen,
Indessen sieben Frühling' auferblühen.

Einst lag sie da bei ihrer Höhle knieend,
Die Augen starr zum Himmel hingewandt,
Da sieht sie aus der Höhe niederfliehend
Ein Engelsbild, es trägt in seiner Hand
Ein Kruzifix, von Elfenbeine blühend,
Daran der Jesu Christ gekreuzigt stand:
Das Antlitz, die Gestalt so innig rührt,
Man sieht, daß Engel es gefiguriert.

Kein Auge sah das Bildnis ohne Thränen,
So schön gebild't war Christi großes Leiden,
Die Brust ward anerfüllt mit tiefem Sehnen,
Inbrünst'ger Angst und goldnen Herzensfreuden:
Der Genoveva gab er diesen schönen
Geformten Christ, die Seele dran zu weiden;
Er sprach: „Ich bring' ihn aus den Höhn, den lichten,
Daß du vor ihm magst dein Gebet verrichten.

„Und bist du nun zum Tode tief betrübt,
So schau' mit Aug' und Herzen auf dies Kreuz,
Und wenn dich Drangsal um und um umgibt,
So richte Flehn und Herze nach dem Kreuz,
Wann Ungeduld den Seelenfrieden trübt,
Denk' des Geduld, der dorten hängt am Kreuz,
Dann steht dies Kreuz als Schirm den Feinden vor,
Ein Schlüssel ist es zu des Himmels Thor."

So sprach er, und das Kreuz blieb vor ihr stehen,
Worauf er in den Himmelsglanz verschwand;
Es war ein Felsenaltar in der Nähen,
Worauf das Kruzifix von selbsten stand,
Und Genoveva kniet in ihren Wehen
Demütig nieder, kaum sich unterwand
Die Fromme, zu dem Weltheiland zu beten,
So schwer ist sie bedrängt von seinen Nöten.

Ihr ist, als muß das Herz im Busen springen,
Doch wird sie noch in Liebe mehr verwund't,

Als sie vernimmt in leisen Tönen singen,
So heilig wie von einem Engelsmund;
Das Bild streckt seinen Arm in während Klingen[1]
Und drückt sie an die Brust zur selben Stund'.
Nun war das Kruzifix ihr ein'ges Heil,
Sie dient ihm, betet zu ihm alle Weil'.

Im Sommer sucht sie Blümlein in dem Wald
Und schmückt es bunt, dazu mit grünen Maien,
So wie der Morgen rötet, geht sie bald
Nach Blumen aus, läßt sich nicht Müh' gereuen,
Doch kömmt der Herbst, nach ihm der Winter kalt,
So weiß sie auch das Bild noch zu erfreuen,
Mit Tannenreisern, wilden Distelblüten
Und dunklem Laub, das die Wachholder bieten.

Einst kam der Schmerz in ihre Seele wieder,
Daß sie in Wüstenei hinausgestoßen,
Da setzte sie sich still zum Kreuze nieder
Und klagte, weil[2] die Augen reichlich flossen:
„O Kruzifix, o Jesu Christe bieder,
Wie ist das Elend um mich her ergossen,
Daß ich als Ehebrechrin dies erduldet:
Wodurch hab' ich so harte Pein verschuldet?"

Da kam ein Stimmlein aus dem elfnen[3] Bilde:
„Was hab' ich, Genoveva, doch gesündet,
Daß man mich Menschensohn im Grimme wilde
Ans bittre Holz des schnöden Kreuzes bindet?
Daß man mich mitten in der Sündergilde
Als einen Übelthäter sterbend findet?
Ich starb, den Menschen Heil und Wohlfahrt gebend
Und durch mein Sterben ihren Tod belebend.

„Denn keiner aller, die auf Erden sind,
Kann durch sein Thun das kleinste Glück erwerben,
Und doch kann jedes sünd'ge Menschenkind
Durch seinen Tod des Himmels Leben erben;

---

[1] In während Klingen, altertümlich statt: während des Klingens.
[2] Während (altertümlich).
[3] Elfenbeinernen

Tod ist ihr Leben, und ihr Sehn ist blind,
Geboren werden sie in ihrem Sterben,
So, wer für Gott und Tugend muß erdulden,
Kann diese Leiden nimmermehr verschulden.

„Sein Dulden ist ein himmlisch Freudenreich,
Er zieht den Himmel in sein irdisch Herz,
Er deutet, wie man Gotte strebe gleich,
Er macht zur Seligkeit den ird'schen Schmerz;
Er wird, entblößt, an Himmelsschätzen reich,
Ein Cherubim wird schon sein irdisch Herz,
In ihn hernieder Morgenröte regnet,
Die dort dem großen Morgenrot begegnet." —

Das kam wie Blumen um sie her entsprossen,
In denen Kinder lieblich tröstend lachen;
Das war wie Funken um sie ausgegossen,
Wie Schimmer, die den Regenbogen machen,
Wie Auferstehung, die ihr Herz genossen,
Wie Heil'ge, die zum Jüngsten Tag erwachen.
Seitdem erlitt sie still mit Freudigkeit
Den Frost, die Blöße, Armutseligkeit.

Der Schmerzenreich erwuchs und lernte sprechen,
Das freute nun gar sehr die Mutter sein,
Sie sah, wie ihm Verstand nicht that gebrechen,
Sein kindisch Reden war ihr Freudenschein,
Doch mußt' ihr Glücke die Betrachtung schwächen,
Daß nackt daherzog dieser Knabe fein;
So mußten sie sich beid' in Blöße zeigen
Und deckten sich mit Moos und grünen Zweigen.

Da kam ein Wolf auf einmal hergegangen,
Im Maule trug er eines Schafes Haut,
Die warf er vor dem Kinde und der bangen
Pfalzgräfin hin, die innerlich ergraut;
Doch bald nimmt sie mit dankbarem Verlangen
Und wickelt Schmerzenreich in diese Haut;
So war er sicher vor dem schlimmen Frost,
Und so fand Genoveva ihren Trost.

Es wurde auch das Wild zur selben Zeit
Mit ihnen gar vertraulich und gemein,

Das liebe Kind hat daran manche Freud',
Daß all' um ihn so schön ergötzlich sein[1].
Er ritt auf seinem Wolf gar oftmals weit
In Wald, die Hasen liefen hinterdrein,
Die Vöglein sich auf Hand und Häuptlein schwungen,
Erquickten ihn und sie, so wie sie sungen.

Ging's Kindlein aus, um Kräuter aufzulesen,
So liefen auch die frommen Tierlein mit
Und schieden ihm die guten von den bösen
Mit ihren Füßen, folgten jedem Schritt:
Dann kehrt' er freudig, war er aus gewesen,
Und brachte seiner Mutter Essen mit,
Dann lehret sie ihn Vater unser sagen,
Liebkosend in den schönen Sommertagen.

Doch sprach sie nie, von wem er sei entsprossen,
Damit er nicht zur Welt sich sehnte hin
Und etwa die einfält'gen Spielgenossen
Verachtete mit übermüt'gem Sinn: —
So sind nun sieben Jahre hingeflossen,
Und Genoveva hält es für Gewinn,
In dieser Wüst' zu bleiben, stets ihr eigen:
Sie wird sich dort mit ihrem Kindlein zeigen. (Geht ab)

Genoveva und Schmerzenreich treten auf.

Genoveva.

Schön warmer Tag. Gelobt sei Jesus Christ!

Schmerzenreich.

Lieb' Mutter, hör', du lehrst mich immer sagen
Im Beten: Vater unser, der du bist
Im Himmel; nun wollt' ich dich gerne fragen,
Ob derselb' Herr denn auch mein Vater ist;
Wenn das, so möcht' ich ihm wohl manches klagen.

Genoveva.

Er ist dein Vater, wohnt in jenen Höhen,
Wo Sonn' und Mond und tausend Sterne stehen.

Schmerzenreich.

Kennt mich denn auch derselbe hohe Mann
Und weiß, daß ich hier tief im Berge bin?

---

[1] Hier und anderwärts für: sind gebraucht.

Genoveva.

Er sieht die Welt mit einem Blicke an,
Streut Licht und Segen über Fluren hin.

Schmerzenreich.

Wenn er so große Dinge machen kann,
Was läßt er denn so tief in Not uns drin?
Er läßt mich steck'n und mag mich wohl nicht leiden.

Genoveva.

Nein, Kind, er liebt die Welt und auch uns beiden.

Dies Leben, diese Welt ist nur ein Thor,
Wodurch wir in sein Himmelreich eingehen,
Da kömmt uns Leid und manches Drangsal vor,
Da beißt der Frost, da müssen Stürme wehen,
Doch dann empfängt uns froh der Engel Chor,
Wann wir im hellen Himmelssaale stehen,
All' liebe Kinder, wie du selber bist,
Sie folgen unserm Herren Jesu Christ.

Schmerzenreich.

Hat denn mein Vater auch der Söhne mehr?

Genoveva.

Gar viele; wir sind zwar nur hier allein,
Doch gibt es viele, viele Leute mehr,
Die alle hinter jenem Walde sein,
Der ganz weitab im Scheine glänzt daher;
Da gibt es Städte, Dörfer, Schlösser fein,
Und viele unter ihnen sind die Frommen,
Die auch dereinst in Gottes Himmel kommen.

Schmerzenreich.

Was gehn wir, Mutter, denn nicht zu den Leuten
Und sitzen hier in unserm Berg und Wald?
Ich glaube, daß sie sich gern mit uns freuten
Und wärmten uns, wenn Winde kommen kalt.

Genoveva.

Wir gehen darum nicht nach jenen Weiten,
Daß wir in Gottes Reiche eingehn bald,
Damit wir hier, der Einsamkeit ergeben,
Dem Vater führen ein gefällig Leben.

Schmerzenreich.

Ich will nun gehn und dir dein Essen bringen,
Die Tierlein kommen schon, mich fortzuführen,
Die Vögelein sind dort mit ihrem Singen,
Die Hasen seh' ich da die Ohren rühren;
Ich weiß, daß sie all' gerne mit mir gingen,
Ich spiele gern mit weichen kleinen Tieren,
Wo Kräuter sind, da setzen sie die Hände,
Daß Schmerzenreich sie desto bälder fände. (Geht ab.)

Siegfrieds Schloß.

Wendelin. Ein **Diener.**

Diener.

Ist das Verhör bald vorüber?

Wendelin.

Der Graf hält mit der Hexe ein gar scharfes Gericht; sie ist überwiesen.

Diener.

Auch ist der Scheiterhaufen schon fertig, um sie darauf zu verbrennen.

Wendelin.

Wie gottlos sind doch viele in der Welt!
Daß man sie muß mit Feu'r und Schwert ausrotten,
Erwürgen, schlachten und zu Asche brennen,
Daß sie der Christenheit nicht Schaden bringen.

Siegfried tritt auf.

Siegfried.

Ich bin ermüdet, und die schlimmen Bilder
Verfolgen mich, wo ich nur geh' und stehe.
Ihr, geht hier fort!

Wendelin.

Ihr seid zu viel allein,
Es zehrt an Eurem Leben, teurer Graf.

Siegfried.

Das soll es, daß ich bald zum Grabe reife.
Geht, lieben Kinder; seid ihr auch zugegen,
Entweichen dennoch die Gedanken nicht.

(Wendelin und Diener ab.)

Stets geht's mir nach und ruft mir: Genoveva!
Wo ich nur bin, steht auch ihr Bildnis da.
Ich kann nicht einsam sein, ich wär's so gern,
Die Luft, die mich umgibt, nennt ihren Namen,
Wenn ich was denken will und mir erwägen,
So kann ich's nicht, im Kopf und innern Herzen
Erblüht sogleich die herrliche Gestalt
Und dehnt sich aus und immer weiter aus
Und zieht vor mir dahin und winkt mich nach.
Ach, könnt' ich sie nur eine Stund' vergessen!
Oft muß ich Dolch und Schwert beiseite legen,
Weil mir der Satan schreckliche Gedanken
In meine Seele gibt, mich zu gewinnen.
Die Diener sehn mich an, als wie ein Kind,
Es wird mir schwer, dem Amte vorzustehn;
Mein Haar ist grau geworden vor der Zeit,
Und mein Gedächtnis schwindet wie dem Greise;
Nur ihrer kann ich denken, meiner Schuld,
Doch was mir sonst geschehn, ist weit entrückt. —
Letzt kam der Bruder her, mich zu besuchen,
Ich konnt' ihn erst nach langer Zeit erkennen,
Da sagt' ich: „Ach, Matthias! bringst du sie,
Die Genoveva mit?“ Er sagte: „Nein,
Die ist ja tot.“ — „Das ist es, daß sie tot ist“,
So sprach ich, „drum sollst du sie eben bringen.“
Oft weiß ich's nicht, wenn ich so irrig rede.

Wendelin kommt.

Siegfried.

Was gibt's? So laßt Ihr mich nicht ungestört?

Wendelin.

Die Hexe, gnäd'ger Herr, will mit Euch sprechen.

Siegfried.

Befohlen hab' ich ja, sie zu verbrennen.

Wendelin.

Sie stand schon in der Zauberhütt', anzünden
Will man nun schnell das Pech, da ruft sie laut,
Wir möchten sie noch einmal zu Euch führen,
Sie hab' Euch wicht'ge Dinge zu eröffnen.

Siegfried.

Es kann ihr nicht verziehen werden, Gottes
Gericht ist gegen sie, sie hat bekannt,
Und die Verfluchte ist des Feuers schuldig;
Sie hat manch armes Christenkind verzaubert,
Das Vieh verdorben, Krankheit ausgebracht,
Mit Lug und Trug die Sinne oft geblendet,
Ich mag das Scheusal nicht vor Augen sehn.

Wendelin.

Die Schergen haben sie herausgenommen,
Gar dringend bittet sie, Euch noch zu sehn.

Siegfried.

So bringt sie her, Verzeihung wird ihr nicht.

(Wendelin ab.)

Den frommen Drago hab' ich lassen richten,
Die heil'ge Genoveva lassen töten,
Und Mißgeburten und der Hölle Auswurf
Könnt' ich verzeihn?

Wendelin und die **Schergen** mit **Winfreda.**

Siegfried.

Was willst du, Scheusal, denn?

Winfreda.

Ein Wort mit Euch, mein edler Graf.
Ich kann nicht sterben, denn noch ein Verbrechen
Liegt schwer auf meiner Seele.

Siegfried.

Sprich, du Hexe.

Winfreda.

Kennt Ihr mich nicht?

Siegfried.

Wie sollt' ich? Niemals pflog ich
Mit Hexen Umgang und mit Zauberern.

Winfreda.

Einmal in Straßburg habt Ihr mich besucht
Mit Golo, wo ich Euch Gesichte zeigte
Von Eurer edlen Gräfin Genoveva.

Siegfried.

Bist du es, Scheußliche, die mir gelogen,
Die mich mit Teufelskünsten hat betrogen?

Winfreda.

Die Sinnen hab' ich damals Euch geblendet
Und die Vernunft Euch künstlich abgewendet,
Damit Ihr möchtet Todesurtel sprechen,
An dem unschuldigen Gemahl zu rächen,
Was sie nie in Gedanken hat begangen;
Zu sehr war Eure Lieb' ihr ganz Verlangen.

Siegfried.

O Hölle! Hölle! Was hat dich getrieben,
Durch Lug und Trug mit Flammen mich zu füllen?

Winfreda.

Der Golo hatte mich durch Gold bestochen
Und wußte keinen Rat, sich selbst zu helfen,
Als, die Gemahlin mußte plötzlich sterben,
Sonst kam die Unschuld, seine Schuld ans Licht;
Erst hat er sie geliebt, doch nie gelang es,
Sie zu bereden, günstig ihm zu sein.
Drauf hat die Liebe sich in Haß verwandelt,
Dazu die Furcht vor Euch, er sah nur Rettung,
Wenn sie nicht mehr auf Erden; drum bewog
Er mich, die falschen Künste Euch zu zeigen,
So starb sie dann und mußt' es wohl verschweigen.

Siegfried.

Genug! nun führt sie fort in ihre Flammen,
Auf meinem Haupt schlägt Feuer auch zusammen.

(Sie gehen mit Winfreda ab.)

O Genoveva, ach, mit diesen Nägeln
Möcht' ich dich aus dem Boden wieder graben.
Wo find' ich dich? Wo mag ich dich erwecken?
O Golo! Höllenschwarzer Bösewicht!
Wie konnt' ich doch dem niedern Bastard trauen?
Ihn strafen muß ich, und dann will ich sterben!

(Geht ab.)

Die Wüste.

Genoveva. Schmerzenreich.

Schmerzenreich.

Was ist dir, Mutter? Ei, wie bist du blaß!

Genoveva.

Ich fühle, daß ich sterben muß, mein Sohn,
Ich gehe von dir, und der Tod ist das,
Der bringt mich nun zu Gottes lichtem Thron.

Schmerzenreich.

Nein, bleiben sollst du, ich dich nimmer lass',
Ich bin dir gut, o, du besinnst dich schon.

Genoveva.

Oft hab' ich dir gesagt, wir müssen sterben,
Hier zeitlich Tod, dort ew'ges Heil erwerben.

Ich fühle nun, daß mich der Tod gerührt
Mit seinem Arme, mit eiskalter Hand,
Er ist Wegweiser, der uns sicher führt
Aus dieser Wüste in das schöne Land,
Wo uns Herr Christ mit seinem Schmucke ziert,
Für Gotteskinder sind wir dort erkannt;
Wie man den Kindern Weihnachtsspiel beschert,
So wird uns dort das Himmelreich gewährt.

Schmerzenreich.

So nimm mich mit zu jenen Blumenhöhen,
Von denen du mir schon so oft erzählt,
Lieb' Mutter, ja, ich kann ja mit dir gehen.

Genoveva.

Allhie zu bleiben, bist du auserwählt.

Schmerzenreich.

Möcht' auch das schöne Land da droben sehen!
Was wird es dir gegeben, mir verhehlt?

Genoveva.

Du mußt, mein Kind, den Gott erst kennen lernen,
Eh' darfst du dich von Erden nicht entfernen.

Schmerzenreich.

Ich kenn' ihn schon, er hängt am Kreuze da,
Schon oft hab' ich ihm meine Not geklagt,

Lebendig ich ihn auch bei Nachte sah,
Doch ist er fort, wenn's hell herniedertagt;
Wenn ich ihn auch nicht seh', ist er mir nah',
Und wohl hab' ich um manches ihn gefragt:
Drum darf ich mich nicht vor dem Gotte schämen,
Und kannst mich drum auch, Mutter, mit dir nehmen.

Genoveva.

Nein, du mußt bleiben, bis er dich verlangt,
Dann läßt er dich von selbsten zu sich bringen.

Schmerzenreich.

Allein zu sein, lieb' Mutter, das mich bangt[1],
Dann freut mich nichts, was meine Vögel singen,
Und fürcht' mich noch, daß mich der Böse fangt,
Dann kann ich nimmer wieder zu dir dringen;
Du hast mich Gott zu lieben ja gelehrt,
Gehst du nun fort, so werd' ich gar verkehrt.

Mir macht das Wild dann nimmer keine Lust,
Kein Eichhorn mich mit Springen dann erfreut,
Und wenn in Angst ich sterben hab' gemußt,
So thut es dir nachher im Himmel leid.
Ich hab' so schöne Frömmigkeit gewußt,
Ave Marie, im Beten recht gescheit,
Doch bist du nun von mir hinweggeflogen,
So werd' ich gottlos und gar ungezogen.

Genoveva.

Mein Kind, du sollst zu Menschen wieder kommen,
Dort hinterm fernsten Walde liegt ein Schloß,
Da hast du, Kind, den Ursprung dein genommen,
Ich war des Grafen Siegfried Ehgenoß;
Dort geh und halte dich alsbald zu Frommen,
So wächst du in der Furcht des Heilands groß,
Du brauchst dich kaum dem Vater dein zu nennen,
Er muß dich an der Ähnlichkeit erkennen.

Und kömmst du dann zu den verständ'gen Jahren,
Wann du des Menschen Thun magst unterscheiden,
So wirst du auch die Ursach' wohl erfahren,
Warum wir beide Einsamkeit und Leiden

[1] Das macht mich bang

Erduldet, doch sollst du dein Herz bewahren
Und dich an keinem Rachgedanken weiden,
Denn der gestanden mir nach Ehr' und Leben:
Ich habe längst dem bösen Mann vergeben.

Leb' wohl, mein Kind, jetzt kommt der finstre Tod,
Ich kann und mag mich seiner nicht erwehren.

Schmerzenreich.

Ach, Mutter mein! Was fang' ich in der Not,
Ich Ärmster, an? Ich kann dich nicht entbehren.

Genoveva.

Schon dämmert mir jenseit'ges Morgenrot.

Schmerzenreich.

Wer soll mich nun von Gott und Christ belehren?

Genoveva.

Schon schlaf' ich ein, es zieht mein Geist von hinnen.

Schmerzenreich.

Wo bin ich denn? Ich kann mich nicht besinnen.

Der **Tod** tritt ein.[1]

Der Tod.

Dein Stündlein ist, o Genoveva, kommen.
Du sollst nunmehr vor Gottes Thron erscheinen.

Genoveva.

Hie bin ich.

Der Tod.

Leicht wirst du der Erd' entnommen,
In Zukunft wirst du keine Thränen weinen.

Genoveva.

So nimm mich fort.

Der Tod.

Dein Leben ist verglommen,
Der Leib muß sich mit finstrer Erde einen.

Genoveva.

In Jesu Namen.

Der Tod.

Sense thut schon blinken,
Dein' Lebensstunden alle untersinken.

[1] Tod und Engel, als leibhaftige Personen auftretend, gehören der mittelalterlichen Bühne an.

Zwei glänzende Engel treten herein.

Die Engel.

Halt an, du mit dem Stundenglas und Hippe!

Der Tod.

Was wollt ihr beide, von dem Herrn gesendet?

Die Engel.

Neu Leben bringen wir von unsrer Lippe,
Die Todesstund' sei von ihr abgewendet.

Der Tod.

Noch längres Leiden auf der Erden Klippe?

Genoveva.

Welch Himmelsglanz mir meine Augen blendet!

Die Engel.

Sie soll noch Glück und Frieden wieder sehen.

Der Tod.

So darf ich diese Blume noch nicht mähen. (Geht ab.)

Die Engel.

Wir heil'gen Engelein
Von Gott gesendet sein
Mit frischem Lebensschein.
Du sollst genesen sein,
Und kömmt dein Stündelein,
Daß du zu uns gehst ein,
Gedenken alle dein,
Daß es sei sanft und fein. (Gehn fort.)

Genoveva.

O Lichtstrom, o du heil'ge reine Quelle,
Die sich mit Balsamkraft um mich ergossen,
Genesen ist das Herz, die Augen helle,
Durch all mein Sein die Himmelskräfte flossen,
Wo Tod erst stand, sind an der öden Stelle
Im Haupt und Herzen Engel aufgesprossen.
Mein Sohn, hast du den Schimmer nicht gesehen,
Sahst du zwei Flügelkinder bei uns stehen?

Schmerzenreich.

Mir war, als sei ich fest in tiefen Träumen,
Und weiße Lichter um mein Auge spielten,

Als säh' ich Wolken, die mit Gold sich säumten,
Und meine Ohren schön' Gesänge fühlten,
Daß Klang und Glanz hell ineinander schäumten,
Im Wasserspiel rot' Blumen in sich hielten[1];
Doch weiß ich nicht, was dieser Traum gewesen,
Schon Glück genug, daß, Mutter, du genesen.

Genoveva.

Der Ew'ge leitet mich auf seinen Wegen,
Und ich empfange, wie er Gaben gibt,
Drum will ich fest den süßen Glauben hegen,
Daß er mich als sein Kind von Herzen liebt;
Vielleicht schickt er mir großes Glück entgegen,
Mag wohl[2], daß er mich noch in Leiden übt:
Gepriesen sei sein Nam' zu allen Zeiten,
Von nun an bis in alle Ewigkeiten!

Waldgebirge. Nacht und Mondschein.

Golo. Benno.

Golo.

Höher, herauf zu mir!

Benno.

Wo klettert Ihr hin? Mir schwindelt. Hol' der Henker dies nächtliche Umherstreifen.

Golo.

Jetzt bin ich oben, auf dem letzten Gipfel.

Benno.

Ich kann Euch nicht nach, mir wirbelt's in all meinen Sinnen. Ich fürchte, unten in den Strom zu fallen.

Golo.

Halt' dich an dem vorragenden Gestein.

Benno.

Mir zittern Händ' und Füße: die Steine glitschen unter mir ab, das Moos ist glatt.

---

[1] Der klingende Glanz wird einem Wasserfall oder Springbrunnen verglichen, durch den Blumen hindurchschimmern.
[2] Kann wohl sein.

Golo.

Klimm herauf, feiger Knecht! So, da bist du nun.

Benno.

Was habt Ihr nun davon, hier oben zu sitzen?

Golo.

Hör', wie der Waldstrom unten braust und schäumt,
Wie golden sich des Waldes Wipfel säumt,
Wie die Strahlen hinunterklimmen,
Im Schein die Fichten flimmen[1].
Wie das Gebirg, in seinen Klippen gespaltet,
Gar wunderbar im Mondschein sich gestaltet,
Wie *die* Wälder sich rauschend neigen,
Da *unten* die engen Thäler schweigen,
Aus Felsenritzen Nebelwolken steigen,
Wie die Sterne über uns stehn,
Schwimmende Wolken darunter gehn;
Wie die Nacht mit ernstem Angesicht
Hoch in den Himmel stehet aufgericht:
Hier bin ich sicher und froh in meinem Mut,
Kein Gedanke mich hier erreichen thut.

Benno.

Laßt uns zurück nach Hause; nimmermehr
Geht's gut, Ihr werdet so einmal verrückt.

Golo.

O Thor! Mich kann nun keine Furcht bezwingen;
Sieh, wie die Geister aus Bergen zu uns dringen,
Wie Himmel und Erd' in ihrer Gewalt uns hegen,
Die Sternenkreis' um uns Gewinde legen,
Allseitig in Ketten der hohen Natur geschlagen,
Welche Kraft will sich durch all' die Netze wagen?
Sieh, der Bär im Walde sich nicht regt,
Sich keine Kreatur bewegt,
Kein Baum im Wachsen kann gedeihn,
Sich türmen mag kein Felsgestein,
Wirkt nicht in ihm der Weltengeist,
Der seine Bahn, sein Ziel ihm weist.

---

[1] Klimmern.

Benno.

Von diesen Dingen kann ich nichts begreifen,
Es macht uns toll, so durch die Wildnis schweifen,
Wir sind bereits unsinnig ganz und gar,
Uns umzutreiben so mit Lebensgefahr.

Golo.

Meinst du, daß uns die Sterne dort nicht kennten,
Nichts von uns wüßten die Erze in der Erden?
Wenn uns die Geister aus Pflanz' und Luft und Wasser nicht gönnten
Ihr Leben, müßten wir bald verderbet werden.
So ist's ein einz'ger Gang,
Der regiert das Leben der mächt'gen Welt,
Nicht der leiseste Klang,
Der nicht hinab zum tiefen Abgrund fällt.

Benno.

Mir graut, in dieser Einsamkeit allein
Mit Euch, wenn Ihr so irre sprecht, zu sein.

Golo.

Und Genoveva schläft doch sicher im Grund?
Daß sie nicht erscheint bei nächtlicher Stund'?

Benno.

Für diese Furcht seid ohne alle Sorgen,
Sie ist im tiefen Felsenthal verborgen.

Golo.

Und keinen Gruß an mich hat sie gegeben,
Eh' sie verblutete ihr armes Leben?

Benno.

Wie sollte sie dem Mörder Grüße sagen?
Wie könnt Ihr doch so wunderlich nur fragen.

Golo.

Wie sah sie aus, als sie zum Tode ging,
So blühend noch, ein Wunder anzuschauen?

Benno.

Der Kummer hatte sie gar sehr geältert[1],
Die Wochennot[2], das Darben an der Nahrung;

---

[1] Gealtert, alt werden lassen.
[2] Not des Kindbettes.

Hätt' ich es nicht gewußt, ich hätte sie
Im Leben nicht erkannt, so war sie anders.
Sie schien wie eine alte kranke Frau,
Gar blaß und abgefallen, tiefe Augen,
Doch waren noch die Augen schön und lebhaft.

Golo.

Ja, ihre Augen! Hinter ihnen lag Himmelreich,
Das schimmerte herfür gar wonniglich.
Sie stehn in meiner Brust statt meines Herzens
Und weinen immerwährend rotes Blut:
Drum kann ich nicht mehr fühlen wie ein Mensch.

Benno.

Jetzt laßt uns dem Gespräch ein Ende machen.

Golo.

Wie konntest du sie, Bösewicht, ermorden?
Wie durftest Hand an ihre Augen legen?
Dich schreckte nicht der helle Blick zurück?
Dich jammert' nicht das arm', unschuld'ge Weib?

Benno.

Hatt' ich von Euch nicht zu der That Befehl?

Golo.

Auf mich willst du die Schuld nun wälzen, Schurke?

Benno.

Was wollt Ihr mir, daß Ihr mich so ergreift?

Golo.

Hinab dich stürzen in den tiefen Abgrund.

Benno.

So sag' ich's doch, es macht die Nacht Euch toll.
Nun laßt mich los, ich werfe Euch hinab.

Golo.

Jetzt gilt's, wer von uns beiden stärker ist.

Benno.

Er hat nicht Menschen-, nein, des Satans Kräfte.
Besinnt Euch, Golo, denkt doch, was Ihr thut.

Golo.

Du sollst hinunter, eh' will ich nicht ruhn.

Benno.

Barmherzigkeit! Ich wanke — laßt Euch sagen —

Golo.

Da, fall!

Benno.

Sie ist nicht umgebracht!

Golo.

Hinab!

(Benno stürzt hinab.)

Nun hab' ich Ruhe vor dem wüsten Mörder,
Der auch nach meinem Leben stand, der immer
Die schwere Missethat mir wiederholte.
Mich dünkt, ich hört' ihn noch nach Hilfe schrein,
Des Stromes Strudel hat ihn wild verschlungen.

Ein **Pilgrim** tritt auf.

Pilgrim.

Scholl hier die Stimme, die um Hilfe schrie?

Golo.

Ich weiß von nichts, ich habe nichts gehört.

Pilgrim.

So grüß' Euch Gott in Jesu Christi Namen.

Golo.

Ich kenn' Euch nicht, was wollt Ihr hier bei mir?

Pilgrim.

Ich bin ein armer Pilgrim, auf dem Wege
Nach heil'gen Wallfahrtsörtern, Wunderbildern,
Um meine schweren Sünden abzubüßen.
Ihr seid der Golo, haust in dieser Gegend?

Golo.

Wie kennt Ihr mich? Ich hab' Euch nie gesehn.

Pilgrim.

Ihr denkt darauf, auf Siegfrieds Schloß zu gehn.

Golo.

Solang ich klug bin, werd' ich mich wohl hüten;
Zwar schickt er mir zuweilen Botschaft, doch
Ich weiß, daß er mich haßt, mir schaden möchte,
Drum geh' ich aus dem Wege seinem Schlosse
Und halte mich in meiner Feste auf.

Pilgrim.

Ach, warum zogt Ihr nicht vor sieben Jahren
In jenen heil'gen Krieg mit Siegfried aus?
Da stünd' es jetzt um Euren Zustand anders.

Golo.

Ich bin zufrieden, mehr braucht nicht der Mensch.

Pilgrim.

O, wohl dem Mann, der dieses schöne Wort
Vermag von sich zu sagen: ich kann's nicht.
Mich reut die Jugend mein, so manche Stunde,
Gar manche Sünde, die verborgen blieb!
Wie seid Ihr glücklich, daß Ihr so bestellt.

Golo.

Die Sterne sind's, die unser Schicksal machen
Und unsre Tugend, unsre Laster; drum
Ist Sorge, Gram und Reue Thorheit nur.

Pilgrim.

Wenn's Euch gefällt, mit durch den Wald zu gehn,
So mögen wir darüber uns besprechen. (Sie gehn.)

Schloß.

Siegfried. Wendelin.

Siegfried.

Reit schnell mit diesen Briefen, lebend muß
Ich ihn in meine Macht bekommen, dann
Ist mein Gemüt beruhigt und gesänftigt.

Wendelin.

Er traut Euch nicht, drum kommt er nimmermehr.

Siegfried.

Ich habe die Verwandtschaft schon entboten,
Mein Bruder auch, Matthias, kommt hierher,
Samt meinem Vetter Kunz und andern Rittern;
Ein großes Jagen soll gehalten werden,
Wir wollen weit hinein besuchen das
Revier, die öde Gegend und die Wälder,
Wo in dem dicksten Forst das schönste Wild;
Dazu muß ich den Golo zu mir locken,

Daß insgesamt wir richten über ihn.
Drum reite schnell, richt' deinen Auftrag aus.

Wendelin.

Er kennt sich selbst und Euch, drum kommt er nicht.

(Sie gehn.)

Golos Haus.

Golo.

Ich kann den Pilgrim, den ich neulich sah,
Nicht aus dem Kopfe bringen. Seltsamlich!
Er wußte so genau, wie alles sich
Begeben hatte, kannte ganz mein Leben,
Ja, bis auf die Gedanken wußt' er alles. —
Es ist mir unerträglich einsam hier;
Der Benno war kein unebner Gesell.
Ich zieh' am End' in Krieg zu dem Martell
Nach Friesenland. — Wie still ist's hier im Hause!
Kein Diener will mehr mit mir sein, sie haben
Die Dienste aufgesagt, sind fortgezogen.
Von unten auf hör' ich die Glocke nur
Des Einsiedlers, zu Nacht des Wildes Schrei'n —
Ich muß hier fort, Gespenster jagen mich,
Die Menschen fürchten mich, so wie ich sie.

Wendelin kömmt.

Golo.

Bist du schon wieder da? Du weißt die Wege
Jetzt gut zu finden. Hast du wieder Briefe?

Wendelin.

Der edle Graf läßt Euch von Herzen grüßen
Und bitten, doch sein Schloß nicht zu verschmähn.
Er ist so ganz allein, da wird er traurig
Und denkt dann immer der verfloss'nen Zeit,
Wie er mit Euch die frohen Tage lebte.
Jetzt hat er lustige Gesellschaft auf
Das nächste Fest zu 'ner großen Jagd geladen
Und bittet Euch, Ihr mögt zugegen sein
Und, wenn der Jägerschwarm sich hat entfernt,
Ihm in der Einsamkeit Gesellschaft leisten.

Golo.

Er schreibt mir hier im Brief das Nämliche,
Und ist dazu gar freundlich und verbindlich.
Ich kann ihm fast die Freude nicht versagen.
Mir ist es auch zu leer, zu einsam hier,
Und gerne nehm' ich die Versöhnung an;
Mir ist es lieb, daß sein Verdacht entwichen.
Geh' nur voran, ich folge dir sogleich,
Wir reiten miteinander dann zurück.

(Wendelin ab.)

Ja, ich will hin, lang' ängstigt mich ein Heimweh
Nach Siegfrieds Garten, nach den schönen Lauben,
Nach all' den Blumen, die ich ehmals kannte.
Dann will ich auch das Felsenthal besuchen,
Wo sie begraben, da ein Haus mir bau'n,
Dort will ich wohnen und auch dorten sterben.

(Geht ab.)

Feld.

Heinrich mit einem Knaben.

Heinrich.

Nun, Hans, sieh auf die Schafe, ich geh' nur einen Augenblick ins Haus zur Mutter. Aber wer kommt denn da?

Golo tritt auf.

Golo.

Sieh da, mein lieber Heinrich. Wie geht's dir?

Heinrich.

Ich kenn' Euch nicht, gnädiger Herr.

Golo.

Erinnerst du dich deines Freundes Golo nicht mehr?

Heinrich.

Heil'ger Gott! seid Ihr's? Nein, nimmermehr hätt' ich Euch so wiedererkannt; Ihr habt geältert, daß es zum Erbarmen ist, Ihr seht blaß und krank aus. Willkommen in unsrer Gegend! Besucht Ihr uns einmal wieder?

Golo.

Ich gehe zum Grafen Siegfried.

Heinrich.

Der arme Herr ist auch recht betrübt, Ihr thut ein christlich Werk, daß Ihr ihm die Zeit ein bißchen vertreiben helft.

Golo.

Wer ist der Knabe?

Heinrich.

Mein Sohn Hans, gnädiger Herr, mein ältester Junge von dreien, der jüngste liegt noch an der Brust.

Golo.

Und Else ist gesund?

Heinrich.

Wir sind, gottlob! alle wohl und frisch.

Golo.

Singst du noch fleißig?

Heinrich.

So so, es geht noch mit. Der alte Dietrich ist aber tot, alles ist ausgestorben.

Golo.

Ja, alles ist ausgestorben, du hast recht.

Heinrich.

Hans, geh daher, gib dem Herrn eine Hand. — Nun, sieh da, granst[1] der große Junge. Komm, du bist doch sonst nicht so läpp'sch.

Knabe.

Fürchte mich, Vater.

Golo.

Laß ihn nur.

Heinrich.

Ich versichere Euch, der Junge ist ein rechter Trotzkopf und wilder Springinsfeld, ich und die Mutter, wir können ihn oft beide nicht bändigen. Und im Vertrauen gesagt, so fängt er ordentlich schon an, sein Liedchen zu singen, daß es nur so sein muß.

Golo.

Art läßt nicht von Art. Führe mich doch in dein Haus, daß ich deine Frau und Kinder sehe und deine Wirtschaft betrachte.

Heinrich.

Kommt, mein lieber gnädiger Herr, Ihr seid doch immer noch der alte. (Geht ab.)

---

[1] Grinst, heult.

Vor Siegfrieds Schloß.

Siegfried. Matthias. Kunz Jäger.

Matthias.

Nun, Freunde, zeigt einmal, was ihr vermögt,
Noch nie hab' ich in dem Revier gejagt;
Doch ist's nicht meine Sache, hin und her
Zu reiten in 'nem kleinen, engen Zirk[1],
Das muß wie Gott's Gewitter durch die Wälder
Thalnieder, berghinauf mit Schnaufen gehn,
Daß uns zu Pferd der Kopf im Jagen taumelt.
Dann find't man aus der Weite sich zusammen
Beim Hörnerschall und wieder auseinander,
So unermüdet, bis es Abend wird.

Siegfried.

Ich bin zu schwach, so weit umherzureiten.

Matthias.

Ei was, zu schwach! Mußt du von schwach schon reden?
Im Walde geht das Herz dem Menschen auf,
Da ist es, wo er hingehört. Hat man
Nicht Krieg, so muß man Jagd gar fleißig treiben.
Heut' mußt du schon mitmachen, diesen Tag
Bin ich der Meister hier, hab' zu befehlen.

Siegfried.

Nu, wie du willst, woll'n sehn, wer gut sich hält.

Matthias.

Nun blast, und sporenstreichs zum Werke dann!

(Die Jäger blasen, sie gehn.)

Golo. Wendelin.

Wendelin.

Die Jagd hat sich dort allbereits versammelt,
Da rennen sie schon in den Wald hinein.

Golo.

So laßt uns gleich aufsitzen, ihnen folgen. (Gehn.)

---

[1] Aus dem lateinischen circulus, Kreis

Wald.

Siegfried. Matthias.

Matthias.

So ist es recht, heut' bist du brav und wacker.

Siegfried.

Hier wollen wir uns trennen, geh du dort,
Ich will den Fußpfad ins Gebirge nehmen.

Matthias.

So sei's, wir finden uns wohl bald zusammen. (Ab.)

Siegfried.

Da kommt der Hirsch, den ich schon lang' gejagt.

(Ein Hirsch eilt durch den Wald.)

Siegfried.

Ich muß ihm nach, der ist gar schön und feist.

Golo tritt auf.

Golo.

Ich zittre vor dem Lärmen und Geschrei,
Mir ist, ich sei das Wild, das wird gejagt;
Ich weiß nicht, wo ich bleibe, Busch und Wald
Sieht mich mit finstern, grimmen Augen an. (Ab.)

Die Wüste.

Genoveva.

Ich höre Hörner und ein wildes Schrei'n,
Was nie in diesen Felsen noch gehallt:
Ist's Krieg, ist's Jagd, was soll es doch wohl sein?
Es kömmt herauf da unten aus dem Wald.
O, käme nur mein Schmerzenreich herein!
O, Gottes Schutz, du über ihm doch walt'!
Daß nicht mein armes Kind verloren gehe,
Das wäre mir das letzt' und größte Wehe.

(Geht in die Höhle. Die Hirschkuh kömmt gelaufen und eilt in die Höhle.)

Siegfried tritt schnell herein.

Siegfried.

Das Wild floh in die Höhle. — Jesu Christ!
Was seh' ich da? Im Berg dort ein Gespenst; —

All' guten Geister loben Gott den Herrn —
Es wankt nicht und sitzt unbeweglich da —
Bist du ein gut Geschöpf, so komm heraus!

Genoveva (drinnen).

Ave Maria, heilige Mutter Gottes!

Siegfried.

Bist du von Gott, so zeige dich am Licht.

Genoveva.

Ich bin von Gott, doch darf ich mich nicht zeigen,
Ich bin ein arm, nackt, schwach und elend Weib,
Wenn ich soll zu Euch kommen, werft mir erst
Den Mantel zu, muß mich sonst vor Euch schämen.

Siegfried.

Da ist der Mantel. — Komm heraus und sprich!

Genoveva tritt auf, im Mantel eingehüllt. Die Hirschkuh folgt ihr.

Siegfried.

Nun, beim allmächt'gen Gott, ich bin erschrocken:
In aller Welt, wer bist du, also krank
Und nackt in dieser wüsten Höhle, einsam,
Wo nie ein Menschenfuß die Steine tritt?
Und was ist's doch, daß dir dies Wild gehorcht
Und, wo du bist, auch neben dich sich stellt?

Genoveva.

Ach, lieber Herr, Ihr wollet mir verzeih'n —
Auch ich erschrak vor Eurem Anblick sehr;
Nie kam ein Mensch in diese Wüstenei,
Nun fügt es Gott und schickt mir eben Euch.

Siegfried.

Wer bist du denn? Und wie ist denn dein Name?
Hast du von je in dieser Wüst' gewohnt,
Wie, oder bist du sonst ein Mensch gewesen
Wie andre auch, und kanntest bessre Zeiten?
Vor Mitleid, daß ich dich so vor mir sehe,
Kann ich mich kaum der Thränen mehr enthalten.

Genoveva.

Ach, freilich kannt' ich bessre Zeiten einst,
Aus Brabant bin ich[1], floh in diese Wüste,

[1] Nach dem „Volksbuch" ist Genoveva die Tochter eines Herzogs von Brabant

Weil man mich unverschuldet töten wollte
Und mit mir auch mein armes, schönes Kind.

Siegfried.

Wie kam dir das? Wie lang' ist das nun her?

Genoveva.

Ich war mit einem werten Herrn vermählt,
Der warf auf mich Unschuldige Verdacht,
Als hätt' ich ihm die Ehetreu' gebrochen;
Im Zorn befahl er seinem ersten Diener,
Zu töten mich und auch sein liebes Kind,
Das ich von ihm empfangen. Aus Erbarmen
Erhielt ich von den Mördern noch mein Leben,
Versprach, in eine Wüstenei zu gehn
Und meinem Herrn vor Augen nie zu kommen,
Zu dienen Gott: — dies sind nun sieben Jahr.

Siegfried.

Es ist nicht möglich! — Wie ich Euch betrachte —
Ihr seid mir fremd, ich hab' Euch nie gesehn —
Es kann nicht sein — nun sagt mir Euren Namen
Und auch den Namen Eures Eheherrn.

Genoveva.

Mein Eheherr — ach Gott, er heißt Herr Siegfried,
Ich Unglücksel'ge heiße Genoveva.

(Siegfried stürzt sinnlos nieder.)

Ist er gestorben an dem harten Wort?
O Siegfried! teures Herz! ermanne dich.

Siegfried (niederknieend)

O Genoveva! Genoveva! Ihr?
Ach, höchster Gott! O, habt Ihr mir verziehn? —
Nein, nein, laßt mich auf meinen Knieen sitzen,
Nicht aufstehn, nicht mich trösten! — So Euch sehn?
Die nackten heil'gen Füße will ich küssen —
So gar vermagert? — Ach, du liebster Gott!
Wie kann mich Bösewicht die Erde tragen?
Wie könnt Ihr mir verzeihn? Nein, nimmermehr!
Ich bin die Schuld von Eurem großen Elend,
Ich bin es, der die herrliche Gestalt
Also entstellt, in große Not gebracht.
Ihr hier? — O, ich kann kaum den Sinnen trauen!

Wie will ich Euch versöhnen? Stünd' ich auch
Zehn ganzer Jahr in lichten Schwefelflammen,
Litt' ich auch Durst und Hunger, Frost und Blöße,
Ja, wohnt' ich unter Schlangen und Skorpionen,
So könnt' ich nimmer das vergelten, was Ihr mir
Gelitten habt. Ja, fließt nur, heiße Thränen,
Zu ihren Füßen fließt. O Genoveva!
Darf ich noch Euren teuren Namen nennen?
Ist's mir vergönnt, die Augen aufzuschlagen?
Stoßt Ihr mich nicht mit diesen Füßen fort?
Speit Ihr nicht an den Mörder, den Verruchten?
O, um der Wunden Jesu Christi willen,
Um die fünf Wunden, die er hat erlitten,
Um seiner Leiden willen, ach, vergebt!
Nicht eh erheb' ich mich, ich kann nicht aufstehn,
Bis Ihr mir habt verziehn, und sollt' ich ewig
Hier liegen, sollte hier mein Körper wurzeln;
Erbarmt Euch doch des alten Bösewichts!
Auch sterben darf ich nicht, vor Gott nicht treten,
Wenn ich nicht sagen kann: sie hat verziehn.

Genoveva.

Ich mische meine Thränen mit den Euren —
Nicht so betrübt Euch — ach! ich kann vor Schluchzen
Nicht sprechen — nicht betrübt Euch, teurer Siegfried,
Nein, nicht betrübt Euch also sehr, mein Herz —
Mein armes Herz muß brechen, wenn ich Euch
So weinen seh' und von dem greisen Bart
Die Zähren rinnen — sammelt Euch, steht auf.
Es war nicht Eure Schuld, der Himmel fügt' es,
Daß ich in diese Wüste kam, zum Heil
Der Seele — gern verzeih' ich Euch, und längst
Hab' ich Euch schon verziehn — Gott woll' uns beiden
Vergeben unsre Schuld, zukommen lassen
Sein Reich und seine Gnade, drum erhebt Euch.

Siegfried.

Ich fasse sie, die teure, teure Hand,
Und stehe auf und schau' das Antlitz an.
Ach nein, solang' ich lebe, kommt kein Trost
In meine arme Brust. Sind dies die Mienen,

Die sonst den Engelsbildern himmlisch glichen?
Wo sind die Rosen auf den Wangen? Wo
Die schönen Lippen? Was habt Ihr gelitten!
Ich mag nicht Du zu dir, o Heil'ge, sprechen,
Vergönnst du's mir, das vor'ge Wort? die Liebe?
Willst du mich nicht verwerfen? — Und das Kind,
Das arme Kind — wo ist es denn geblieben?
Hat Gott es auch so wunderbar erhalten?

Genoveva.

Ja, durch ein Wunder hat es Gott erhalten,
Denn anfangs in der Wüsten wollt' es sterben,
Und mir entging aus Mangel alle Milch:
Wie es im Jammer war, im Ängstigen,
Da schickt' ihm diese Amme Gott der Herr,
Die fromme Hirschin hat es groß gesäugt.

Schmerzenreich kommt mit Wurzeln und Kräutern.

Schmerzenreich.

Bring' Essen dir, mein liebes Mutterlein.
— Ach, Mutter, sieh — was soll das Bild doch sein?
Ich fürchte mich, wie es so bei dir steht.

Genoveva.

Nicht fürchten mußt du dich; nein, komm herzu,
Komm her, es thut der Mann dir nichts zuleide.

Siegfried.

Mein Geist sagt mir, daß dieser unser Sohn.

Genoveva.

Dies ist das arme Kind, daß Gott erbarm'!

Siegfried.

So nackt? in dieser Haut? o überleb'
Ich diesen Tag, so biet' ich allem Trutz! —
Ach, Kind — komm zu mir, fürcht' dich nicht vor mir,
Willst du den Vater fliehn? Ach wohl, du hast
Wohl Ursach', ihn zu fürchten, nicht zu lieben —
Allein die Mutter hat mir schon vergeben,
Vergib auch du mir, komm in meine Arme,
Komm her, mein Sohn, daß ich dich küssen mag.

Genoveva.

Sieh, Schmerzenreich, das ist dein teurer Vater,
So geh nun hin und gib ihm fromm die Hand.

Siegfried.

In meine Arme komm! an meinen Mund!
An meine durst'ge Brust! Ach, Herzenskind!
Ach, du mein lieb herzgüldnes Herzenskind!
O, schau' mich an; wie hast du klare Äuglein,
Die sind ein Bronn, da schau' ich vor'ge Zeiten,
Die vor'ge Genoveva, meine Hochzeit,
All' Lust und Freude, Himmel ist darin,
Wie sollt' ich sie nicht teuer köstlich achten?
Ach, du mein Kleinod! Kind und Genoveva,
Zugleich gefunden? Ach, du Gott im Himmel,
Wie hast du mir mein Herz so leicht gemacht,
Wie schwer zugleich — soll ich mich freun, soll ich
Laut schluchzen, weinen und den Felsen klagen?
Wir sind hier so allein, ich muß die Menschen
Herrufen, daß sie sich mit mir erfreu'n,
Daß diese Berge Freude widerschallen.

(Er bläst in das Jägerhorn.)

Wendelin mit andern **Dienern** und **Jägern**.

Wendelin.

Herr Graf — wer ist das Kind? und die Gestalt?

Siegfried.

Seht sie nur an, betrachtet sie genau.
Kennt Ihr sie nicht?

Diener.

Sie ist uns unbekannt.

Siegfried.

Ihr Thoren, schaut, sie ist die Genoveva!

Alle.

Wie? Genoveva? — O, gelobt sei Gott!

Wendelin.

Ich küsse Eure Füße, teure Frau,
Ich möchte sprechen, kann vor Weinen nicht.

Diener.

Seid uns gegrüßt nach sieben langen Jahren.

Wendelin.

O, sieben schwere Jahre, ach, wie schwer
Sind Euch die Zeiten hier im Wald geworden!

Siegfried.

Ja, sieben schwere, trauervolle Jahre,
So wie ein ängstigender Traum, so schwer.
Wo ist mein Bruder mit den andern Rittern?

Diener.

Sie jagen im jenseitigen Walde noch.

Siegfried.

Wo ist der Golo?

Diener.

Um die Felsenecke
Sitzt er tief denkend, kümmert sich um nichts.

Siegfried.

Bringt ihn hierher.

Genoveva.

Den Golo soll ich sehn?

Siegfried.

Sagt ihm, ich hätt' ein seltsam Wild gefangen.

(Diener ab.)

Wendelin.

Ich will indes vom Schloß 'ne Sänfte holen,
Die gnäd'ge Frau bequem drin fortzutragen,
Samt Frauenkleidern, um sich drin zu zeigen,
Auch für den kleinen Junker will ich sorgen. (Geht ab.)

Siegfried.

Ich danke dir, ich denk' im Taumel an nichts.

Golo wird hereingebracht.

Genoveva.

Ach, güt'ger Gott! Ist dieser da der Golo?
Wie sieht er wild und tief bekümmert aus!

Siegfried.

Heran tritt, Golo! Kennst du dieses Weib?

Golo.

Herr Jesu Christ! so hat's mir stets geträumt.

Siegfried.

So schau' sie an.

Golo.

Ich kenn' sie wahrlich nicht.

Siegfried.

Gottloser Schalk, du kennst sie also nicht,
Die Genoveva nicht, die du verfolgt?

Die fälschlich du verklagt, die du zum Tod
Verdammt? O Mörder! Ärger Henkersknecht!
Um dessentwillen sie ins Elend wandern
Gemußt, um dessentwillen mein Kindelein
Die härtste Not erduldet, ich die Trübsal!
O, wenn man auch auf Martern wollte sinnen,
Nie wärst du, Bösewicht, genug zu strafen!

Golo (zur Erde stürzend).

Barmherzigkeit!

Siegfried.

— Ihr führet und bindet
Mit Stricken ihn — wir halten dann Gericht.

(Golo fortgeführt.)

Komm her, mein Kind, daß ich dich wieder küsse.
Willst gerne bei mir sein?

Schmerzenreich.

Wenn Mutter mitgeht.

Siegfried.

Ja, Genoveva folgt uns nach dem Schlosse,
Da wird für mich der Himmel künftig sein.

Genoveva (vor dem Kruzifix).

O güt'ger Gott, er hält ihn in den Armen,
Ich seh', was ich im Traum so oft gesehn,
Die ganze Welt ist Freude, Licht, Erbarmen,
Ich dank' dir, Christ, daß es also geschehn;
Du schaust mit Huld hernieder zu der armen,
Sündhaften Magd, gelöst sind ihre Wehn[1],
O, nimm zum Dank die heißen, reinen Thränen,
Ja, du verstehst, du fühlst mein innig Sehnen.

Siegfried.

Sie kniet am Kreuz; welch brünstiglich Umfassen!

Genoveva.

Mit diesen Küssen sag' ich lebewohl.

Schmerzenreich.

Sie wird ungern das schöne Kreuz verlassen.

Genoveva.

Mit diesen Thränen sag' ich lebewohl.

---

[1] Die Schmerzen, die sie bei der Geburt ihres Sohnes erlitten, sind belohnt

Schmerzenreich.

Ja, hier war alles Lieb' und nirgend Hassen.

Genoveva.

Mit meinem Herzen sag' ich lebewohl.

Schmerzenreich.

Auch mir thut's leid, aus unserm Haus zu gehen.

Genoveva.

Nun lebe wohl, mein Sinn bleibt immer stehen[1].
Jetzt gehn wir fort aus unsrer Wüstenei,
Du führest mich und auch das liebe Kind.

Siegfried.

Was ist das für ein seltsamlich Geschrei?

Schmerzenreich.

Das groß' und kleine bunte Vöglein sind,
Die flattern alle neugierig herbei.
Wo ist mein Reh?

Genoveva.

Das folgt uns auch geschwind.

Schmerzenreich.

Ja, immer soll die Hirschin bei uns sein,
Die Vögel bleiben hier im Sonnenschein. (Alle ab.)

Vor dem Schloß.

Versammelte **Dienerschaft**, unter ihnen **Else**. **Kinder**.

Diener.

Und habt Ihr die Mär' vernommen?

Andre.

Wer wollte nicht? Wer wollte denn nicht? Unsre gnäd'ge Frau mit dem Junker ist wiedergefunden.

Else.

O, daß mein Heinrich nicht hier ist! Er ist mit den Schafen auf der Weide.

Alle.

Da kommen sie, da kommen sie!

---

[1] Mein Herz bleibt immer hier (bei dem Kruzifix).

Siegfried mit **Genoveva** und mit **Schmerzenreich**, beide bekleidet, **Wendelin** trägt ihn auf dem Arme, andre **Diener**, **Matthias**, **Kunz** und **Ritter** folgen.

Alle.

Es lebe unsre gnädige Frau! hoch! und abermals hoch!

(Alle drängen sich um sie)

Die Kinder (zu Schmerzenreich hinauflangend).

Ach, lieb Kindelein! lieb Kindelein!

Schmerzenreich.

Setze mich hinunter. O, wie schöne Leute! Wie liebe Kinder!

Genoveva.

Ich dank' euch allen, doch ich kann nicht sprechen,
Nur meine Thränen können für mich reden.

Siegfried.

Kommt alle mit hinein zu meinem Schlosse,
Denn heut' an diesem Tage sei ein Fest,
Die Glocken läuten, Priester singen Messe,
Und bis zum Knecht hinab sei alles glücklich,
Sei alles heut' als Bruder mir gegrüßt.

Alle.

O Freude! Freude! übergroße Freude! (Alle ab.)

Saal.

Genoveva in einem Sessel. **Siegfried**. **Matthias**. **Kunz**. **Ritter**.

Matthias.

Jetzt laßt den Bösewicht herein, wir alle
Woll'n dann das Urteil sprechen über ihn.

Golo hereingebracht.

Siegfried.

Dies ist er! Schaut ihn an! O, seht die Tücke,
Wie sie sich in den stieren Augen malt!
Seht das verruchte, mißgestalte Antlitz!
Dies ist der Bösewicht, der so viel Elend
Erregt, daß keine Menschenzunge ganz
Es sprechen und erzählen kann; der erst
Das keuscheste Gemahl verführen wollte,
Der sie nachher, als ihm dies nicht gelang,

Ohn' Wissen und ohn' Willen meiner warf
Wie eine Ehebrech'rin in den Turm.
Da hat er sie gespeist mit Brot und Wasser,
Hat der hartherz'ge Hund ihr jeden Beistand
Versagt in ihren Kindesnöten: noch
Muß ich's beweinen, wenn ich daran denke;
Die kleinste Hülfe hat er nicht gereicht,
Nicht so viel Mitleid, als man gegen Hunde
Zu haben pflegt; drauf ist durch seine Schuld
Das arme Kindlein nicht getauft, durch Zaubrer
Hat er der Sünd' sie böslich lassen zeihen,
Den frommen Drago dann mit Gift gemordet,
Befohlen, umzubringen Kind und Liebste,
Worauf sie in ein siebenjährig Elend
Gewandert, ich, erwünschter Beiwohnung
Beraubt, dem Hause meiner Väter Erben
Entzogen[1] und geschändet die Verwandtschaft.
Urteilt, welch eine Strafe ihm gebührt!

Alle.

Tod.

Matthias.

Rache und die grausenvollste Marter.
Ich war damals in England in der Fremde,
Sonst hätt' ich nie die That geschehen lassen.

Golo (wirft sich vor Genoveva nieder).

Ich weiß es, Ihr, ja, Ihr erbarmt Euch meiner;
O, schafft mir Gnade vor den wilden Freunden!
Ich glaubt' Euch tot und wäre gern gestorben,
Ich weiß, Ihr lebt, nun wünsch' ich auch zu leben
Und, wie ich kann, die Sünde zu bereuen.

Genoveva.

Erbarmt euch seiner, wie ich mich erbarme,
Vergebt ihm also, wie ich ihm vergebe,
Gott ist sein Richter. Seht, er hat indes
In sieben langen Jahren schon gelitten.
Seht, wie ihm ist die Jugendkraft entwichen,
Er ist schon längst bestraft, drum seid barmherzig.

[1] Ergänze: habe.

Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben:
So betet ihr; jetzt zeigt, daß ihr nicht spottet.

Siegfried.

Gern will ich thun, was du nur fodern magst,
Und ungern dieses Freudenfest verdunkeln,
Also verzeih' ich ihm von meiner Seite.
Doch fällt das Urteil der Verwandtschaft heim.

Alle.

Tod.

Matthias.

Rache, Tod! Sonst heißt es in der Welt,
Wir haben ihn wohl nimmer strafen dürfen,
Weil er von aller Schuld befreit gewesen.

Siegfried.

Du siehst, daß nichts den strengen Sinn erweicht.

Matthias.

Wenn du dich deines Rechts, der Pfalz[1], begibst
Und mich das Urtel fällen heißest, so
Mag ich auf deiner edlen Gattin Bitten
Ihn aller Marter wohl entledigen;
Doch sterben muß er, und zwar zur Vergeltung
In jenem Thal, wo er sie morden hieß.
Ihr Schergen, führt ihn, ich und Kunz, wir folgen
Und stechen ihn mit Spießen dorten tot.

(Golo fortgeführt.)

Auf, Vetter Kunz, und ein'ge andre Ritter,
Wenn dies vollbracht, so ist die Freude rein. (Geht.)

Felsenthal.

Heinrich.

Ist hier auch nur wenig Gras für das arme Vieh. Die Winde gehn kalt, die Blätter fallen ab, es wird ein früher Winter. (Singt:)

Wie fern liegt dies Thal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumal —

[1] Palast, Amtswohnung, dann das Amt selbst.

Wen führen sie denn da gebunden herbei? — Großer Gott! es ist der Golo! (Entflieht.)

Golo geführt. **Matthias. Kunz.** Zwei andere **Ritter.**

Matthias.

Hier ist die Stätte, wie man mir gesagt,
Nun halt dich fertig, schnöder Bösewicht.

Kunz.

Den ganzen Weg hieher hat er gebrüllt,
Wie ist er nun so plötzlich still geworden?

Matthias.

Hast du noch was zu sagen, eh' du stirbst?

Golo.

Euch nichts; doch laßt mich vorher beten.

Matthias.

Das sei vergönnt.

Golo (knieend)

Dicht von Felsen eingeschlossen —
O, vergib mir, große Güte, —
Wo die stillen Bächlein gehn —
Warum bist du fern geblieben?
Wo die dunkeln Weiden sprossen —
Wie kann ich mich so gar nicht, gar nicht finden!
Allmächtiger! vergib mir meine Sünden! —
Dicht von Felsen eingeschlossen —
Und immer, immer das Lied mir wiederkehrt —
Wo die dunkeln Weiden sprossen —
Und mich in meiner Andacht stört —
Wo die Bächlein —
Allmächt'ger Gott! Wo bin ich hingeraten!
Da stehn die Weiden! Sieh, dort schleicht der Bach,
Da sind die Felsen, schließen eng' uns ein.
Gelobt sei Gott! — Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn! —
Wie hat dies Lied prophetisch mir geklungen!

Matthias.

Nun, bist du bald mit Beten fertig?

Golo.

Gönnt
Mir Raum! Ihr hättet auch wohl Not, Euch ab
So böser Schuld zu thun. Nun tötet mich
Und schenkt ein Grab mir unter diesen Weiden.

Matthias.

Nein, unbegraben soll dein Körper liegen,
Den Raben und den wilden Tieren Beute.

Golo.

Nein, nur ein Grab! Das Lied hat's so versprochen.

Kunz.

Er rast; ich hab' ihn nieder schon gestochen.

Golo.

O, nur ein Grab! Ich wünsche ja nicht viel.

Matthias.

Er stirbt, hier hat die Rache unser Ziel!
Hat er noch gute Freunde in der Welt,
So sei von denen ihm ein Grab bestellt. (Gehn ab.)

Golo.

Erlöser, löse mich aus dieser Qual —
Dort im fernen, einsam grünen Thal. — (Stirbt.)

Heinrich kommt zurück.

Heinrich.

Ach, großer Gott! Was haben sie angerichtet? Wie schlimm ist es dir, mein lieber Golo, ergangen? Du bist immer so gut gegen mich gewesen, dir hab' ich alles zu danken, und ich kann dir nun dafür nichts weiter als ein ehrliches Begräbnis schenken. Aber ich will dich begraben und auf deinem Erdhügel weinen und oben zu deinem Andenken einen jungen Baum pflanzen. Lieber Himmel, wer hätte das denken sollen! —

Saal.

Siegfried. Schmerzenreich.

Schmerzenreich.

Was weinst du, Vater?

Siegfried.

Daß die Mutter stirbt.

Schmerzenreich.

O, laß sie ziehn, denn das ist ihr Verlangen,
Nach Himmelslichte steht ihr frommer Sinn,
Die Erde nährte sie mit Pein und Bangen,
Nun geht sie in die ew'ge Freiheit hin;

Sie saß im harten Kerker hier gefangen,
Nun bringt der Tod ihr köstlichen Gewinn,
O, laß uns beten, daß wir aus den Leiden
Doch also rein und selig mögen scheiden.

Siegfried.

Kind, du kannst ruhig ihren Tod betrachten,
Von dir hat sie kein Leiden je empfangen;
Ich war's, der sie unschuldig ließ verschmachten,
Der ihr gegeben Pein und Angst und Bangen,
Indes die Mörder meiner Schwachheit lachten:
Nun ist im Busen herzlich mein Verlangen,
Ihr alle Leiden liebend zu vergüten
Und was ich kann, der Holden anzubieten.

Und kaum hab' ich das süße Werk begonnen,
So fängt sie an den Armen zu entfliehn,
Und kaum gefaßt, ist schon mein Glück zerronnen,
Kaum rückgekehrt, will sie von dannen ziehn.
Viel Lieb's und Gutes hatt' ich ausgesonnen,
Doch will kein neuer Frühling auferblühn.
Sie ist mein Leben, und sie will nicht leben,
Mein höchstes Glück muß ich verloren geben.

Schmerzenreich.

Oftmals hat mir die Mutter es verkündet,
Daß uns das Scheiden hier nicht lange trennt,
Daß wer sich liebt, sich dorten wiederfindet,
In gegenseit'ger Wonne sich erkennt;
Dann sind wir alle fest in eins verbündet,
Das Freudenreich mit ew'gen Lichtern brennt.
Sie ist die müdeste, sie geht voraus,
Wir kommen nach in unsers Vaters Haus.

Wendelin kommt

Siegfried.

Was macht mein edles, treffliches Gemahl?

Wendelin.

Jetzt ist der Bischof Hidulf angekommen,
Sie beten beide in dem alten Saal;
Sie hat das heil'ge Sakrament genommen,
Absolution und Ölung auch zumal
Empfangen aus des Bischofs Hand; die Frommen

Sind jetzt vertieft in heiligen Gedanken,
Hidulfus spricht von Gott und Christ der Kranken.

Hidulfus tritt auf

Hidulfus.

Es sei mit Euch des Herren ew'ger Friede!
Sie hat empfangen Sakrament und Weihe,
Drauf im Gesang, ob einem schönen Liede,
Daß ihr der Herr so Gnad' wie Schutz verleihe,
Versanken ihre heil'gen Augen müde,
Es scheint, daß sie im Schlummer sich erfreue.
Kein Sterbender hat noch sein irdisch Leben
So fromm und still dem Heiland übergeben.

Eine Kammerfrau kommt.

Kammerfrau.

Die Gräfin ist vom Schlummer schon erwacht
Und fühlt mit neuen Kräften sich erfüllt,
Sie preiset Gott, ihr helles Auge lacht,
Sie küßt entzückt des Welterlösers Bild;
Auch hat sie liebend Eurer oft gedacht,
Sie bittet Euch, daß Ihr doch noch gewillt,
Den letzten Abschied von ihr zu empfangen,
Eh' sie zu ihrem Vater heimgegangen.

Die Thüren öffnen sich, Genoveva liegt im Bette.

Genoveva.

Tritt her, Gemahl, tritt her, mein Söhnelein!
Ich lass' euch jetzt, bald sehen wir uns wieder,
Dann sollen wir stets bei einander sein
Und singen Gott die wohlgefäll'gen Lieder;
Schon spielt um mich des Himmels reiner Schein,
Der Leib sinkt in die tote Erde nieder.

Siegfried.

Ach, bleibe, bleibe noch, du frommes Blut,
Und mach' mich Sünder rein und fromm und gut.

Genoveva.[1]

Ich sah jetzt ein erfreuliches Gesichte:
Gestorben lag mein Leib und ausgestreckt,

---

[1] Die folgende Rede erinnert, namentlich in ihren letzten Strophen, deutlich an Jakob Böhmesche Vorstellungen.

Die Seele sprach: „Herr, geh nicht ins Gerichte!“
Da war der Himmel all mit Glanz bedeckt,
Vorüber zog die biblische Geschichte,
Mein reines Herz[1] vom Tode auferweckt;
Propheten, Kön'ge und Apostel kamen,
Und jeden nannt' ich bei dem heil'gen Namen.

Da brachten sie mir auch mein Kind getragen,
Ein Engel war es, diente vor dem Thron,
Es kam, mir Nachricht vom Gemahl zu sagen,
Der stand verklärt vor Gottes Antlitz schon.
Ich ging hinzu, um nach dem Lamm zu fragen,
Da kam die heil'ge Mutter mit dem Sohn,
Und Kinder mit den goldnen Flügelein,
Sie sangen all': Erbarmen und Verzeih'n.

Wohin ich blickte, sah ich Blüten prangen,
Aus Strahlen wuchsen Himmelsblumen auf,
Am Throne sproßten Glauben und Verlangen
Und rankten sich wie Edelstein' hinauf;
Gebete blühend in den Himmel drangen,
Zu Füßen aller goldnen Sterne Lauf
Und die Natur, in tausendfachen Weisen
Den dreimal heil'gen Gott, Sohn, Geist zu preisen.

Gebete stiegen auf, herab der Segen
Zur Erde nieder durch das Firmament,
Die Sterne kamen Gottes Lieb' entgegen
Und drungen in das ird'sche Element,
Verschlungen all' in tausendfachen Wegen,
Daß Himmel, Erd' in einer Liebe brennt,
Und tief hinab in Pflanz-, in Erzgestalten
Des Vaters Kräfte im Abyssus[2] walten.

Der Sohn war recht des Vaters Herz und Liebe,
Der Vater schaffende Allgegenwart,
Der Geist im unerforschlichen Getriebe
Das ew'ge Wort, das immerfort beharrt,
Daß alles wechselnd, nichts im Tode bliebe,
Indes der Vater wirkt die Form und Art,

[1] Ergänze: war.
[2] Abgrund, Tiefe (griechisch); den deutschen Mystikern geläufig.

So Lieb' und Kraft und Wort in eins verschlungen,
In ew'ger Liebesglut von sich durchdrungen.

Wie Strahlen gingen Engel aus und ein,
Entzückt in der Dreieinigkeit zu spielen,
Sich niedertauchend in der Gottheit Schein,
Die volle Seligkeit beherzt zu fühlen;
Sie durften in der Kraft und Gnade sein,
Die Sehnsucht in der großen Liebe kühlen.
Auch meine Seel' muß sich dem Tod entringen
Und in dem Lebensmeer als Welle klingen. (Stirbt.)

Schloßhof.

Wendelin. Heinrich. Else. Diener.

Wendelin.

Die Sel'ge mußte, ach! so schnell verscheiden;
Wir sind so holder Gegenwart nicht wert,
Drum ist sie von uns Sündern heimgegangen.

Else.

Wir sind im kurzen Leben alt geworden,
Wer hat dergleichen doch gesehn, gehört?

Heinrich.

Ja, wunderbar sind des Allmächt'gen Wege!

Wendelin.

Manch graues Haar hat dieses nicht erfahren,
Was wir noch jung gesehen und gehört;
Die Gnade Gottes hat uns heimgesucht,
Wer nun nicht in sich kehret, ist verflucht.

Else.

Auch was ihr von dem unvernünft'gen Tier
Erzählet, dünkt mich äußerst wunderbar.

Wendelin.

Ja, seit die Gräfin krank und bettlägrig,
Hat nicht die Hirschkuh Nahrung nehmen wollen,
Sie sah mit ihren Augen nach den Fenstern,
Wo sie die edle Gräfin sonst erblickt.
Als sie nun starb, da hing sie ihren Kopf

Und wandte sich nach keiner Seite um;
Sie folgte still dem traurigen Gepränge,
Als man den Leichnam in die Gruft gesetzt.
Dann blieb sie liegen dort vor der Kapelle
Und kratzte oftmals an der Kirchenthür,
Als wenn sie ihr wer öffnen sollte; so
Lag sie zwei Tage dort und ist verschmachtet,
Das Winseln war erbärmlich anzuhören.

Else.

Es stellt der Herr zu Pred'gern Tiere auf,
Wer könnte da noch wohl sein Herz verstocken?

Schloß. Nacht.

Siegfried.

Die Sinne mein vergehn, wohin ich blicke,
Scheint alles mir zu wanken und zu zittern,
Ich wage nicht, was in die Hand zu nehmen,
Ich fürchte, daß es mir alsbald zerrinnt.
Das Dauernde scheint mir so gar vergänglich,
Und das Vergängliche so unvergänglich.

Wendelin kommt.

Wendelin.

Ein Pilgrim ist hier eingekehrt und wünscht
Recht sehr, Euch alsobald zu sprechen.

Siegfried.

So laß ihn zu mir, denn er bringt vielleicht
Mir Trost und Stärkung.

Wendelin.

Es ist finstre Nacht
Und seltsam sein Begehren.

Siegfried.

Ist es Nacht?
Das wußt' ich nicht, doch laß ihn nur herein.

(Wendelin ab.)

Der **Pilgrim** tritt auf.

Pilgrim.

Des Herren Friede sei mit diesem Hause.

Siegfried.

Und bis in alle Ewigkeiten, Amen.
Was kommt Ihr noch so spät zu meiner Klause?

Pilgrim.

Ich hörte, was Euch Gott's Gerichte nahmen,
Drum komm' ich, Euch den süßen Trost zu bringen.

Siegfried.

Gesegnet sei'n die Füß', die dazu kamen,
Doch wird es, frommer Pilgrim, nie gelingen;
Denn allzutief ist dieses Herz verwundet,
Kein ird'scher Trost kann in die Seele dringen.

Pilgrim.

In Gottes Namen sprech' ich: Auf, gesundet!
Und faßt voll Glauben und Vertrau'n die Hand
Und nehmt das Heil, das ich für Euch erkundet!

Siegfried.

Ich fühle schon mein Zagen abgewandt.
Wer bist du, Mann, der so vermag zu heilen?
Dein Antlitz, die Gestalt ist mir bekannt.

Pilgrim.

Ich komme dir zuliebe von den steilen
Gebirgen, teurer Siegfried! mußt mich kennen,
Auch will ich gerne, ohne mehr zu weilen,

Dir meinen alten Menschennamen nennen:
Ich hieß einst Otho, als ich noch im Leben;
Zu dir zu gehen, wollte Gott vergönnen,

Um dir den süßen Balsam, Trost, zu geben,
Daß du dem Herren immer magst vertrauen
Und nicht verzweifelnd nach Vergangnem streben.

Siegfried.

Allgüt'ger Gott! Welch Wunder muß ich schauen,
Wie viel erfahr' ich jetzo Wunderwerke!
Von nun an will ich deiner Macht vertrauen.

Ich fühle schon in mir die neue Stärke,
Hinweg entflieht das irdische Verzagen,
Gepriesen sei dein Nam' und deine Werke!

In meiner Seele fängt es an zu tagen,
Und heilige Entschlüsse nun gedeihen,
Zu Lobgesängen werden meine Klagen.

Nicht mehr will ich mich mit mir selbst entzweien,
In Gottes Dienst will ich mein Leben enden,
Den matten Geist mit Himmelsspeis' erfreuen.

O, Dank dir, Freund! Aus deinen lieben Händen
Hab' ich das köstlichste Geschenk empfangen,
Das mir die Güte Gottes mochte senden.

Pilgrim.

Zu dir stand seit dem Tode mein Verlangen,
Besuchen wollt' ich dich vor manchen Jahren,
Dir trocknen deine Thränen von den Wangen.

Ich hatte jenseit alles schon erfahren,
Doch wußt' ich auch, wie alles mußte schließen,
Und wer die Mörder deiner Ruhe waren.

So ließ ich denn die Zeit vorüberfließen,
Geläutert erst von meinen ird'schen Sünden
Mußt' mir ein neuer Sinn im Geiste sprießen.

Nun ging ich aus, dich und den Sohn zu finden,
Den ich in Sünden dir zu Schmach erzeugt,
Und dir von Gott den Frieden zu verkünden.

Der Golo, der zum Grabe dich gebeugt,
Derselbe ist mein Sohn aus schlimmer Ehe,
Er selber schlimm, wie er sich dir bezeigt.

Siegfried.

Gar wunderbar! Des Herren Will' geschehe,
Ich bete an die Wege sein im Dunkeln
Und danke selber für dies Herzenswehe:
Ich hoff' dereinst in seinem Licht zu funkeln.

Die Kapelle. Morgen.

Hidulfus. Siegfried. Schmerzenreich.

Siegfried.

Hier, wo die Bilder schön die Pfeiler schmücken
Vom Sankt Laurentio und Sebastian,

Soll man auch Genovevam bald erblicken,
Sie wird den Wundermännern zugethan.
Mag mir mein letzter Wunsch, Herr Bischof, glücken,
So bin ich ganz ein seelerfreuter Mann,
Dann fehlt mir nichts in dieser Welt hienieden
Zu meinem Seelenheil und meinem Frieden.

Hildulfus.

Sprecht aus, was Ihr nur immer mögt begehren!
Wenn es nicht Gottes Satzung widerspricht,
So will ich es mit Freuden Euch gewähren.

Siegfried.

Damit in Zukunft mir kein Wunsch gebricht,
So wünsch' ich Gott beständig zu verehren,
Zu wandeln in der Andacht reinem Licht;
Drum will ich dort ein stilles Kirchlein gründen,
Wo mir gegönnt, mein fromm Gemahl zu finden.

Dort will ich ein einsiedlisch Leben führen
Und meinen Staat dem Sohne übergeben,
Ich will fortan Gebete recitieren
Und nach dem Himmelsregimente streben;
Kein irdisch Glück soll die Begierde rühren,
In Vater, Sohn und Geist will ich nur leben,
Und dieser Sohn sei noch, bevor ich sterbe,
Mein rechtsbestätigter und einz'ger Erbe.

Schmerzenreich.

So schaden, Vater, willst du mir im Teilen?
Du nimmst den Himmel für dein Eigentum,
Ich soll dafür beim Irdischen verweilen,
Mir bleibt ein wenig Erde nur zum Ruhm!
Doch ich will auch die kranke Seele heilen,
Ich folge dir zu deinem Heiligtum,
Da wollen wir uns in Gebeten üben,
Solang' uns noch die Wallfahrt vorgeschrieben.

Hidulfus.

Die hohe Frömmigkeit treibt mir die Zähren
In meine Augen: es gescheh' also.
Ich will die Bitt' euch beiden gern gewähren,
So führt ein strenges Leben still und froh;

Doch muß das Land des Schützers nicht entbehren,
Oft drängen es die Heiden wild und roh;
Drum muß Matthias euren Platz besitzen
Und Landesrecht die heil'ge Kirche schützen.

(Sie gehn alle ab.)

Der heilige Bonifacius tritt ein und beschließt.

So gingen sie zum wunderthät'gen Bilde,
Das ihnen, als sie kamen, gab den Segen.
Das Paternoster[1] nehmend, statt den Degen,
Ruht Siegfried dort, in Gottes Andacht milde.

Sie wohnten unter seinem heil'gen Schilde.
Sie aber ging auf lichterfüllten Wegen
Der schönen Dulderkrone dort entgegen,
Das Land verehrt sie im gemalten Bilde.

Die Heil'gen sind es, die den Himmel stürmen,
Das Paradies sich neu zu eigen machen,
Das uns verloren hat Adam und Eva:

Nun beten Fromme, wann sich Wetter türmen,
Im harten Kampfe mit dem alten Drachen:
Ora pro nobis, sancta Genoveva!

---

[1] Den Rosenkranz; dieser wurde übrigens erst im 13. Jahrhundert eingeführt.

Der Aufzug der Romanze.

Prolog

zum

Kaiser Octavianus.

Personen.

Der Glaube.
Die Liebe.
Die Tapferkeit.
Der Scherz.
Die Romanze.
Eine Pilgerin.
Ein Liebender.
Ein Ritter.
Ein Hirtenmädchen.
Der Dichter.
Zwei Reisende.
Ein Küster.
Chor von Kriegern.
Chor von Schäfern und Schäferinnen.

Einleitung des Herausgebers.

Tiecks zweites dramatisches Hauptwerk, von dem wir nur den Prolog „Aufzug der Romanze" abdrucken, und das der Dichter nicht ohne Berechtigung darum an die Spitze der ganzen Sammlung seiner „Schriften" (1828) stellte, „weil es seine Absicht in der Poesie am deutlichsten ausspricht", das „Lustspiel" (wie er es sonderbar genug nannte) „Kaiser Octavianus", erschien im Juni 1804[1] im Druck. Nach des Verfassers eigner Aussage[2] ward es schon im Frühling 1801, also noch vor dem „Runenberg", begonnen und nach 18 Monaten beendigt. Damit kann aber nur die Vollendung der Arbeit im großen und ganzen gemeint sein, während die Einsendung zum Druck sich noch um ein Jahr verzögerte. Tieck selbst berichtet[3], er habe im „Octavian" „vieles oft geändert und umgearbeitet, vorzüglich den Prolog", und verschiedene Zeugnisse beweisen, daß die Dichtung allerfrühestens im Herbst des Jahres 1803 völlig abgeschlossen worden ist. Die lyrischen Stellen des Dramas, die Tieck unter seine „Gedichte" aufnahm, sind von ihm selbst im „chronologischen Verzeichnis"[4] mit den Jahreszahlen 1801, 2 und 3 bezeichnet. Das älteste Zeugnis für die Entstehungszeit des „Octavianus" findet sich in einem Briefe Dorothea Veits, die von Jena aus am 17. Dezember 1801 an den Dichter schreibt: „Ich möchte Ihnen gern alles sagen können, welche innige Freude Sie mir mit dem ‚Octavian' gemacht. Frommann hat ihn mir vorgelesen. Ich danke Ihnen tausendmal dafür. Wie habe ich wieder Ihre ganze Liebenswürdigkeit, die Tiefe und die Glorie Ihrer Kunst und Ihrer Ziele so gefühlt." Damit kann indes nur der erste Teil gemeint sein, denn Karoline Schlegel meldet, gleichfalls aus Jena, am 14. Januar 1802, Tieck

---

[1] Jena, bei Fr Frommann. Eine „Ankündigung" des Verlegers, die auf S. 500 ff., den letzten Blättern des 32. Bogens, steht, ist „Jena, im Juny 1804" datiert.

[2] „Schriften", Bd. 1, S. XXXVIII.

[3] A. a. O., S. XL.

[4] „Gedichte", Bd. 3, hinter dem „Vorwort" und „Inhalt des dritten Teils".

habe Manuskript von „Kaiser Octavian" geschickt, am 15. Februar, er habe noch nichts weiter geschickt. Friedrich Schlegel berichtet an seinen Bruder aus Dresden am 1. März, daß der „Octavian" noch nicht fertig sei. Vierzehn Tage später, am 15. März 1802[1] schreibt Wilhelm Schlegel von Berlin aus an den Dichter: „Am Sonnabend Mittag ist Dein Brief angekommen, und ich habe noch gleich an demselben Tage den ‚Octavian', deinem Auftrage gemäß, an Frommann mit einem Briefe abgeschickt . . . Melde doch . . ., ob die zweite Hälfte des ‚Octavian' bald nachfolgen wird." Daraus ergibt sich, daß auch Karolinens Worte vom 18. März: „Ich habe nun den ‚Octavian' wirklich schon im Hause", sich nur auf den ersten Teil beziehen können. Und selbst an diesem wurde vermutlich noch mancherlei geändert. Wenigstens ist die berühmte Glosse am Schlusse des „Prologs" im chronologischen Verzeichnis der Gedichte mit der Zahl 1803 bezeichnet. Die Freunde warteten lange vergebens auf den Abschluß des ganzen Werkes. „Es wäre wirklich", mahnt W. Schlegel am 15. Februar 1803 den säumigen Dichter, „jetzt an der Zeit, daß Du einmal wieder ein großes Kunstwerk aufstelltest, und je länger Du es aufschiebst, je schwerer wird dir die Vollendung werden. Wenn Du einen Teil des Manuskripts um die Mitte März und das übrige Ende März hinschickst [an Frommann], so kann es gewiß noch auf die Messe fertig werden. Welchen Triumph alle deine Freunde haben würden, brauche ich nicht erst zu sagen." Aber noch sieben Monate später klagt er in einem an Schleiermacher gerichteten Briefe vom 26. September 1803, der erste Teil des „Octavian" liege immer noch fertig gedruckt bei Frommann und warte auf den zweiten, nun angefangenen. So sehen wir, daß die Arbeit an dieser Dichtung sich recht im Gegensatz zu der schnell vollendeten „Genoveva" über länger als britthalb Jahre hin erstreckte. Mancherlei Hemmungen waren daran schuld: Gemütsbewegungen, verursacht durch den Tod seiner beiden Eltern und die lebensgefährliche Erkrankung seiner Schwester, Nachwirkung des Schmerzes über Hardenbergs Tod, Mißstimmung über Angriffe litterarischer Gegner, Anfälle von tiefer Melancholie, körperliche Leiden, dazu äußere Störungen, wie die Übersiedelung von Dresden nach Ziebingen im Spätjahr 1802, die Sommerreise mit Burgsdorff im nächsten Jahre, endendlich anderweitige litterarische Beschäftigungen, wie die Herausgabe

[1] Bei Holtei, „Briefe an L. Tieck", Bd. 3, S. 283, steht freilich 1803, und die Handschrift (mit andern Briefen W. Schlegels an Tieck und dessen Bruder und Schwester auf der königl. Bibliothek zu Dresden aufbewahrt) kann allerdings so gelesen werden; der ganze Inhalt des Briefes aber beweist unwiderleglich, daß dieser 1802 geschrieben sein muß.

von Hardenbergs Nachlaß, das Studium der altdeutschen Poesie, dessen Frucht unter anderm die bereits 1803 erschienenen „Minnelieder" waren, Entwürfe und Anfänge eigner Dichtungen[1].

Über seine Bekanntschaft mit dem Stoffe erzählt Tieck[2]: „In Hamburg fand ich [im Jahre 1800] auf einem Wege durch die Stadt [bei einem Antiquar] das Volksbuch vom ‚Kaiser Octavian'. Ich glaubte jene Volksbücher alle zu kennen, und doch war mir dieses neu. Ich nahm es auf meinem Spaziergang mit zu Rainville, einem Gasthof und Belustigungsort der Stadt, wo ich eine Gesellschaft von Freunden erwartete. Im Freien sitzend, wo man die schöne Aussicht über den breiten Strom hat und Schiffe kommen und wegsegeln sieht, las ich in meinem Büchelchen. Mich erfreute der Reichtum dieser Erfindung; die vielen heitern und seltsamen Gestalten ergötzten meine Phantasie, und das ganze buntgeflochtene Gewebe ward mir so lieb, daß in diesen behaglichen Stunden fast schon der Plan fertig wurde wie es dramatisch auf neue Weise bearbeitet werden könne." Ebenda heißt es unter anderm weiter: „Mir waren seitdem die poetischen Werke des Mittelalters bekannter geworden; es war in Deutschland vom Charakter des Romantischen so viel die Rede gewesen, und, von Calderon[3] für die allegorische Poesie begeistert, versuchte ich es, in diesem wundersamen Märchen zugleich meine Ansicht der romantischen Poesie allegorisch, lyrisch und dramatisch niederzulegen." Wir erfahren dann, daß der Prolog[4] bestimmt war, diese Absicht deutlich anzukündigen, daß nicht nur die Romanze (d. i. die romantische Poesie in Person) im Prolog und im ersten Teil des Gedichtes, sondern sogar Personen, für deren Schicksale und Charaktere wir uns interessieren sollen, nämlich die Kaiserin Felicitas und die schöne Sultanstochter Marcebille, „zugleich die dichterische Ansicht der Poesie und Liebe aussprechen" sollen, daß sich „die Allegorie und das Bild der Rose und Lilie" durch das ganze Gedicht ziehen, ja, daß dieses Gedicht in seiner reichen, regellosen, lyrisch-phantastischen Fülle „selbst die Rose abspiegeln" solle, „die es verherrlicht". Diese Allegorisierung des Ganzen aber, an der der Dichter selbst so viele Freude fand, mag wohl der Hauptgrund sein, weshalb einem bei der Lektüre des Gedichtes, ungeachtet der berauschendsten Schönheiten im einzelnen, nicht recht wohl wird, weshalb dieses

[1] Vgl. unser „Chronologisches Verzeichnis" am Schlusse des 3. Bandes.

[2] „Schriften", Bd. 1, S. 37 ff.

[3] Vgl. die Anmerkung 1 zu S. 171.

[4] Der Entwurf zu diesem und der größte Teil der Ausführung fällt zweifelsohne schon ins Jahr 1801, die Vollendung aber, wie aus dem vorher Gesagten erhellt, erst in den Anfang 1803.

Erzeugnis, in dem Tieck die ganze Pracht und Lieblichkeit seiner Sprache in allen möglichen Versmaßen sich ergießen läßt, in das er Stimmungsbilder von wahrhaft hinreißender Macht verwoben hat, als Ganzes ein verfehltes Werk, mindestens ein verfehltes Drama ist; und ein Drama sollte es doch sein, obwohl es dazu schon eines festen Planes ermangelt. Überdies hat es unter der Hand eine so gewaltige Ausdehnung gewonnen, daß es in der ersten Ausgabe 498, in den „Schriften" 421 Seiten füllt. Schon aus äußern Gründen hätten wir demnach darauf verzichten müssen, den ganzen „Octavian" unsrer Auswahl einzuverleiben, selbst wenn dazu nicht die Erwägung getreten wäre, daß eine allegorisierende Dichtung von solchem Umfang heutige Leser schwer zu genießen vermöchten, sowie die andre, daß — trotz der Erweiterung des Gesichtskreises durch Bilder aus dem märchenhaften Orient und durch derben Humor — doch im wesentlichen alle hier erklingenden Töne schon in der „Genoveva" angeschlagen sind, die wir ja aufgenommen haben. Wir sind deshalb dem Vorgang Weltis[1] gefolgt und haben den Prolog: „Der Aufzug der Romanze", den Tieck dem eigentlichen Drama vorausschickt, hier eingereiht, da er auch in sich ein abgerundetes und in seiner räumlichen Beschränkung genießbares Kunstwerk, ja unleugbar ein Prachtstück dichterischer Allegorie ist, dem nur etwas mehr greifbare Handlung zu wünschen wäre.

Erwähnt sei noch, daß dieser Prolog bei der Tieck-Feier am 31. Mai 1833, dem 60. Geburtstage des Dichters, zu Berlin aufgeführt worden ist; die Komposition der Gesänge hatte Franz Gläser, damals Kapellmeister des Königsstädtischen Theaters, geliefert[2]. Neuerdings ist der Eingang der Dichtung von Ernst Rudorff, einem Bluts- und Geistesverwandten Tiecks, in Musik gesetzt worden[3]. Die Hauptgruppe des von Julius Hübner gemalten Vorhangs im alten, 1869 abgebrannten Dresdener Hoftheater stellte die wichtigsten der am Schlußtableau des Prologs teilnehmenden Personen dar. Über den Einfluß des ganzen Stückes auf jüngere Dichter vergleiche man die Einleitung zur „Genoveva".

[1] „L. Tiecks ausgewählte Werke". Mit einer Einleitung von L. Welti, Stuttgart o. J., Bd. 2.

[2] Vgl. Holtei: „Vierzig Jahre", Bd 5, S. 342, und „Briefe an L. Tieck", Bd. 2, S. 368.

[3] Die geist- und phantasievolle Komposition „Der Aufzug der Romanze. Eine Frühlingsfeier ꝛc für Chor, Solostimme und Orchester", ist 1872 erschienen und als Op. 18 bezeichnet.

Trompeten. Eine Schar von **Kriegern** zieht durch den Wald.

Chor.

Auf, tapfre Mannen,
Und folgt dem Getön!
Es führen uns schön
Trommeten von dannen,
Die Fahnen im Winde
Rotglühend vorauf,
Das Echo im Walde —
Der Frühling gelinde —
Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Ein Ritter.

Wie froh der Busen schlägt,
Wie frei das Herz sich regt,
Wenn es den Panzer spürt.
Die goldne Sonne scheint:
Wohlan, wo bist du, Feind?
Hörst du die Jubelklänge?
Siehst du die frohe Menge,
Entgegen dir geführt,
Die ziehend mit Gepränge
Dich Flücht'gen einholt balde
Im Walde? (Ziehn vorüber.)

Ein Zug von **Schäfern** und **Schäferinnen**, tanzend und singend, mit Flöten und Schalmeien.

Schäfer.

Die Mailust ist begonnen,
Der Baum hat seine Grüne,
Die Blätter schon gewonnen.
Wie seufzten alle Knaben:

O, daß der Mai erschiene,
Daß wir die goldnen Gaben
Bald möchten wieder haben!
Komm wieder, Sonnenschein,
Fließt wieder, Bäche, munter
Den grünen Plan hinunter,
Singt wieder, Vögelein,
Im Walde.

Schäferinnen.

Und seht, er ist gekommen,
Das goldne Kind, der Mai,
Ist alles angeglommen,
Das Eis ist weggenommen,
Die Fluren sind so neu.
Er bringt uns alles wieder:
Schon tönen Frühlingslieder,
Die kühlen Bächlein rauschen,
Vom Hügel hergeschwommen,
Die Vöglein alle tauschen
Die tausend Melodieen,
Die goldnen Blümlein blühen
Im Walde.

Vereinigtes Chor.

Der Winter floh, ein Schatten,
Und ließ die Erde los,
Nun blüht der grüne Schoß,
Nun sieht man auf den Matten,
Im kühlen Waldesschatten,
Das Wild, die Vögel fliehen,
Eins nach dem andern ziehen
Und liebend sich begatten.
Gegrüßt sei, holder Mai!
Die Lieb' ist dein Gespiele;
Wann ich den Frühling fühle,
Wird auch mein Lieben neu:
Der Liebe Tempel sei
Im Walde. (Ziehn vorüber.)

Der **Dichter** tritt auf.

Dichter.[1]

Wie sehnsuchtsvoll fühlt sich mein Herz gezogen,
Dem frischen, grünen Walde zugelenket,
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen schauen sich in klaren Wogen.
Ein blau Kristall erscheint der Himmelsbogen,
Zur blüh'nden Erde liebend hergesenket,
Die Sonne zeigt, daß sie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küssend aufgesogen.
Die Pflanzen glänzen, Wasserwogen lachen,
Die muntern Tiere regen sich in Sprüngen,
Der Vogel singt, wie Laub sich grün entzündet.
Wenn Tiere, Wasser, Blumen, Flur erwachen,
Läßt höher noch der Mensch die Stimm' erklingen,
Der Dichter Himmelslust der Welt verkündet.

Chor (von der einen Seite, mit Trompeten, wie in der Ferne).

Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Chor (von der andern Seite, mit Flöten, in der Ferne)

Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

Der Dichter.

Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen,
Die Flöten tönen, der Trommete Klänge
Ermuntern laut der Waldvöglein Gedränge,
Dem Frühling wird, dem Mute Gruß gesungen.
Die Fahnen dort sind kühn emporgeschwungen,
Im blanken Erz regt sich der Krieger Menge,
Dort singt ein Schäferchor Liebesgesänge,
Und Flöten, Horn und Wald in eins erklungen.
Drein gießt sich Duft von Baum= und Blumenblüte,
Es brennt der Wald im hellen grünen Feuer,
Und Geister spielend im Gezweige springen;
Da regt die Poesie sich im Gemüte,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leier,
Die Wonne, die sein Herz bewegt, zu singen. —

---

[1] Dies Sonett unter dem Titel „Der Dichter" und mit der Jahreszahl 1801 auch in den „Gedichten".

Hör', Echo du, im Thale drunten — unten —
Baumzweige über meinem Haupte droben — oben!
Die alte Zeit kömmt mir in meine Sinnen — innen; —
Gefühle wunderſel'ger Stunden — ſtunden
Im Herzen auf, und mich bezwangen — Wangen,
Und ſüße Lippen, Buſen, Locken — locken
Der Sehnſucht reizende Gefühle — fühle!

Ein **Liebender** tritt auf.

Liebender.

Hier iſt der Bach, das grünende Gebüſche,
Wo einſt bei eines ſchönen Morgens Friſche,
Ach, meiner allzuſel'gen Hand
Die Reizendſte durch Handdruck ſich verband,
Mir ihre Gunſt die Schäferin geſtand.

Alle[1] Wünſche, alle Träume
Waren herrlich nun geſtillt,
Das Verlangen war erfüllt,
Fröhlich rauſchten grüne Bäume.
Aus geh' ich, die Spur zu finden,
Alles ſagt mir von dem Glücke,
Jene Zeit kömmt mir zurücke;
Mußte ſie ſo ſchnell verſchwinden?
Ach, wie war die Stunde ſüße,
Als ſich unſre Blick' erkannten,
Unſre Herzen ſchnell entbrannten,
Sich begegneten die Küſſe.
Jeder Frühling ſagt mir wieder,
Wie ich ſelig einſt geweſen,
Darum kann ich nicht geneſen,
Und das Auge ſinket nieder.
Kommt der Herbſt, bin ich vermeſſen,
Kommt der Winter, ſeh' ich glänzen
Manche Schönheit bei den Tänzen,
Und die Einz'ge wird vergeſſen.
Aber wann die Blumen ſprießen,
Wann die Nachtigallen ſingen,

[1] Von hier ab ſind die Worte des Liebenden unter dem Titel „Treue" und mit der Jahreszahl 1801 auch in die „Gedichte" aufgenommen worden.

Muß sie wieder mich bezwingen,
Ich den schnöden Frevel büßen.
Fließet, fließet, treue Thränen,
Herz, vergeh im tiefen Schmachten,
Mögt, ihr Augen, euch umnachten,
Leben, löse dich in Sehnen.

Eine Pilgerin kommt.

Pilgerin.

Was heute war, ist morgen schon entschwunden,
Es wechseln ohne Rast des Lebens Stunden,
Fortuna rennt unstetig durch die Welt
Und weiß nicht, wo, weiß nicht, wann einer fällt;
Sie spielt mit Zepter, Herrlichkeit und Kronen,
Blind geht sie hin, wo irgend Menschen wohnen,
Unglück und Leid, wie Thränen oder Lachen
Begleiten sie, den Hofstaat ihr zu machen,
Sie kümmert's nicht, wer jammert, wer gewinnt,
Sie kömmt und flieht, forteilend wie der Wind.

Ohne Ruhe ewig wandelnd,
Geht sie fort, weiß nicht, wohin,
Irr und unstet ist ihr Sinn,
Nur nach blinder Laune handelnd.
In das laute Lachen streut sie
Unvermerkt der Thränen Saat,
Und den Jammer, wenn auch spat,
Durch ein holdes Glück erfreut sie.
Dies sah ich auf allen Wegen,
Und, die falsche Welt verlassend
Und das Weib Fortuna hassend,
Wall' ich einer Klaus' entgegen.

Der Dichter.

Durch Himmelsplan die roten Wolken ziehen,
Beglänzet von der Sonne Abendstrahlen,
Jetzt sieht man sie in hellem Feuer glühen,
Und wie sie sich in seltsam Bildnis malen[1]:
So oftmals Helden, große Thaten blühen,
Aufsteigend aus der Zeiten goldnen Schalen,

---

[1] Zu seltsamen Gestalten formen.

Doch wie sie noch die Welt am schönsten schmücken,
Fliehn sie wie Wolken und ein schnell Entzücken.
Was dieser flieh'nde Schimmer will bedeuten,
Die Bildnis, die sich durcheinander jagen,
Die Glanzgestalten, die so furchtbar schreiten,
Kann nur der Dichter offenbarend sagen;
Es wechseln die Gestalten wie die Zeiten;
Sind sie euch Rätsel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt stehn in seinem Lied gedichtet,
Was die Natur schafft und im Rausch vernichtet.
Es wohnt in ihr nur dieser ew'ge Wille,
Zu wechseln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht sie ab die dunkle Hülle,
Die Tön' erweckt sie aus dem toten Schweigen,
Ein Lebensquell, regt sich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder steigen:
Nur Phantasie schaut in das ew'ge Weben,
Wie stets dem Tod erblüht verjüngtes Leben.

Der **Ritter** kommt zurück.

Ritter.

Die Feinde sind entflohn, die mut'gen Krieger
Gehn ohne Blut, mit unzerschlagnem Helm
Zurück ins Vaterland. — Schon wird es Abend,
Die laue Luft zieht durch die Blätter labend,
Auf Harnisch und auf Schild erglänzt der Schein,
Der Himmel funkelt wie ein roter Wein,
Der lockend im Pokal von Golde schwimmt
Und Glanz von ihm in seine Röte nimmt.

Ein **Hirtenmädchen** kommt.

Hirtenmädchen.

Das Fest ist vorüber,
Schon winken von ferne
Die lieblichen Sterne
Des Abends herüber.
Nun klinget die Flöte
Noch zärtlicher drein,
Im lieblichen Schein
Der sinkenden Röte.
Und alle beginnen
Mit schmeichelnden Tönen,

Damit sie die Schönen
Durch Lieder gewinnen.
Mich lassen sie ziehen,
Folgt keiner zum Hain,
Verlassen, allein
Zum Wald muß ich fliehen.
Ich bin noch ein Kind,
Drum darf ich es wagen,
Mein Leiden zu klagen
Dem nächtlichen Wind.
Nach wenigen Lenzen,
So nennt man mich schön,
Beim Flötengetön
Entschweb' ich in Tänzen,
Dann werd' ich in Kränzen,
Die zärtliche Hand
Mir schenkte und band,
Hell prangen und glänzen.

Ein **Reisender** tritt auf.

Reisender.

So leg' ich hier den schweren Bündel nieder,
Der mir die Reise zu beschwerlich macht.
Genug der Länder hab' ich nun gesehn
Und will mich im Erinnern schön ergötzen.
Nichts geht doch der Bequemlichkeit zuvor.
Wie freu' ich mich auf meine alten Freunde,
Auf die Verwandten und auf Frau und Kinder
Auch Nachbarn, ihnen alles zu erzählen;
Die größte Lust kömmt immer hintennach.

Ein **zweiter Reisender** tritt auf.

Zweiter Reisender.[1]

Weit hinaus treibt mich das Sehnen,
Wundervolles Land zu schauen:
Keiner darf sich selbst vertrauen
Oder sich als weise wähnen;
Das erfodert manche Künste,
Mancherlei muß man erfahren,

[1] Die folgenden Worte des zweiten Reisenden unter dem Titel „Bildung in der Fremde" und mit der Jahreszahl 1801 auch in den „Gedichten".

Und oft sieht man erst nach Jahren,
Alles waren eitel Dünste.
Darum will ich in die Weite,
Manches Glück wird mir begegnen,
Auch mag's manchmal Schläge regnen.
Meist folgt Morgen auf das Heute.
Jeder führt etwas im Schilde,
Und umsonst ist nichts auf Erden,
Darum acht' ich nicht Beschwerden,
Wenn ich mich nur etwas bilde.

Ritter.

Beglückt, wer mit den aufgespannten Flügeln
Sein Schiff dahin auf ebnem Meere führt,
Er sieht um sich die große Fläche spiegeln
Und wird von keiner bleichen Furcht berührt;
Er führt den Kiel zu seiner Heimat Hügeln,
Den Lauf untrüglich der Magnet[1] regiert,
Die Sterne lenken an dem Himmelsbogen,
Gehorsam dienen Winde wie die Wogen.

Der erste Reisende.

Was hab' ich doch von meiner ganzen Reise,
Als daß ich nunmehr weiß, was ich nicht wußte,
Wodurch mir jetzt die Zeit noch länger währt?
Als ich den Weg vor meinen Füßen hatte,
Dacht' ich, es müsse was Besondres werden,
Nun, da ich endlich denn zurückgekehrt,
Dünkt mir das Ganze nicht der Rede wert.

Der zweite Reisende.

Wundervolle Berge warten
Meiner und die Wasserfälle,
Glänzend springt wohl manche Quelle
In dem blumgezierten Garten.
Bäume rauschen, Gemsen klimmen
Oben schwindlicht am Gesteine,
Freundlich blinkt im Morgenscheine
Stadt und Berg mit Türm' und Zinnen.
Manches wird sich noch begeben,
Mancher Rausch und manche Schöne,

[1] Im Kompaß.

Mancher Zwist, den ich versöhne,
Fügt sich lustig in mein Leben.

Ein Küster tritt auf.

Küster.

Da hab' ich nun auf weiten Wegen
Hin und zurücke reisen müssen.
Das ist mir herzlich ungelegen,
Denn meine Beine müssen's büßen.
Und alles aus dem dummen Grunde,
Weil unsre Uhr nicht richtig geht,
So daß sie immer eine Stunde
Nach dreien Stunden stille steht.
Das Dach ist nicht ganz regendichte,
Und immer scheut das Dorf die Kosten,
Das macht die Uhr nun ganz zunichte,
Denn Werk und alle Räder rosten.
Kommt in Tumult drauf die Gemeine,
Und alle machen groß Geschrei:
Es ist zwölf Uhr, so ruft der eine,
Der andre schwört, es sei schon drei.
Die Einheit fehlt dem ganzen Werke,
Es läuft nun gegen alle Regel,
Und keiner ist's, der sich nicht merke[1],
Denn jedes Beichtkind wird zum Flegel.
Man kann nun nicht zu rechten Zeiten
Die liebe Kinderlehre halten,
Mit Sicherheit die Glocken läuten,
Da sich die Dinge so gestalten.
Die Ordnung ist nun auch begraben,
Und alles schwimmt in Anarchie,
Und bis auf die Kurrende[2]=Knaben
Lebt jeder wie das liebe Vieh.
Doch ist die Uhr nur erst im Stande,
Und das geschieht in kurzer Frist,
So weiß doch jedermann im Lande,
Woran er mit sich selber ist.

---

[1] Vermutlich ist zu erklären: Und keiner ist, der sich mit seinem Tadel nicht bemerkbar macht. Vielleicht muß man auch lesen: Und keiner ist, der sich's nicht merke.

[2] Der „laufende" Chor, der auf den Straßen singt und dafür bezahlt wird

Der erste Reisende.

Das ist gewiß, nichts in der ganzen Welt
Geht über eine recht honette Uhr.
Warum? Man weiß dann stets in jeder Stunde,
Wieviel die Glocke eigentlich geschlagen.
Man ißt dann nicht zu spät und nicht zu früh,
Legt sich gesetzt zur rechten Zeit zu Bette,
Treibt das Studieren niemals über Macht,
Und da das Leben aus der Zeit besteht,
So muß man auch beständig danach sehn,
Wieviel es an der Zeit ist in der Welt.

Der zweite Reisende.

Ach! und dann das dumpfe Läuten,
Das vom Kirchhof schön herüber
Einem kann so viel bedeuten,
Nichts auf Erden ist mir lieber.
Und die ernsten Glockenschläge
In der stillen Mitternacht
Machen alles Grausen rege,
Wenn ich grade noch gewacht.
Nie möcht' ich die Uhren missen,
Und auf meinen weiten Gängen
Will ich allenthalben wissen,
Wo doch wohl die Glocken hängen.

Der Dichter.

Es klingt ein altes Lied[1] mir in mein Ohr,
Drum zögert, eilt nicht allzuschnell von hinnen,
Ich fühle schon bezaubert meine Sinnen,
Im Wunderglanze steigt das Bild empor.
Es thun sich Tiere, Länder, Meer' hervor,
Da glänzen Burgen, königliche Zinnen,
Ein Knab' will mit dem Riesen Schlacht beginnen,
Ein Kinderpaar, das sich im Wald verlor.
Es toben wild der Heiden rohe Scharen,
Die Christenheit zu stürzen, all entbrannt,
Doch Liebe hat den Helden angelacht,
Ein schönes Frauenbild mit goldnen Haaren,

---

[1] Vom „Kaiser Octavianus".

Die Augen wie der reinste Diamant,
Das kühne Herz dem Glauben dargebracht. —
Doch schaut, welch Bildnis reitet durch den Wald?
Ist's eine Jäg'rin, die dem Wild nachrennet?
Die Kriegesgöttin, die, in Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit siegender Gewalt?
Ist es die Liebe, die den Aufenthalt
Des Himmels läßt und unsrer Erde gönnet,
Daß man sie wiederum als Göttin kennet?
Noch nie sah ich so herrliche Gestalt.
Mein Herz erbebt in freudigem Entzücken,
Ein Zauberreiz umspielt dies Wunderwesen,
So göttlich groß, so lieblich doch und mild.
Uns näher komm, du herrlich Frauenbild,
Von jedem Leiden fühl' ich mich genesen,
Wenn du mich würdig hältst, mich anzublicken.

Der erste Reisende.

Wir stehn, so glaub' ich immer, in der Schonung,
Der Jäger kommt, uns alle abzustrafen.
Ich hab' so viel Erfahrung doch gewonnen
Auf meinen Reisen, daß ich mich mit Klugheit
Vor allem Schaden hüt'. Ich geh' nach Hause. (Geht ab.)

Der zweite Reisende.

Ich verweile mich zu lange;
Wie die Zeit so schnell vergeht,
Keine Stunde stille steht,
Die Betrachtung macht mir bange.
Warum soll ich hier noch harren?
Diese Menschen sind fatal mir,
Und nun mehrt sich noch die Zahl hier,
Endlich wird man gar zum Narren. (Geht.)

Der Küster.

Ich frage nur: Kann dies die Uhr mir bessern?
Wenn das nicht ist, so such' ich einen Meister,
Der wieder alles in die Richtung bringt,
Was uns den Kopf nur gar zu sehr verwirrt. (Geht ab.)

Der Dichter.

Halt' an! du wunderbares Bild! Wer bist du,
Auf diesem weißen, königlichen Zelter?

Mit Federbüschen, in dem Winde flatternd,
Die weiße Brust mit blauem Schleier schmückend,
Im Munde Lächeln, in den Augen Ernst,
Auf vollen Wangen Throne für die Liebe?
Mir ist, ich kenne dich, doch bist du fremd,
Ich habe nie so Wunderherrliches,
So Liebliches gesehn, so fremde Tracht.

Die Romanze auf einem Pferde.

Romanze.

Hältst du mir des Rosses Zügel
Auf in meinem schnellen Jagen?
Wer ich bin, will ich nach Wahrheit
Dir jetzt ohne Säumen sagen.
Mit dem Namen nennt man mich nur,
Wenn man von mir spricht, Romanze,
Ich durchzieh' die Welt mit Freuden,
Streue Lust aus, wo ich wandle.
Meine Eltern will ich nennen:
Glaube heißt mein edler Vater,
Und die Mutter ist die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten.
Beide haben mich erzeuget,
Als sie sehnsuchtsvoll entbrannten,
Und an meiner Mutter Brüsten
Wuchs ich auf in ihren Armen.
Als die neue Lehr' erblühte,
Hochrot wehten Christenfahnen,
Kreuze drein[1] die Krieger führten
Und die Heidengötter sanken,
Flohe Venus, die betrübte,
Nach dem einsam dunkeln Walde,
Und voll Trug hüllt sie die Glieder
In die büßenden Gewande.
Wie ein Pilgermädchen heilig
War sie gänzlich umgestaltet,
So fand sie ein Eremite,
Der mit ihr durch Felsen wallte.

---

[1] Drin, in den Fahnen.

Venus war erfreut des Truges,
Und ihr weltlich Herze lachte,
Als der fromme Mann erglühte,
Seine Brunst gestand im Wahne.
Drauf gebar sie nach neun Monden
Liebe mit dem Heil'genglanze,
Aber sie ward eingeschlossen
In der Felsenklüfte Spalten,
Daß sie keinen Trug ersinne
Und die Liebe nicht verwandle:
Selbst erzog, ernährt' sich diese
Von der süßen Himmelsmanna.
Und sie blühte auf, ein heil'ger
Überirdisch schöner Garten;
Drauf vermählte sich der Glaube
Mit der süßen, die so zarte.
Denn er sprach: „Wen soll ich freien?
Alle Mädchen, die ich sahe,
Alle Frauen, die ich kenne,
Hält die Eitelkeit gefangen.
Von der Welt und von der Sünde
Losgerissen, muß mich laben
Streit für Gott und Christ im Geist, das
Herz erglühn im goldnen Brande;
Wenn ich nun die Gattin wähle,
Die nach Erdenfreuden trachtet,
Wird mein stiller Sinn von jener
Wie die Sehnsucht wohl verachtet."
Da erschien ihm die Holdsel'ge,
Meiner Mutter Schönheit sah er;
„Solch ein Himmel wohnt auf Erden?"
Rief er und fand ihre Gnade.
Und sie gingen durch die Welt hin,
Liebe wie die Sonnenstrahlen,
Wie des Mondes sanfte Lichter
Schien der Glaube durch die Thale.
Neue Liebe, neues Leben
Schuf den Menschen neue Sprache.
Liebesglut war stets der Glaube,
Glauben nur ein Liebsgedanke.

Das bezwang die härt'sten Herzen,
Alle hin zum Kreuze kamen.
„Ewig, ewig sei die Liebe!"
Rief voll Inbrunst nun der Vater;
„Ewig sei der Glaube blühend!"
Sprach die Mutter im Gesange,
Und die frommen Menschen riefen
Zu den beiden Wünschen: Amen!

Dichter.

Steig' von deinem Roß alsbalde!
Bist du wohl vom Jagen müde?
Ha! daß ich dich endlich schaue,
Das gibt meiner Seele Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen,
Schöne Tochter hoher Liebe,
Edles Kind des sanften Glaubens,
Unvermutet steigst du nieder.
Blieben deine Eltern einsam,
Haben sie der Freunde viele?

Romanze.

Von dem Roß ab will ich steigen,
Hier im zarten Grase spielen:
Bald erscheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei ersten, die ich nannte,
Sind uns sehr getreue Diener;
Eine werte Magd dem Vater
Ist die Tapferkeit beschieden.
Er allein mit tiefer Inbrunst
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet seiner Rechte,
Kreuz und Ölzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab sich ihm
Zu den allertreusten Diensten,
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn ist ihre Zierde.
Liebe fühlte wohl, wie Andacht,
Beten, ein zu heilig Fühlen
Sie in Sehnsucht, Demut löste,
Weil ihr Herz, zu oft gerühret,

Sprach: „Wo find' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener?
Daß ich freies, innres Leben
Und verschönt die Erde spüre?"
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: „Ich fühl' mein Herz erglühen,
Überwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Gibt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man scherzen ohne Liebe?
Reines Wasser fließt erzeugend,
Aus dem Wasser Blumen blühen."
So steht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühne,
Ich, das Kind, voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glaube und Liebe treten herein.

Glaube.

Ei, du böses, wildes Kindlein,
Sage doch, wo bist du blieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die sanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehst du uns, geliebte Tochter?
Bist du gern von uns geschieden?

Romanze.

Nie sind wir getrennt; wes Macht
Hätte mich von euch getrieben?
Ewig ist in euch mein Herz nun:
Aber gern, schein' ich zu fliehen,
Dann vermerk' ich, wie ihr beide
Mir nach durch die Thäler ziehet. —
Jener dort mit süßem Kreuze
Und dem schönen Christusbilde,
Eine Taub' auf seinem Herzen,
Ist der Glaube, groß und lieblich.
Hat er nicht recht Vateraugen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?

Sieh, in diesem holden Lächeln
Kann man recht die Sehnsucht kühlen.
Jene dort, so wie Maria,
Die zur Erde steigt hernieder,
Alle Herzen an sich lockend,
Ist die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand trägt sie zwei Blumen,
Eine Rose, eine Lilje,
Die mit inn'ger Liebessehnsucht
Immer zu einander blühen.
Rose lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilje hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz ist ihr beschieden.
Beide Blumen schaut die Mutter
An mit Sehnsucht in den Blicken.
Will die Rote trunken machen,
Schaut sie ihre Schwester drüben:
Will die Bleiche Frommes sprechen,
Sanft erheitern, sanft betrüben,
Schaut sie auf die Rote sehnlich,
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz spricht aus den Augen,
Senken sie sich golden nieder,
Wer sie anschaut, kann nicht sorgen,
Denn ihr Blick ist allzu lieblich.
Was die Frühlingssonne meinet
Und nicht Worte kann ersinnen[1],
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden diese Augen
Und die goldnen Augenlider;
Spürst du nicht: sie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und so klingt dieselbe Sprache
In dem Schwung der schönen Glieder,
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen hold hernieder.

---

[1] Und wofür sie keine Worte ersinnen kann.

Glaube.

Ja, ich bin, den du beschrieben;
Kennt ihr Menschen wohl den Glauben?
Lange herrscht' ich hier auf Erden;
Habt ihr noch die alten Augen?
Sehnsucht floh, so wie die Pfeile
Fliehn vom Bogen, mich zu schauen,
Damals wollte jedes Herze
Nur durch meine Hilfe bauen.
Nicht auf Erde, nicht auf Zeitlich
Ging ihr innigstes Vertrauen;
Blumen, Gold und Menschen selber
Sind Gewächse nur vom Staube.
Jenseit allem, was du[1] denkest,
Fühlest, hörest oder schauest,
Liegen, die du erst verließest,
Deine vaterländ'schen Auen.

Pilgerin.

Ach, wie froh, daß du erschienen,
Ist die seligste der Frauen!
Ich mit meinem Pilgerstabe
Nahe dir mit heil'gem Schauer.
Willst mich Arme nicht verwerfen?
Du bist meine feste Mauer,
Lange sucht' ich dich vergebens,
Hier nun stirbt die Angst und Trauer.

Liebe.

Sind noch welche, die mir trauen,
Die sich meinem Dienst ergeben,
Leben, wie die stillen Priester,
Ewig mir geweihtes Leben?
Vormals waren alle Thaten,
Alles kühne Heldenstreben,
Alle Kämpfe, alles Ringen,
Aller Lieder Klang und Wehen
Nur von meinem Hauch ermuntert,
Nur von meinem Geist erreget;

[1] Anrede an den Menschen.

Blühend standen alle Gärten,
Liebe schmückte alle Wege.
Keiner war, der mich nicht kannte,
Still geweiht dem heil'gen Sehnen,
Glänzt' Inbrunst aus allen Augen,
Aus dem Quell des Lichts, den Herzen.

Der Liebende.

Wenn die holde Stimme rufet,
Könnte noch wer widerstehen?
Wer tritt feige wohl zurücke,
Wenn der Liebe Fahnen wehen?
Wenn du willst mein Hauptmann heißen,
Will ich gern im Heere stehen.

Glaube.[1]

Wenn du glaubst und niemals zweifelst,
Wirst du jetzt dein Glück ersehen.

Liebe.[2]

Die du längst gesucht, sie steht dort,
Grüße sie mit Freundes-Rede.

Der Liebende.

Himmel! sie, die Teure ist es?
Pilgerin, willst du mich kennen?

Pilgerin.

O, wie könnt' ich dich verleugnen?
Dich nicht meinen Liebsten nennen?

Beide.

Also waren wir uns nahe,
Und wir glaubten uns so ferne,
Und uns trennte keine Weite,
Nur die allernächste Nähe.
Scheiden kann nicht Raum und Zeit, die
Sich in Glaub' und Lieb' erkennen.

Glaube.

Doch wo bleibt das kühne Mädchen?
Tapferkeit, so komm von dorten!

---

[1] Zu der „Pilgerin"
[2] Zu dem „Liebenden".

Liebe.

Scherz, herbei zu mir behende!
Warum hältst du dich verborgen?

Tapferkeit und Scherz treten herein.

Scherz.

Sieh, hier ist dein treuster Diener.

Tapferkeit.

Dir bin ich berufen worden.

Scherz.

Eilend komm' ich hergelaufen.

Tapferkeit.

Weilten auf dem Hügel droben.

Romanze.

Jenes Mädchen in dem Harnisch,
Blanken Helm auf dunkler Locke,
Löwe ihr zur Seite gehend,
Und die Brüste schön erhoben,
Tapferkeit wird sie genennet:
Niemals ist genug zu loben
Ihre Schönheit, die so furchtbar
In den kühnen Augen wohnet.
Schild und Panzer, Eichenzweige
Führt sie, Wehrgehenke golden,
Was der Vater sagt, das thut sie,
Angefrischt von seinem Lobe. —
Jener, der ein Knabe scheinet,
Ist vor langer Zeit geboren,
Aber nimmer kann er altern,
Jugend bleibt dem Scherz zum Lohne.
Um die Liebe hüpft der Junge,
Die erfreut sich an dem Holden,
Alles jauchzt an ihm, vom Haupte
Bis hernieder zu den Sohlen.
Wen er anrührt, muß gesunden,
Fühlt erfrischt den Todesotem,
Keine Macht kann ihn bezwingen,
Unglück trotzt er und dem Tode.

Wo er weilet, ist der Frühling,
Lacht er, Blumen aufgebrochen,
Leid und Jammer, Weheklage
Stirbt dem weg, den er erkoren;
Alte Märchen weiß er, schöne,
Er ist selber wie gewoben
Aus den reinsten Phantasieen,
Von dem Lichte ausgeboren.

Liebe.[1]

Warum bist du mir entwichen,
Diener, der du Treu' gelobet?

Glaube.[2]

Dienerin, du bleibst an meiner
Seite, geh mir nicht verloren!

Liebe.[3]

Immer muß sie dich begleiten,
Scheint es fast, du könntest ohne
Gattin leichter fröhlich leben
Als ohn' sie, die herrlich thronen
Muß in deiner Brust; ich neide
Ihr die allerschönste Krone,
Mehr als mich hast du sie immer
Zur Vertrauten auserkoren.

Glaube.

Nie kann mich dein Vorwurf treffen,
Aber daß du mit dem Sohne,
Mit dem Knaben ewig tändelst,
Und wenn nicht von ihm betrogen,
Doch verwildern kannst am Ende,
Hast du Thorheit eingesogen:
Möchtest einst vergessen, fürcht' ich,
Daß wir nun im Himmel wohnen.

Romanze.

Wild erschein' ich, gegen Glauben,
Gegen Liebe, rasch und rohe,

[1] Zum „Scherz".
[2] Zur „Tapferkeit".
[3] Zum „Glauben".

Dennoch bind' ich sie zusammen,
Bin die Eintracht dieser Hohen.
Zürne keiner ob dem andern,
Du nicht ob dem jungen Sohne,
Mutter, du nicht ob der Jungfrau!
Ihr müßt bei einander wohnen.
Niemals kann die Liebe zweifeln,
Glaube traut nicht dem Argwohne,
Ich bin euer Kind, vereine
Diener, Vater, Magd, die Hohe.

Tapferkeit.

Bist du dort ein Kriegsmann worden?
Trägst du Panzer, samt dem Helme?

Ritter.

Freudvoll war ich immerdar
Und von Herzen dir ergeben,
Keine höhre Lust mir wissend
Als den Erzruf der Trommete,
Schilder, in der Sonne spiegelnd,
Feinde auf der grünen Ebne.

Tapferkeit.

Immer werd' ein Mann erfunden,
Und es lohnt dir einst die Ehre.

Ritter.

Alles will ich fahren lassen,
Will der Ruhm nur mein gedenken.

Scherz.

Du, im leichten Hirtenkleide,
Willst du mir nicht näher treten?
Komm und sag' mir, wer du sein magst,
Daß ich deine Augen sehe.

Hirtenmädchen.

Immer hast du mir gefallen,
Und mir dünkt, daß ich dich kenne,
Meine aber, daß wir künftig
Mehr beisammen spielen gerne,
Die Gefährten sind gegangen
Nach den grünen Fluren ferne,

Nennen mich die kleine Unschuld,
Weil ich noch nicht küssen lerne.

Scherz.

Kleine Unschuld, du gefällst mir,
Immer möcht' ich bei dir leben,
Wie du Mädchen, so ich Knabe,
Beide gleiche Kinder eben.

Mädchen.

Freundlich wollen wir mitsammen
Viele Märchen, Possen reden.

Scherz.

Lieblich wollen wir zusammen
Durch die grünen Felder gehen.

Mädchen.

Und wer Blumen sieht am Wasser,
Soll sie für den andern lesen.

Ritter.

Süßes Mädchen, zartes Kindchen,
Jetzo muß ich zu dir sprechen:
Willst du nicht mein Liebchen heißen,
Muß mein Herz mir innen brechen.

Mädchen.

Du gefällst mir sehr, ja wahrlich!
Schild und Harnisch, samt dem Degen,
Und der Helm mit seinem Busche,
Nicht ist mir das Gold entgegen:
Willst du wohl mein Liebster heißen,
Da ich nur ein kindisch Mädchen?

Ritter.

Kann was schöner sich verbinden,
Als der Mut mit Unschuld, Scherze?

Romanze[1].

Und du siehst so einsam sinnend,
Gar nichts sagt zu dir dein Herze?

Dichter.

Wer empfindet wer entzückt ist,
Kann der glühend Worte reden?

---

[1] Zum „Dichter".

Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich suchte,
Was mir keiner konnte geben,
Alle Fülle, Schönheit, Anmut,
Seh' ich spielend dich umschweben.
Wenn du lächelst, will die Seele
Fort aus dem Gefängnis streben,
Sich in diese Lippen fangen,
In die roten Fesseln legen:
Mit dem Lächeln auferblühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leisen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannst du mir gewogen sein?
Möchtest du mich nicht verschmähen?
O, dann würd' ich in der Freude
Überselig untergehen.
Du bist Liebe, du bist Glauben,
Du bist Tapferkeit und Scherzen,
Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich alles leicht verstehen.
Jeder hat, was er gewünschet,
Nach dem Herzen sich erwählet,
Willst du günstig mir erscheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dienest, wenn du treu bleibst,
Will ich dich mit Mut beseelen,
Bleibe stets mein eingedenk,
Wenn die andern mich verschmähen.
Einmal hab' ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu bestehen,
Und dein Herz wird dir geläutert,
Wie der Blick[1] durch Silber gehet.

---

[1] Im bergmännischen Sinne. Wenn das „Werkblei" (Verbindung von Blei und Silber) auf dem „Treibherd" in Fluß geraten und alles Unreine ausgetrieben ist, erscheint das geläuterte Edelmetall auf einmal mit einem schnell vorübergehenden, reinen Glanze, den der Bergmann den „Blick" des Silbers oder „Silberblick" nennt.

Folge denen, die mir dienten[1],
Lieb' auch sie mit voller Seele;
Wer da will ein Priester heißen,
Muß des Tempels[2] nie vergessen. —
Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Musik.

Mit Trompeten kommen die **Krieger** auf der einen, die **Schäfer** mit Flöten auf der andern Seite zurück. In der Mitte stehen **Glauben** und **Liebe**, zur Seite des Glaubens **Tapferkeit**, zwischen ihnen der **Liebende** und die **Pilgerin**, neben der Liebe der **Scherz**, zwischen diesen der **Ritter** und das **Hirtenmädchen**, im Vordergrunde der **Dichter** und die **Romanze**.

Chor der Krieger.

Über die Berge, über die Bäume
Schwebt des Mondes goldner Flimmer,
Durch den Wald senkt sich der Schimmer,
Drin erwachen zarte Träume.
Geister schweifen sacht
Durch die grüne Nacht
Im Walde.

Chor der Schäfer.

Der Tag versteckt sich in den Schatten,
Mondenlicht will uns verkünden,
Daß sich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geister wiederfinden,
Die auf Erden hier geschieden,
Die das Irdische getrennt;
Wenn Mondschein brennt,
Dann wandeln sie in Frieden
Im Walde.

---

[1] Den frühern Dichtern, insbesondere den von der Romantik gefeierten und anerkannten.

[2] Der „Tempel" ist das Heiligtum der Poesie, in dem die früher Dienenden nun selbst verehrt werden.

Liebe.[1]

Liebe läßt sich suchen, finden,
Niemals lernen oder lehren;
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne selbst sich zu verzehren,
Muß sich reinigen der Sünden.
Alles schläft, weil[2] er noch wacht;
Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Tapferkeit.

Aber nie darf er erschrecken,
Wenn sich Wolken dunkel jagen,
Finsternis die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer aufzuwecken.
Ewig steht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt;
Aber Mut nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig schwächen,
Die den Sinn gefangen hält.

Scherz.

Keiner Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernst beschieden;
Flüchtig sind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden.
Wer die Schlange an sich hält,
Dem ist Schatten vorgestellt[3];
Alles, was die Dichter sangen,
Nennt der Arme, eingefangen[4],
Wundervolle Märchenwelt.

---

[1] Die hier beginnende Glossierung der berühmten Worte: „Mondbeglänzte Zaubernacht" 2c. unter dem Titel: „Wunder der Liebe" und mit der Jahreszahl 1803 auch in den „Gedichten".

[2] Während.

[3] Wer die Schlange der Sorge an sich hält, von Sorgen umwunden ist, der sieht alles in trübem Lichte.

[4] Befangen.

Glauben.

Herz, im Glauben auferblühend,
Fühlt alsbald die goldnen Scheine
Die es lieblich in sich ziehend
Macht zu eigen sich und seine,
In der schönsten Flamme glühend.
Ist das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht;
Hat dich[1] Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht!

Allgemeines Chor.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

---

[1] Das Opfer.

41

Anmerkungen.

Gedichte.

1. (S. 9) **Melancholie.** Entstanden 1793, gedruckt 1795 in „Geschichte des Herrn William Lovell“, Band 1, S. 21.

2. (S. 10) **Der neue Frühling.** Entstanden 1796, gedruckt 1798 in Schillers „Musenalmanach“ für 1799, S. 48.

3. (S. 12) **Nacht.** Entstanden Sommer 1796, gedruckt 1797 in „Karl von Berneck“, „Volksmärchen, herausgegeben von Peter Leberecht“, Band 3, S. 146, dann 1801 in Schlegel-Tiecks „Musenalmanach“ für 1802, S. 116. Populär geworden durch die Kompositionen von Reichardt, Zelter und Methfessel.

4. (S. 13) **Herbstlied.** Entstanden 1796, gedruckt 1798 in Schillers „Musenalmanach“ für 1799, S. 26, dann 1799 im „Zerbino“, S. 91.

5. (S. 14) **Ermunterung,** 6. (S. 15) **Trauer,** 7. (S. 16) **Lockung.** Entstanden 1796, gedruckt 1797 in der „Wundersamen Liebesgeschichte der schönen Magelone“ 2c., „Volksmärchen von Peter Leberecht“, Bd. 2, S. 155, 233, 243. In den Ausgaben der „Gedichte“ nebst den andern Liedern aus „Magelone“, mit einigen Änderungen, unter dem gemeinsamen Titel „Des Jünglings Liebe“.

8. (S. 17) **Zuversicht.** Entstanden 1797, gedruckt 1798 in „Franz Sternbalds Wanderungen“, Band 1, S. 371.

9. (S. 18) **Frühling und Leben.** Entstanden 1798, gedruckt 1798 in „Franz Sternbalds Wanderungen“, Band 2, S. 4. Unser Text nach „Schriften“, Band 16 (1843), S. 198.

10. (S. 21) **Arion.** Entstanden 1798, gedruckt 1799 in den „Phantasieen über die Kunst“, S. 39. In die Umarbeitung des „Sternbald“ aufgenommen und geändert, „Schriften“, Band 16 (1843), S. 176; danach unser Text. — Das Gedicht ist veranlaßt durch A. W. Schlegels gleichnamige Romanze (in Schillers „Musenalmanach“ für 1798), von der Tieck nicht befriedigt war. Vergleiche auch die Prosadarstellung

der Sage in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" (Novalis' „Schriften" 1802, Band 1, S. 55).

11. (S. 23) **Liebe.** Entstanden 1798, gedruckt 1799 in den „Phantasieen über die Kunst", S. 245. — Zeile 7—10 von den Romantikern oft glossiertes Thema: 1801 von Fr. Schlegel, 1802 von A. W. Schlegel (zweimal), von Tiecks Schwester Sophie Bernhardi (zweimal) (vgl. A. W. Schlegels Werke, herausgegeben von Böcking, Bd. 1, S. 141 ff.), von W. von Schütz (vgl. „Briefe an Tieck", Bd. 3, S. 277), 1803 von Tieck selbst („Phantasus", Band 3 [1816], S. 523), 1813 von Uhland parodistisch (vgl. „Gedichte und Dramen", Band 1, S. 179) ꝛc.

12. (S. 23) **An —**, 13. (S. 24) **An Friedrich Toll**, 14. (S. 24) **An Wilhelm Heinrich Wackenroder**, 15. (S. 25) **An denselben**, 16. (S. 26) **An A. W. Schlegel.** Entstanden 1800 gedruckt 1800 mit 15 andern Sonetten unter dem gemeinsamen Titel „Erinnerung und Ermunterung" in Tiecks „Poetischem Journal", S. 473—492. Unter dem Gesamttitel „Blätter der Erinnerung" stehen 16 dieser Sonette mit einigen andern (wie Nr. 17: „An Novalis") in den „Gedichten", Band 2 (1821), S. 71 ff.

17. (S. 26) **An Novalis.** Geschrieben 1801, gedruckt in Schlegel-Tiecks „Musenalmanach" für 1802, S. 187.

18. (S. 27) **Die Musik spricht.** Das dritte der „Gedichte über die Musik", entstanden 1802, gedruckt 1812 im „Phantasus", Band 1, S. 472.

19. (S. 27) Das 12. der 32 **„Sonette aus dem ungedruckten Roman: Alma, ein Buch der Liebe"**, entstanden 1803, gedruckt 1821 in den „Gedichten", Band 1, S. 196.

20—22. (S. 28 und 29) Das 2., 4. und 5. der Sonette **„Die Kunst der Sonette"**, entstanden 1805, gedruckt 1821 in den „Gedichten", Band 2, S. 262 ff.

23. (S. 30) **Schaubühne.** Entstanden 1805, gedruckt 1821 in den „Gedichten", Band 2, S. 269.

24—33. (S. 30—41) Aus den **„Reisegedichten eines Kranken"**, gedruckt 1823 in den „Gedichten", Band 3, S. 198 ff. 24—26 geschrieben im Sommer, 27 im Herbst, 28 im Spätjahr 1805, 29 am Ende des Karnevals, 30 in der Fastenzeit, 31—33 im Frühling 1806.

34 und 35. (S. 42 und 45) Aus der **„Rückkehr des Genesenden"**, geschrieben im Sommer 1806, gedruckt 1823 in den „Gedichten", Band 3, S. 236 ff.

36. (S. 46) **Der Fischfang.** Geschrieben 1806, aus dem unvollendeten Drama „Das Donauweib", gedruckt 1818 in der „Sängerfahrt" von Friedrich Förster, S. 16.

37. (S. 46) **Heimliche Liebe.** Geschrieben 1811, aus der Erzählung „Liebeszauber", gedruckt 1812 im „Phantasus", Band 1, S. 276.

38. (S. 48) **Phantasus.** Geschrieben 1811, gedruckt 1812 im „Phantasus", Band 1, S. 150.

39. (S. 59) **An Stella.** Geschrieben im Herbst 1813, gedruckt 1818 in Friedrich Försters „Sängerfahrt", S. 129.

40. (S. 60) **An einen Liebenden.** Geschrieben im Frühling 1814, gedruckt 1818 in Friedrich Försters „Sängerfahrt", S. 128.

41. (S. 60) **Des Mädchens Plage.** Geschrieben 1816, gedruckt 1821 in den „Gedichten", Band 1, S. 152; dann 1827 in der „Dresdener Morgenzeitung" Nr. 73 in „Ein Kapitel aus der neuen Bearbeitung des Romans: Franz Sternbalds Wanderungen".

42. (S. 62) **An die Verständigen.** Die Überschrift nicht von Tieck. Wahrscheinlich 1837 geschrieben; ungedruckt. Das Original nebst Entwürfen zu zwei andern Sprüchen und den Versen „Seinem geliebten E. Förster" auf einem Blatt im Besitz der Frau Landrat von Treutler.

Lesarten.

Die großen Ziffern verweisen auf die Seiten, die kleinen auf die Zeilen des Textes in unsrer Ausgabe.

22_{26} Naht er] Naht schon „Schriften", versehentlich aus der frühern Gestalt des Gedichtes stehen geblieben; in den „Phantasieen über die Kunst" lautet die Zeile: Er naht sich schon der Felsenwand.

24_{10} Ahndung] Tieck schrieb stets ahnden, Ahndung etc. Vgl. Varnhagen, „Nachlaß", Briefe, Bd. 1, S. 238; Solger, „Nachgelassene Schriften und Briefwechsel", Bd. 1, S. 335.

112_{11} von] vom die Ausgaben von 1797, Druckfehler, vgl. S. 141_3 von Gelehrter.

201_{28} bewährt] So alle Ausgaben, wahrscheinlich ist aber zu lesen bewehrt.

303_{14} wäre] werde „Schriften".

326_{35} Was] Wahrscheinlich ist zu lesen wes.

336_6 Erschüchtert] Erschüttert „Schriften".

349_5 mir] mit „Schriften".

354_2 Nachgedanken] Nachgedanken „Schriften".

361_{14} Alle Ausgaben haben nach machen ein Komma.

366_{25} ist's Jagd] ist Jagd „Schriften".

376_{11} sie] sich „Schriften".

376_{18} welch] welche „Schriften".

381_{15} vom] von „Schriften".

382_{35} Daß] das „Schriften", und 1. Ausgabe.

406_4 Throne] Thronen „Schriften".

Inhalt.

Gedichte.

Der Abschied.

Der gestiefelte Kater.

Leben und Tod der heiligen Genoveva.

Der Aufzug der Romanze.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Tieck, Ludwig,

Tiecks Werke

Bd.: 1

[1892]